<36608354380018 S

<36608354380018

Bayer. Staatsbibliothek

Johannes von Müllers
sämmtliche
Werke.

Herausgegeben
von
Johann Georg Müller.

27.28

Sieben und zwanzigster Theil.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 3 4.

H. misc. 219 ub / 27, 28

RG.

Johannes von Müllers

historische Kritik.

Herausgegeben

durch

Johann Georg Müller.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 3 4.

8
4. n. 27.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt des siebenundzwanzigsten Bandes.

Recensionen.

(Fortsetzung des XXVI. Bandes.)

Seite

43. Sartorius Geschichte des hanseatischen Bundes. 2 Thle. 1802. (Jen. allg. Literaturzeitung 1804.) 1
44. Jos. Rohrers Versuch über die deutschen Bewohner der östreichischen Monarchie. 2 Thle. 1804. — über die slawischen — 2 Thle. 1804. (Ebendaselbst.) . . . 21
45. — — — Abriß der westlichen Provinzen des östreichischen Staates. 1804. (Allgem. deutsche Bibliothek. Bd. 102.) . . . 29
46. Hegewisch Grundzüge der Weltgeschichte. 1804. (Jen. allg. Literaturzeitung 1804.) 54
47. Patono, Mémoires pour servir à l'histoire de la dernière guerre des Alpes. 1800. Unbekannt, wo abgedruckt.) . . . 57
48. Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin, ou, Fréderic le Grand, sa famille, sa cour, son gouvernement, ses académies, ses écoles, et ses amis littérateurs et philo-

Seite

phes, par Dieudonné THIEBAULT, 5 Tom. 1804. (Halle'sche allg. Literaturz. 1805.) . 43

49. L. F. W. Breyers historisches Magazin. 1. B. 1805. (Jen. allg. Literaturz. 1805.) 62

50. — — — Grundriß der Universalgeschichte, 1. u. 2. Thl. 1805. (Ebendaselbst. 1804. u. 1805.) 69

51. B. v. Stürmer Rede bei der Feier des 50. Jahres von der Stiftung der k. k. orientalischen Akademie. 1804. (Hallische allg. Literaturzeitung. 1804.) 76

52. Marie GUTHRIE a tour through the Taurida or Crimea etc. 1802. (Ebendaselbst.) . 77

53. ZABEO, expositionem symboli, quae prodiit Patavii 1799. tribuendam esse S. Nicae, Dacorum Episc. Venet. 1803. (Jenaische allgem. Literaturzeitung 1805.) . . 88

54. C. R. Hausen von der Bildung des Kurfürsten Johann Georg auf der Universität zu Frankfurt a. d. O. 1804. (Halle'sche allgem. Literaturz. 1804.) 90

54 b.) Plac. Muth über den Einfluß des vormaligen Peterklosters zu Erfurt auf religiös-moralische und wissenschaftliche Cultur. 1804. (Allg. deutsche Bibliothek. Bnd. C.) . 91

55. J. Dallaway Reisen in die Levante. Aus dem Englischen. 1804. (Ebend. Bnd. CIV.) 95

56. J. L. S. Bartholdy Bruchstücke zur nähern Kenntniß des heutigen Griechenlands, gesammelt auf einer Reise. Erster Theil 1805. (Jenaische allgem. Literaturzeitung 1805.) . 99

Seite

57. F. M. APPENDINI, notizie istoricho-critiche sulle antichita, storia e letteratura de Ragusei. Tom. II. 1802 – 1803. (Ebendas.) 108

58. — — — de vetustate et praestantia linguae Illiricae etc. 1806. (Ebendaselbst 1808.) 121

59. D. Jac. MORELLI, dissertazione intorno ad alcuni viaggiatori eruditi venetiani poco noti. 1803. (Ebendaselbst 1804.) . . 123

60. — — — Bibliotheca manuscripta graeca et latina. 1802. (Ebendaselbst.) . . . 126

61. Joannis COTTAE, carmina. 1802. (Ebendaselbst.) 133

62. Dr. Martin Luthers Denkmal, oder Beiträge zur Beurtheilung des Unternehmens ihm eines zu errichten. Halle 1804. (Neue allgem. deutsche Bibliothek. Bnd. C.) . 134

63. J. F. Möller, über Hohensyberg, die altsächsische Feste. Dortmund. 1804. (Ebendas. B. CII.) 139

64. Briefe der Schweizer, Bodmer, Sulzer, Geßner. Herausg. v. Wilh. Körte. Zürich 1804. (Jen. allg. Literaturzeitung 1805.) 141

65. (Dionisi) de vicendevoli amori di Mr. Franc. PETRARCA e di Donna LAURA. Verona. 1804. (Ebendaselbst.) 146

66. Opere del Dott. Lod. SCAPINELLI. Parma. 1801. (Ebendaselbst.) 149

67. J. C. Pfisters Geschichte von Schwaben. 2 Thl. Heilbronn. 1803 u. 1805. (Ebendas. 1804 u. 1805.) 152

68. D. F. Cleß Versuch einer kirchlich-politischen

Seite

Landes- und Culturgeschichte von Würtemberg bis auf die Reformation. Tübing. 1806. 1. Th. 8. (Hall. allg. Literaturzeit. 1806.) 169

69. Tyroler-Almanache auf die J. 1802. 1803. 1804 und 1805. Wien. 8. (Jen. allg. Literaturz. 1805.) 177

70. A. H. L. Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. Zwei Thle. 2te Aufl. Göttingen. 1804. 8. (Ebendaselbst 1806.) 186

71. Nestor, Russische Annalen in ihrer slawonischen Grundsprache verglichen, übersetzt und erklärt von A. L. von Schlözer. 4 Th. Göttingen. 1802 — 1805. 8. (Ebendas.) 196

72. Hugo Grotius. Nach seinen Schicksalen und Schriften dargestellt von Heinr. Luden. Berlin 1806. (Ebendaselbst.) . . . 204

73. D. C. F. Stäudlins kirchliche Geographie u. Statistik. Tübingen. 1804. 2 Thle. (Ebd.) 210

74. *Επιστολαριον, εκ διαφορων ερανισθεν.* Constantinopel. 1804. 4. (v. Alex. Maurocordatus.) (Hall. allg. Literaturz. 1806.) 218

75. von Hormayr, Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tyrol. Tübingen. 1806. Erster Theil. (Ebendaselbst.) 222

76. — — — Friedrich von Oestreich und Leopold der Schöne. Wien. 1806. (Ebendaselbst.) . 227

77. H. C. A. Eichstaedt, oratio de bonis Academiae Jenensis. S. Petersburg. 1806. 4. Jenaische allg. Literaturzeitung. 1806.) . 229

78. V. Monti, del cavallo alato d'Arsinoe; let-

Seite

tere filologiche. Milano. 1804. (Hallische allgemeine Literaturzeitung. 1806.) . 233

79. Fragment einer Recension über eine neue philosophische Theorie der Geschichte. (Jenaische allgemeine Literaturzeitung. 1806.) . 236

80. Encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients; aus sieben arabischen, persischen und türkischen Werken (übersetzt v. Hrn. J. v. Hammer). Leipzig. 1804. (Ebendas.) 239

81. Berlin oder der preußische Hausfreund; eine Zeitschrift f. gebildete Leser. 1806. 4. (Ebd). 249

82. Joh. Jac. Altorfers poetische und prosaische Schriften, nebst dessen Leben. Winterthur. 1806. (Ebendaselbst 1807.) . 253

83. Jos. Freih. v. Hormayr, östreichischer Plutarch. 5 Bändchen. Wien. 1807. (Ebendas. 257

84. C. Fea, dei diritti del principato su gli anticho edifici pubblici. Roma. 1806. (Ebd.) 262

85. Chev. de Bray, voyage aux Salines de Salzburg et de Reichenhall et dans une partie du Tirol et de la Haute-Bavière. Berlin. 1807. 8. (Ebendaselbst.) . . . 263

86. J. C. L. Sismondi, histoire des republiques Italiennes du moyen âge; Zuric. 1807. Vol. I. (Ebendaselbst.) 264

87. Der rheinische Bund. (Von Winkopp herausgegeben.) Frankf. 1806 u. 1807. 9 Hefte. (Jen. allgem. Literaturzeit. 1807.) 274

88. (Fragment einer Recension der) vertrauten Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hof seit dem Tode Friedrichs II. Amsterdam und Köln. 1807. . . . 399

* 3

Seite

Beilagen.

I. Remarques sur la contestation concernant la date et le lieu de l'impression d'une Bible en allemand, qui a été envoyée à S. A. E. de Mayence. 1786. 324
II. Ankündigung und Probe einer Uebersetzung und Umarbeitung von Bayle's Wörterbuch. 1785. 329
III. Ankündigung des Commerce épistolaire entre M. de Haller et M. Bonnet. 1784. . 347

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Recensionen.

(Fortsetzung.)

43.

Göttingen, bei Heinr. Dieterich. Geschichte des Hanseatischen Bundes, von Georg Sartorius, Professor zu Göttingen. Erster Theil. 1802. XVI und 478 Seiten; zweiter Theil in zwei Abtheilungen, 832 Seiten in 8. Mit einem (heraldischen) Kupfer.

Der ganze Vorrath von Materialien, aus welchen die Geschichte besteht, läßt sich füglich unter zwei Titel bringen. Das Werk physischer Gewalt, wie in verschiedenen Zeiten und Ländern, der und dieser, vermittelst angestammter oder durch gemeines Räubereroberertalent zusammengebrachter Macht, alles was den Menschen lieb ist, sich zu eigen genommen, alles gemeine Recht untertreten und seinen Willen den Erschrockenen zum Gesetz vorgeschrieben, das verdient eine bloß chronikmäßige Darstellung, wie die Ueberschwemmungen, die Erdbeben, die Historien der Heuschreckenzüge, des durch Feldmäuse, durch Wölfe angerichteten Verderbens. Leicht kann dadurch die Meinung

von einer Würde der Menschheit, von einer wachenden Vorsehung, erschüttert werden; überhaupt ist Abspannung, Niedergeschlagenheit der davon bleibende Eindruck. Nicht so das Werk moralischer Kräfte, die Erzählung wie durch irgend eine glücklich oder durch Weisheit gefundene, mit Anstrengung vieler Klugheit, List oder Tugend in Vollzug gesetzte Idee manchmal eine unbedeutende, namenlose Gesellschaft von Menschen der größten Macht gleich, ja überlegen ward. Das ist Menschengeschichte. Jene lieber nicht wissen zu wollen, läßt sich entschuldigen; wer diese verschmähet, ist ein geborner Sklave oder Narr. Nur ihretwegen verdient jene als Gegenstück, als erhebender Schatten und wegen des unumgänglichen Zusammenhangs die Ehre der Erhaltung. Wo diese aufhört, wird jene in der That nicht mehr geschrieben: denn wenn der Kampf aus ist, so stehen die Richter auf.

Wie in der dunkeln Anarchie rechtloser Heldenzeit, vor allem Landfrieden, und ehe Staatsrecht genannt wurde, und als von hundert Gliedern der jetzt alle Welttheile und Meere in Ein Gemeinwesen umschließenden Kette kaum eines da war, aus einigen hölzernen Städten der Wenden und Niederdeutschen, ohne Plan, ohne Schrift, eine sehr unvollkommen zusammenhängende Vereinigung hervorging, bald Königen des Nordens Trotz bot, und von der Wolchowa unzugänglichen Ufern bis zum vielbesuchten t'Zwyn, von den Inseln des hohen Nords bis mitten in Deutschland Handelsgeist weckte und nicht weniger Waaren als neue Begriffe in Umlauf brachte: dieser ehrenvolle Theil unserer Nationalgeschichte ist von größerer Wichtigkeit als vieler berühmten Dynastien verwüstende Eroberungskriege. Jene Eidgenossen auf

der südlichen Reichsgränze, die nur Freiheit wollten, und (einen Augenblick ausgenommen) in das Rad der Welthändel wenig eingriffen, haben Geschichtschreiber gefunden, deren Verzeichniß bei Haller sechs Bände füllt: Endlich einmal mußte die Geschichte der Hansen doch auch von den Fabeln gesichtet, in kritischer Bearbeitung dem prüfenden, in weltbürgerlichem Resultate dem großen Publicum vorgelegt werden. Herr Prof. Sartorius thut jenes in vorliegendem Werk, nach dessen Vollendung er in kürzerer Uebersicht auch letzteres Bedürfniß zu befriedigen vor hat.

Zahlreich und groß waren die Schwierigkeiten. Hier ist keine Rede von einem durch natürliche Gränzen bestimmten Land, wo das Herkommen, worauf ihm alles ankam, baldmöglichst in Schrift verfaßt, und, lange Zeit unangetastet, in dem was es ist, lebende Urkunde dessen blieb, was es war. Die hanseatischen Städte waren großentheils lange verbunden ohne einen Bundbrief, und verloren ist der erste (1,107.); viele Tage hielten sie, ohne schriftlichen Abschied. In der blühendsten Zeit verhehlten sie die Zahl ihrer Städte. Die Behauptung des Alleinhandels ist geheimnißbedürftiger als die der Freiheit, und vieles war zu verabreden, vieles zu vollziehen, was man lieber nicht urkundlich sagte. Daher in den ältesten Zeiten so viele Mangelhaftigkeit an diplomatischen Erweisen, als, da die Thaten aufgehört, lästige Redseligkeit über Formen, deren Geist verflogen war, und Geschichtschreiber, die nicht nur aus Parteigeist oder Eitelkeit, sondern schon darum die Vorzeit unrichtig darstellten, weil das große Werk, dessen Trümmer sie sahen, in der Entfernung ihnen älter und gleich anfangs wichtiger, als es war, gewesen zu seyn däuchte.

Man erwäge den universalhistorischen Blick, den die Einsicht der Verhältnisse jeder Zeit in den vielen Staaten, wo hansische Niederlassungen waren, erfordert.

Herr Prof. Sartorius hat alles, was mit Billigkeit sich fordern läßt, so genugthuend erfüllt, als man es kaum für möglich halten sollte. Von dem erstaunenswerthen Fleiß und von der gesunden, scharfsinnigen Kritik zeugen die Noten und Beilagen; es ist alles aus den besten Quellen tief geschöpft, und wohl geordnet. Seinen Gesichtspunkt behält er fest vor Augen; der Bund ist, was er sucht; von Stadtgeschichten bringt er nichts dem Hansenbunde Fremdes bei. Wie die Natur dieser Gesellschaft es mit sich bringt, so ist ruhige, berechnende, abwägende Ueberlegung, nicht erschütternde Darstellung der Kriege oder Tumulte, Charakter seiner Manier. Ueber den Handelsinteressen vergißt er aber nie weder die der Menschheit, noch das neuerlich über viele Maximen verbreitete hellere Licht: so daß kein Mann von Kopf dieses Buch ohne lebhafte Theilnahme lesen, oder ohne mannichfaltige Belehrung und Befestigung in den wahren Grundsätzen aus der Hand legen wird. Es ist ein durchaus meisterhafter Bericht von einem Gegenstande, der dem Norden Deutschlands von dem dreizehnten bis in das sechszehnte Jahrhundert ein Gewicht und einen Einfluß gab, wovon die Folgen bis auf diesen Tag wohlthätig sind.

Jeder Theil umfaßt einen Zeitraum, deren der erste von der unmerklichen Entstehung der Hansen und ihrer Einung bis auf den vortheilhaften Frieden geht, wozu sie im J. 1370 den dänischen König Woldemar Atterdag nöthigten; der zweite schließt bei der Aufrichtung des Land-

friedens in Deutschland, 1495. Vier Bücher stellen die erste, acht aber die zweite Periode dar: wie der Bund sich bildete; was für gemeinsame Fehden er bestand; sein Hauptverkehr, die Grundfeste seiner Größe, den nordöstlichen Handel; dessen Verbindung mit dem westlichen; wie er war mit Rußland, Scandinavien, den Belgen, den Britten; die eigentliche Verfassung; derselben Einfluß auf die Reichsverhältnisse, die Freiheit und innere Ordnung der Städte, die Verbindungsmittel zwischen den Völkern, die Einführung eines gemeinen Seerechts, und endlich auf die Vervollkommnung der Cultur und Industrie in dem deutschen Vaterlande. Die historische Ausführung ist mit Beilagen versehen, wo genauere Forscher, in des Verf. Arbeitszimmer geführt, seine gedruckten und handschriftlichen Quellen, eine nach der andern, zur Einsicht bekommen, und über Einiges nähern Aufschluß erhalten.

Wir haben genug gesagt, um auf diese wichtige Arbeit, welche bei Vergleichung deutscher und ausländischer, antiker und neuer Historiographie, einen ehrenvollen Platz einnehmen wird, wohlverdiente Aufmerksamkeit zu erregen. Es bleibt übrig, die Hauptresultate eines jeden Buchs auszuheben.

Dem Ganzen geht eine Einleitung voran, die kürzlich erinnert, wie aus den Ueberbleibseln altrömischer Städte, wie durch natürliches Zusammenrücken, besonders in der Furcht vor Ungarn und Normannen, auch bei uns neue Städte nach und nach wurden, und aus Italien gewisse Ideen bürgerlicher Freiheit erhielten; daß es aber, zumal in Niederdeutschland, wo sie sich weniger nahe von mächtigerm Adel umgeben, und bei Auflösung der welfischen Macht noch zu schwach waren, mit der

Entwicklung so langsam ging, daß bis gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts deutsche Urkunden selten, von Bürgermeistern und Räthen wenige Meldung, wohl aber meist überall noch Burgen- und Reichsvögte vorkommen. Endlich haben „in Zeiten des „Zugreifens auch sie erstritten was sie konnten, „und wenn schon immer noch sehr unvollkommene, „doch die ersten besseren Muster einer wohlgeordneten, politisch-bürgerlichen Verfassung wieder „aufgestellt.“ (S. 48.)

In dem ersten Buche (1, 49—130) wird gründlich gezeigt, wie unstatthaft man den Anfang des Bundes auf den im J. 1241 zwischen Hamburg und Lübeck geschlossenen Verein zu fixiren gemeint habe. Ohne schriftliche Verkommniß haben sich in demselben Jahrhundert nach und nach zehn oder zwölf Städte (den Wendischen gehöre das Hauptverdienst) durch gemeinschaftliches Interesse zu Verabredungen bewogen gefunden. Vor 1308 oder 15 oder 43 werde keine deutsche Hanse genannt, und von 1364 sey der erste sichere (jedoch verlorne) Bundbrief. Die vorgebliche Theilnahme dieser Städte an den morgenländischen Kreuzzügen wird, wie sie unstreitig es war, als äußerst gering, die an den nordöstlichen, wodurch Livland, Kurland und Preußen zur christlichen Republik kamen, als weit bedeutender angegeben. Schutz ihres auswärtigen Handels, also Sicherheit der Straßen und Gewässer und eine Art Schiedrichteramt gemeiner Seestädte unter sich, sey der Zweck des Bundes, aber die Organisation höchst schwankend gewesen; wie man denn weder treulich einander beistand, noch die Stimmenmehrheit oder den Abschieden der Tagsatzung, wenn Privatvortheil widersprach, folgte; sonst habe man einen Matricularanschlag, der ablösbar (reluitionsfähig) war,

und allenfalls einen Pfundzoll beliebt. Gleichwohl umfaßte der Bund gegen das Ende der ersten Periode bereits eine (unzubestimmende) Menge von der Mündung der Schelde bis Esthland gelegene Städte, welche in drei Kreise getheilt waren.

Schon im zweiten Buch (1, 131 — 170) zeigt sich die Ueberlegenheit der verbundenen Communen. Da half bei Bornhövet Lübeck des zweiten Woldemars furchtbare Macht brechen, und wagte 1234 (zum erstenmal) selbst eine Seeschlacht gegen die Dänen. Nach solchen Proben stieg die Begierde der Städte, sich anzuschließen, und schon Erich, Norwegens König, wurde zu vortheilhaftem Frieden (1285) genöthiget. (Es kommen S. 143 und 145 in den Zahlen Druckfehler vor.) Aber das furchtbarste Reich war Dänemark. Der Gang der Verhältnisse wird bis auf oberwähnten Frieden (1370), der die Uebermacht der Hansen, wie vorhin über Schweden, so über Dänemark und Norwegen außer Zweifel setzte, beschrieben. Diese Fehden werden ohne begeisternde Gemälde, die bei Handelskriegen an der unrechten Stelle wären, kurz und immer mit Auszeichnung des jedesmaligen Hauptzwecks erzählt.

Worauf der Herr Verf. im dritten Buch (1, 171 — 242) ihren Handel im Ganzen, und dann vornehmlich den hanseatischen Verkehr im Nordost Europens beleuchtet. Nach allgemeinen Bemerkungen, wie nützlich oft allen war, was einzelne erworben (u. s. f.), wird gezeigt, wie entscheidend wichtig die Errichtung stehender Factoreien gewesen. Die monopolische Absicht wird nicht verhehlt, vielmehr scharf getadelt. (Bei erster Gründung solcher, mit mannichfaltigen Gefahren verbundenen Unternehmungen, war sie, wo nicht nothwendig, doch entschuldigungswerth. Wer hätte, ohne wenigstens die Sicherheit

des guten Absatzes zu haben, dazumal, so weit hin so viel wagen wollen! Zu leicht wäre der Eifersucht, dem Leichtsinne der vielleicht in Fehden wider sein Land stehenden Concurrenten die Vereitlung seiner Speculation gewesen!) Der Verf. bemerkt alsdann vortrefflich den wohlthätigen Einfluß: Entstanden zu einer Zeit, wo keine Wechsel noch Assecuranzen, keine Posten, keine Zeitungen, kein fester Münzfuß noch bekannter Geldcurs war, wie viel erwirkte nicht dieser Handel? Milderung der barbarischen Strand- und Grundrührrechte, bessere Rechtspflege, viele dem rohen Zeitalter abgedrungene Handelsfreiheiten, die in Sitte übergingen. „Wo ihr Wesen blühete, war im Mittel„alter der Handel freier als in spätern Zeiten. „Die ewigen Gebote und Verbote, die mit den „Launen und Systemen der Minister wechseln, „kannte man nicht (S. 176 f.)." Wie der russische Handel die Grundfeste ihres ganzen Systems, die Niederlassung zu Nowogorod aller übrigen Vorbild war, wird hierauf gezeigt. „Sie wur„den die Zwischenhand zwischen diesem Reich und „dem übrigen Europa (S. 205)." Das ging ohne Zweifel von Wisby aus, und blieb, als diese Stadt fiel, ihnen eigen. Der vermeinte orientalische Waarenzug nach Rußland wird mit Recht als höchst problematisch dargestellt. (Auch die sogar geringe Kenntniß, z. B. des Geographen von Baku, von diesem Nord, und Abgeschmacktheiten, worein auch die gelehrtesten Araber in Beschreibung dieses Erdstrichs verfallen, machen unwahrscheinlich, daß er je direct, lebhaft oder von Dauer gewesen.) Die Häringsfischerei an der schonischen Küste war einst auch den Hanseaten, was den spätern Bataven. Es wird gezeigt, wie genau sie hierüber mit den Landesfürsten gehandelt. In den Wappen

vorn am 2. Theil erscheint jedoch der eben so wichtige Stockfisch vorzüglich. Dieser führt nach Bergen in Norwegen, welches neben dem russischen ihr Hauptcomptoir gewesen ist. Wie die Hansen zuerst lange mit fremder Concurrenz, am gefährlichsten mit den eigenen Bürgern dieser Stadt um das Uebergewicht gekämpft, und nach heftigem Widerstand in den Unruhen zur Zeit Königs Magnus um 1343 dasselbe behauptet, wird nach diesem erzählt. „Sie waren stets bemühet, den un„mittelbaren Handel und die Schifffahrt aller „westlichen Völker nach Nordost und der nordöstli„chen Völker nach dem West zu schwächen, und „sich zu Herren des wechselseitigen Verkehrs zu „erheben. Sie kannten gar wohl den Geist der „englischen Navigationsacte (S. 241).“

Das vierte Buch (1, 143—328) eröffnet gleichsam die zweite Scene ihres industriösen Gewerbes, den großen belgischen Markt, wo sie ihre rohen Waaren aus Nordost gegen die Erzeugnisse niederländischer Manufacturen und die von Lombarden hingebrachten Früchte südlicher und orientalischer Natur und Kunst zu tanschen fanden. Wichtig, unentbehrlich war ihnen diese Verbindung, zu aufgeklärt aber der niederländische Handelstand, sowohl um sich von ihnen despotisiren zu lassen, als um Grundsätze gegen sie anzunehmen, welche einer liberalen Denkungsart entgegen gewesen wären. Wir begleiten den Geschichtschreiber nach England, wo der Geist der Communen in dem Maße kleiner und hämischer war, worin sie in ihren Kenntnissen und Unternehmungen hinter den Flamingen zurückstanden. Auf der andern Seite werden die Deutschen von den Königen wegen Zoll und anderer Vortheile, von den Landeigenthümern wegen erleichterten bessern Vertriebs der Producte be-

günstiget. Edwards I. Begünstigungsbrief 1303 wird ein Fundamentalvertrag der Deutschen mit dem brittischen Reich: nicht seinem Zweck nach, aber sie hatten im Handel so viele Ueberlegenheit, daß sie die Urkunde zu ihrem Vortheil benutzen mochten. Mit Frankreich, mit Spanien geschah nicht viel; diese Reisen waren entbehrlich; den Welthandel zu umfassen, den Gedanken durften sie sich nicht erlauben. Endlich wird im Allgemeinen bemerkt, wie sie mehr umlegten, als mit eigenem Fleiß Waaren vervollkommneten. Schon der Zunftgeist erklärt dieses; was hat er je über den Hausbedarf hinaus verfeinert! Nicht Speditionshandel, Eigenhandel, mit eigenem Capital, führten sie; und die dadurch in Thätigkeit erhaltene und unglaublich vermehrte Schifffahrt war zugleich Ursache und Wirkung.

Wie theils Urkunden genauere Aufschlüsse geben, theils der Fortgang selbst Ausbildung einer Bundesverfassung veranlasset, und eine solche — zwar ohne Einheit und an sich kraftlos, aber durch die glückliche Kühnheit einzelner Glieder über die noch viel unvollkommnern Zeitgenossen zu einer großen Höhe von Macht erhoben — endlich doch glorreich bestand, wird in den folgenden Büchern ausgeführt, deren das fünfte (11, 150) von der Verfassung handelt. Da zeigt Hr. Sartorius bündig, wie durchaus die Einheit fehlte welche eine selbstständige Republik zu errichten so nöthig war. In der That, nur gemeinsame Noth, ein macedonischer, ein spanischer Philipp vermochten die Achäer und Holländer zu einer Vereinigung, welche z. B. die Schweiz nie so hatte; die Eidgenossen waren von dem Gedanken derselben so weit als die Hanseaten: aber wie ein See der Ursprung, so waren die Gebirge und die Lage der benachbarten Mächte der Grund

der Perpetuirung ihres nicht viel zusammenhängendern Systems. Die Menschen werden, wozu das Land sie macht. Von den Hansetagen wird mit gebührender Umständlichkeit gehandelt. Es war alles höchst unregelmäßig, aber hier ward Lübeck noch mehr, als was dort Bern oder Zürich; diese hinderten doch nie den kleinsten Kanton, seine Stimme zu geben; bei den Hanseaten wurde nach den geringern Mitgliedern nicht gefragt; sie mußten gehorchen. Billig; da das Ansehen jener ihnen auswärts Vortheile gab, welche zu erringen sie außer Stand gewesen wären. Es ist in Conföderationen wie in Senaten; wo kein leitender Mann die übrigen führt, läßt sich nichts machen: es gibt Verfassungen, die durch die Mißbräuche bestehen. Der hanseatische Bund fiel durch Zufälle, welche er nicht hätte hindern können: die Macht Burgunds, die Trennung Preußens, das Erwachen Englands. Vor diesem wurde der Mangel genauer Gesetze durch den Geist, besonders der mächtigeren Seestädte, durch ein gewisses Kraftgefühl und bisweilen gemeinschaftliches Interesse ersetzt: und uns ziemt nicht, über Unvollkommenheiten zu schreien, wobei sie so viel geleistet, indeß (S. 150) „wir in Theorien leben, „zweckmäßiges Handeln aber in öffentlichen Ange„legenheiten gänzlich erstorben scheint.“ Wer wollte die Wehmuth nicht empfinden, mit welcher der edle Verf. dieses Buch endiget — über das durch die Schlauheit westlicher Nachbarn in seinem Innern zerrissene Volk, seine endlose Verwirrung, seine schmachvolle Vernichtung!

Das Verhältniß der Hanseaten zum Reich war, wie von Anfang so in der zweiten Periode, nicht gesetzlich. Die fast auf Titulatur herabgesunkene höchste Macht ließ geschehen, daß jeder für seine Interessen selbst sorgte; ohne Autorisation geschah

das Beste und Größte durch die Kraft des Verstandes einzelner Corporationen und Fürsten: Glück genug, wenn das Reichsoberhaupt vermeiden konnte, sich zu compromittiren. Eine Zeit lang mögen die Städte den Meister des reichen und mächtigen deutschen Ordens im Auslande gleichsam wie einen würdigen Repräsentanten ihres Gemeinwesens bisweilen gebraucht haben; enger wurde dieses Band nie, und als die Städte, welche es veranlasset hatten, polnisch wurden, verschwand auch der Schatten eines Protectorates. Wie sollte der Bund je mehr gestattet haben, da seine Absicht möglichste Unabhängigkeit von aller Fürstenmacht war! Ihr Hauptbetrieb, der Handel, und der demokratische Geist, welcher gegen das Ende der mittleren Zeiten kaum im Innern die angestammte Oberhand großer Geschlechter zu erkennen geneigt war, machte die Städte immer freier, als sie urkundlich es hätten seyn sollen. Denn hochgefreit, aber nicht unmittelbar waren die allermeisten; Geld und Waffen, was mehr ist, bessere Ordnung und einen planmäßigern Gang hatten sie. Dieses alles wird im sechsten Buche (II, 151—238) gründlich gezeigt, und mit welcher Mühe, nach wie großen Unruhen die aristokratische Partei endlich die demokratische in jene Schranken zurückgebracht, welche für die innere Ruhe, nicht aber vielleicht eben so vortheilhaft für den Schwung des Geistes war, der sie noch höher bringen konnte. In der That haben die Reichsstädte überhaupt seitdem gesetzliche Formen bekommen; hin war aber der Geist, wodurch sie, ehe ihr eigentliches Daseyn ausgegründet war, Schrecken um sich verbreiteten, und wichtige Mittelpunkte, jede eines Landbezirks, geworden waren.

Der Hr. Verf. geht im siebenten Buch auf die auswärtigen Verhältnisse, und natürlich zuerst wie-

der auf der Hanseaten obenbemerkte eigentliche Machtquelle, die Handelsherrschaft im Nordost Europens, über (11, 239—316). Vorübergehend war die Gefahr unter der Königin Margaretha, die durch weise Milde den Empörungsgeist, vor dem ihre Väter gezittert, bannte, und, wie die meisten Beherrscherinnen der nordischen Männer, vom Glück begleitet wurde. Eben das Glück, welches auf ihrem Haupte drei Kronen vereinigte, legte, da der Zauber mit ihr verschwunden, zu der unauslöschlichen Eifersucht, zu den immer wiederkehrenden Kriegen den Grund, wodurch seit Erichs des Pommeraners schwacher Regierung die scandinavischen Reiche außer Stand gesetzt wurden, gegen den Hanseatischen Bund mit Vortheil zu fechten. Er war dafür wechselweise entscheidender Theilnehmer oder Vermittler; nie ohne sein System fester zu gründen, oder weiter durchzusetzen. In diesen Zeiten hatte er, nach Erichs Krieg, der zwischen 1426 und 1435 von beiden Theilen auf das ungeschickteste geführt worden, weniger die Landeseinwohner als die aufkeimende Concurrenz der Niederländer und Engländer zu fürchten. Größtentheils, es ist wahr, behaupteten sie die errungenen Vortheile noch: aber ihre niederländischen Brüder hörten auf, einen Bund beizubehalten, dessen Gewinn einseitig schien, und es offenbarte sich, daß, von ihres gleichen, von einer neuen Handelswelt, mit gleich großem Capital und politischem Uebergewicht, angegriffen, die schlaffe Conföderation nicht mit jener Leichtigkeit ihre Präpotenz behaupten werde, wie sie gegen die Feudalanarchie sie zu errichten gewußt. Wenn man die stets größeren Geschäfte der Belgen und Britten im Nordost schon in dieser Periode betrachtet, so sieht man die Zeit nahe, wo der Bund von Maximen, die

sich nicht mehr behaupten ließen, zu einer liberalen Verbindung mit den unüberwindlichen Concurrenten übergehen sollte. Aber wann wissen die, welche beim Alten sich gutbefinden, den Augenblick zu erkennen, da die Zeit eine Modification fordert! Der Utrechter Vertrag zwischen den Britten und Hansen (1474) konnte so etwas einleiten; aber die Macht blieb die Auslegerin; sie war noch auf deutscher Seite, und man wollte lieber so lange als möglich alles allein genießen, als zu gemäßigtem Genuß auf längere Zeit einen sichern Grund legen.

Das achte Buch (II, 317 — 596) enthält die höchst merkwürdige Geschichte des Bergenschen Comptoirs. Wie nach den, dem Könige Magnus abgedrungenen, Freiheiten die Hansen sowohl die Bürger der Stadt als die Holländer und Engländer verdrängt, und selbst einen Theil der Stadt ausschließlich in Besitz genommen, wird hier gezeigt (und erinnert an die zum Theil nur weniger dauerhaft und ausschließlich zur Ausführung gebrachten Plane der Venetianer und Genueser zu Galata und Pera bei Constantinopel). Es erscheint hierauf das äußerst sonderbare Schauspiel einer engverbundenen Gesellschaft von dreitausend ehelosen Männern, die mit Hintansetzung ehrbarer Zucht, zum Theil halb oder ganz berauscht, die härtesten Proben des Ausharrens an ihrem Körper ausgehalten, und nachmals über junge Gesellen ähnliche Prüfungen übten; für die Gesellschaft alles zu thun, alles zu leiten geübt, bereit, ganz in ihr und für sie; wie dieses in Verbindungen, deren Zweck ohne Gefahr sich nicht durchsetzen läßt, und wo Innigkeit und Verschwiegenheit unentbehrlich sind, immer durchaus hat seyn müssen. Es herrschte aus dem gleichen Grund eine große Subordination; fest

oft willkürlich, war oder schien das Ansehen der Vorsteher. Mit Einem Wort, wer das Comptoir von Bergen mit einem Kloster von alter Art, wer es mit einer Abtheilung eines recht wohl disciplinirten Heers vergleicht, wird nur den Unterschied finden, welchen die Verschiedenheit des Zwecks erwarten läßt, aber denselben ernsten Sinn, die Kraft, welche die Alten hatten, und das damit verknüpfte Glück.

Neuntes Buch (II, 391 — 474). In dem Sitz der Könige, im eigentlichen Dänemark, wurden die Hansen durch ihre Oberhand an Geld, Schiffen und Kenntnissen mächtig, doch gemäßiget, weil näher dem Mittelpunkte landesfürstlicher Macht. Das beschränkend scheinende Statut Christians des Ersten (1475) war bedeutender ausgesprochen, als es nach den Umständen vollzogen werden konnte; ein dem Gefühl des Bedürfnisses ausgepreßter Laut, welcher zu verhallen schien, doch der Tendenz späterer Zeiten ein Ziel vorsetzte. Nach diesem wird beschrieben, mit welchem Geschick die Hanseaten den schonischen Häringsfang trieben, und wie ihnen immer noch glückte, die Concurrenz zu verdrängen. Die naturhistorisch merkwürdige Geschichte der Züge des Fisches wird, ohne Zweifel wegen mangelhafter Nachrichten, unbeleuchtet gelassen. Man weiß nicht viel von Schweden, außer daß die hansische Macht für die Trennung der Calmarschen Union gewirkt hat, und so viel vermochte, daß in großen Städten die Municipalität halb deutsch seyn mußte. Jener Hauptverkehr mit Rußland, jene Einwirkung auf die Verfassung der Städte (Nowogorod, Plesкow), das Monopol dieses Tauschhandels, dessen Verwaltung, die Sera (das Handelsrecht), erlitten harte Stöße, seit Iwan Wasiljewitsch durch kluge und tapfere Thaten diesem Reich Freiheit, Einheit

und die Grundfeste der seitdem erwachsenen Größe gab; er unterwarf (1472) die gewaltige Nowogorod, und nachdem zwischen den Hansen und ihm der Mißmuth schon hiedurch entstanden, bediente er sich zu Vertreibung der ersteren eines Anlasses, den die Barbarei ihrer Sitten ihm gab: ein paar seiner in Livland sich aufhaltenden Unterthanen hatten sie als Falschmünzer und Sodomiten zu Tode gesotten. Dafür wurden im Jahr 1494 ihre Waaren und Personen gefänglich eingezogen, und nie erreichten sie die vorige ausschließliche Oberhand wieder. Wie dieses und die Verwirrung in Preußen ihr System lähmen mußte, ist nach obiger Darstellung leicht zu erachten. Uebrigens überschlagen wir ungern viele historisch-kritische Erläuterungen und Erörterungeu, welche fast über jeden Gegenstand vorkommen.

Der Herr Verf. geht in dem zehnten Buch auf den niederländischen Handel zurück (11, 475 — 578). Die Einrichtung der Residenz des gemeinen Kaufmanns war dieselbe; eben dieselbe, die Wichtigkeit des Marktes (wozu der Eintausch im Nordost ohne Vertrieb im Nordwest!): gleich war auch die hanseatische Tendenz nach Oberhand und Alleinhandel. Sie waren jedoch nicht wie zu Bergen der stärkere Theil. Nur konnten sie Brügge durch Verlegung des Marktes, z. B. 1388, nach Dortrecht nachgiebiger machen. Wie aber, als Belgien einen Herrn bekam? Die burgundische Macht war besser geordnet als in des Nordens noch sehr zurückstehenden Reichen. Da zeigte sich, wie wenig das Gedeihen des Handels mit den Stürmen einer erobernden Monarchie sich vereinigen läßt. Wie litten sie nicht unter Karls des Kühnen unruhiger Herrschaft? Fiel nicht Brügge in den folgenden Unruhen auf immer?

mer? Ueberhaupt gaben die politischen Veränderungen, indem sie die hansische Bedeutenheit minderten, der freien Handelswelt neuerer Zeiten die Existenz. Der Zwang, bis dahin wo nicht nöthig doch zu entschuldigen, verlor seine Kraft; seine Zeit war vorüber. So entging der Handel der höher leitenden Hand. In Kürze wird erzählt, was man über die hanseatischen Handelsunternehmungen in Frankreich und auf den spanischen und portugiesischen Küsten weiß; das recht wenig ist. Im übrigen dringt sich das Gefühl der universalhistorischen Wichtigkeit dieses Buchs auf; nicht nur die Hansen lehrt er kennen, sondern die ganze Periode der Kindheit und Lernjahre unserer neuern Handelswelt.

Das eilfte Buch (11, 579 — 636) enthält, wie sie in den Zeiten großer auswärtigen, größerer innerlichen Kriege Englands, und obwohl diese Nation mehr eigenen Handel als andere trieb, doch auch zu London ihre Verfassung und allenthalben das Uebergewicht behaupteten; so doch, daß aus dem unwilligen Entgegenstreben der Communen und aus dem regen Unternehmungsgeist abzunehmen war, welche Gefahr bei einer festern (wie vielmehr bei einer freiern) Regierung und in langen Friedensjahren, wo sich das Capital häuft, für die Hansen zu erwarten seyn dürfte.

Wir eilen mit Uebergehung vieler merkwürdigen Umstände auf die wichtige Auseinandersetzung im zwölften Buche (11, 637 — 732), von welchem Einfluß die Hansen auf das deutsche und allgemeine Handelswesen waren. Was von einem Volk, von einem Institut, nach Vollendung seiner Zeiten, bleibt, die Erbschaft welche es läßt, bestimmt sein Verhältniß für die Geschichte der Menschheit. Sie trugen vorerst, Hamburg zumal,

vieles bei, die Ostsee von Räubern, besonders den Vitalianern (jenen Victualienbrüdern, welche in Albrechts des Mecklenburgers Krieg Stockholm verproviantirten, aber das Caperhandwerk nach dem Krieg fortsetzten), zu reinigen; womit sie über ein Jahrhundert zu thun hatten. Sie arbeiteten fortwährend gegen das unmenschliche Strand- und Grundrührrecht; besonders aber wurden die Schiffe neutraler Schifffahrt gegen kriegführende Mächte behauptet, wenn aber sie selbst Krieg führten, wie es in der Welt noch heut zu Tage ist, aus den Augen gesetzt: so ist aus diesem Theil ihrer Geschichte nichts zu lernen, als daß die Macht auch dazumal die eigentliche Auslegerin der Rechte war. Um Deutschlands zahllosen Räubern eher zu entgehen, wurde eine Menge höchst nützlicher, nun großentheils verfallener, versandeter Canäle gebaut. Es zeigt auch aus diesen, kaum in einzelnen Stadtchroniken etwa für die Lectüre ehrbarer Bürger aufgezeichneten Anstalten, daß in diesen Communen viel guter Sinn gewesen, mehr als in vielen hochweisen Geschäftsmännern, die durch Verbote Manufacturen zu erzwingen vermeinen, und um das verschwendete Geld ihren Fürsten mit lügenhaften Registern und Bilanzen trösten. Es wird S. 680 auch das Räthsel, wie ein großer, weitumfassender, glücklicher Handel ohne Posten bestehen konnte, mit vieler Einsicht gelös't. Durch allerdings bequeme Erfindungen verwöhnt, vergessen wir zu leicht, wie, ohne eben Barbar zu seyn, man derselben entbehren kann. Gewiß hat die allzu vervielfältigte Schreiberei nicht viel weniger verwirrt, als zurechtgesetzt. Von dem höchst mangelhaften Münzwesen wird nächst diesem gehandelt. Aus Ungarn, Böheim, dem Erzgebirge und Harz kamen die Metalle. Vom Wechselgeschäft

brachte ihr ausgebreiteter Handel die ersten Elemente in Umlauf. Soll man zu ihrem Glück oder unter ihre Nachtheile rechnen, daß sie nichts von Papiergeld wußten? Von Assecuranzen, wie die Niederländer sie schon kannten, bei den Hansen keine Spur. Ueber Maß und Gewicht eben so wenig Zusammenstimmung als bei uns. Der Monopoliengeist wie allenthalben, wo man ihn je durchsetzen konnte. Was Anderes waren die Zunftrechte, welche die schweizerischen Stadtbürger dem hohen Interesse der Vereinigung aller Nationalkraft für die Freiheit nicht haben aufopfern wollen! Weiter als die englische Schifffahrtsacte gingen sie, um nur den ganzen Verkehr zwischen Nordost und Nordwest in ihre Hände gebannt zu halten (699). Aber die Zeit, aber die Umstände waren mächtiger, und lassen in die Länge sich nicht gebieten. Von der 706 bis 714ten Seite werden die Herkommen und Verordnungen ihres Seerechts dargestellt. Was von der städtischen Industrie beigebracht wird, zeigt klar, daß der Bund nur zufällig auf sie gewirkt. Wenn sie sich vervollkommnete, so war das der unaufhaltbare natürliche Gang. Es bleibt dabei: Zwischenhandel des Nordost und Nordwests und in selbigem das Monopol — das wollten sie.

„Ein denkwürdiges Monument der Emsigkeit, „der Kühnheit, des stolzen Geistes und der Ener„gie dieser deutschen Bürger! Es werden die „schwächlichen Nachkommen die Erzählung ihrer „verschwundenen Größe um so mehr bewundern, „da sie des Gefühls ihrer eigenen Unmacht sich „nicht entschlagen können. — Das ganze große „gothische Gebäude kann nicht mehr in allen „seinen Theilen zu voller Anschauung hervor„gezaubert werden: doch die Grundsteine, die „Trümmer dieses Giebels, jener Zinne dieses

„Gewölbes, lassen den Aufwand von Kraft noch „deutlich erkennen, der hier einst mit Glück und „Ruhm verwandt worden ist. — Spätere rühmen „sich mit Recht einer größern Geistescultur; der „Vorfahren verschwundene Kraft können sie nicht „ohne Wehmuth vernehmen. Statt ihrer Herr„schaft über fremde Länder, erkennen die Nach„kommen fügsam das Recht Ausländern zu, daß „über ihr Loos auf fremden Tischen gewürfelt „werde. In jenen Zeiten war der deutsche Name „durch die Kraft der städtischen Corporationen „geehrt: den Nachkommen bleibt, in der Ideen„welt Reiche zu erobern. Jene hatten Liebe zu „ihrer Corporation; diese haben sich in die Arme „der allgemeinen Menschenliebe und des Kosmo„politismus zu flüchten. Die Kraft theilnehmend „zu ehren, womit jene einem unerbittlichen Ge„schick eine Zeit lang entgegenstrebten, dieser allge„waltige Trieb in des Menschen Brust sey auch „die Entschuldigung für diese Geschichte."

Der Recensent, anstatt sich bei dem doppelten Anhang aufzuhalten, der die Quellen anzeigt und kritisch beleuchtet — eine allerdings nöthige, verdienstliche und sehr gut ausgefallene Arbeit — in der Ueberzeugung, daß kein deutscher Mann von Cultur ein über diesen Nationalgegenstand so geschriebenes Werk ungelesen lassen wird, begnügt sich mit dem Wunsch, daß der Verfasser auch „die „Verheerungen des Wetterstrahls, der die Hansen „traf, dem auszuweichen sie vergebens strebten;" daß er „des Schicksals verdoppelte Schläge, welche „sie in das Nichts zurückschleuderten" bald, gleich gut aus einander gesetzt, und so beleuchtet uns vortragen möge, um die Ueberzeugung allgemein zu machen, daß wenn, wie man sagt, alles seine Zeit hat, gewöhnlich doch das größte Unglück

daraus entstand, wenn man den Charakter der Zeit nicht hat einsehen und sich darnach benehmen wollen.

44.

Wien, Kunst- und Industriecomptoir: Versuch über die deutschen Bewohner der östreichischen Monarchie. Zwei Theile, 1804. 262 und 222 S. in 8.

Ebendas. — — über die slawischen. — Auch zwei Theile. Von gleichem Jahr, 168 und 166 S. in 8.

Der Verfasser dieses merkwürdigen Werks bemüht sich, die vielen, in den östreichischen Staaten zerstreuten, meist unter einander lebenden Völkerschaften, deutschen, slawischen, ungarischen, walachischen, griechischen, armenischen, jüdischen und italienischen Ursprungs, nach ihrer körperlichen Beschaffenheit, Nahrungsweise, Kleidungsart, und nach ihren Beschäftigungen kenntlich zu machen. Diese vier Bändchen scheinen die Hälfte der Arbeit zu liefern. Kupfer, die nöthig sind, um durch Anschauung vieles deutlicher zu machen, sollen erscheinen. Möchte das Publicum durch derselben Schönheit und Richtigkeit für das abscheuliche Papier, für den elenden Druck, einigermaßen entschädiget werden. Mehrere Zahlen und Namen kann man kaum oder gar nicht lesen. Es ist unbegreiflich, wie man durch diese schmähliche Vernachlässigung ein zu starkem Abgange geeignetes Buch dem Auge des gebildeten Lesers fast unerträglich hat machen mögen.

Der Verfasser ist Hr. Joseph Rohrer, Sohn eines vorarlbergischen östreichischen Beamten, Oberpoliceicommissär zu Lemberg, durch eine 1796 zu Wien herausgegebene Schrift über die Tyroler bekannt, Verfasser einer Reise durch das östreichische Polen, die wir anzeigen werden, im Beobachten unermüdet und geschickt, für alles Gute voll Thätigkeit, und im ehrwürdigsten Sinne Patriot. Sein Werk ist eine Frucht vieler auf eigene Kosten unternommenen Reisen. Es enthält keine gelehrten Untersuchungen; es ist auch kein statistisches Tabellenwerk. Als Mensch, als Bürger, ist er weniger bemühet, Staatskräfte verschiedener Monarchien gegen einander zu messen, als den Grad von Wohlstand und Cultur zu zeigen, wozu jedes Volk unter Joseph und seither gedieh, ob, und was den Fortschritt hemme, und wie zu helfen sey. Die allzu vernachlässigte Kenntniß des Auslandes (Deutsche Bew. II, 66), besonders der englischen Vervollkommnungen des Arbeitfleißes, empfiehlt er dringend, und ist sehr wider Einseitigkeit und Engherzigheit (D. B. II, 161 f.).

Um so befremdlicher sind gewisse Seitenblicke. Wir wollen darüber nicht rechten, daß er dem galizischen Edelmann zu Gemüthe führt, wie er an Dominicalsteuer nur halb so viel als der südpreußische zahle (Slaw. B., II, 136): was jeder Classe ihren Zustand werther machen kann, mag gesagt werden. Was er über das Fabrikenwesen in Schlesien sagt (D. B. I, 224), mögen andere untersuchen. Daß er wider die Vorwürfe der Berliner (nur der Berliner?) den Büchernachdruck in Schutz nehmen möchte (D. B. II. 97), verdient wohl nicht ernstlich widerlegt zu werden: daß er aber dem Bürger von Prag alle Bomben, Kugeln

und Carcassen, welche die Preußen vor 47 Jahren in seine Stadt geworfen, zu dem Zwecke vorzählt, um den Nationalhaß unauslöschlich zu machen (Sl. B. II. 159), und daß eine Censur, welche durch übermäßige Genauigkeit für alles, was sie stehen läßt, sich selbst verantwortlich macht, eine solche Stelle nicht ausgestrichen, was ist das? wie soll man das nennen? Soll unter den zwei Staaten, die allein fähig sind, einen deutschen Namen mit Ehren auf die Nachwelt zu bringen, und welche sowohl dieses nur durch Eintracht bewirken, als die Erhaltung ihrer eigenen Macht sichern können, Erbitterung und Mißtrauen ewig währen? Soll das der Zweck der Besseren seyn? Eine Krise, bei der es auf das fernere Seyn oder Nichtseyn aller Freiheit und Cultur ankömmt, soll die nicht Kraft genug haben, durch das laute Gesetz der Nothwendigkeit unglücklichen Erinnerungen stillschweigend zu gebieten? Ist das Patriotismus, die dummen Constantinopolitaner nachzuahmen, die von Kirche zu Kirche, ein Stadtviertel das andere, verdammten, verfolgten, und Mohammed, der Eroberer, war am Thor, schon in den Laufgräben, schon auf dem Wall! Nachdem in Betreff der Wichtigkeit eines gewissen Besitzes die Umstände durchaus alles verändert haben, soll noch immer über dem Vergangenen die Gegenwart, über der vernarbten Wunde des einst blutenden Fingers der drohende Herzstoß nicht gesehen werden? Deutsche Männer von der Eider bis an den Lisonzo, von der Morawa bis an weiland unsern Rhein, habt ihr nie nichts von Aetolien und Achaja, von Philipp und Antiochus vernommen? Habt ihr schon vergessen (es ist wohl zu alt!), wodurch die schweizerische, wie die holländische Eidgenossenschaft gefallen, und wie es kam,

daß ein gleichsam durch den Ruhm seiner innern Kraft (unantastbar) heilig, und in Erinnerung alterworbener Hoheit römisch genanntes Reich von der neunhundertjährigen Gränze schmählich zurückgedrängt, schmählicher in seinem Innern sich das Gesetz hat müssen vorschreiben lassen! Welcher Oestreicher, welcher Preuße, welcher Deutsche (wenn ja zwischen den drei noch unterschieden werden muß) einen der Vereinigung deutscher Kraft widerstrebenden Laut von sich gibt, ist, wenn auch sonst vortrefflich, hierin des Vaterlandes Feind; Ausländern ist es nicht zu verargen, sie wissen, was sie damit wollen.

Diesen Fleck abgerechnet, ist Herrn Rohrers Werk alles Lobes würdig. Ein Auszug läßt sich nicht wohl machen: das ganze Gemälde ist wie eine Mussivarbeit aus kleinen Zügen zusammengesetzt. Nur einiges zu besserer Kenntniß des Geistes und der Art.

Die Abkunft der Völker wird nach den Sprachdialekten und sonst auffallenden Aehnlichkeiten beurtheilt. So zeigt sich (D. V. I, 20) die bayerische Natur in dem Bewohner von Grätz (ebendas. 32.); mitten in Mähren eine vergessene Ansiedelung schwäbischen Stamms. Ueber den Ursprung der siebenbürgischen Sachsen ist, was aus den Forschungen sich ergeben hat, befriedigend beigebracht (ebendas. 42 f.). Ueber den slawischen Stammnamen war nichts Sicheres herauszubringen (S. V. I, 2 ff.). Der Deutsche behauptet einen durchgängigen Vorzug: diese Nation ist die empfänglichste, fleißigste, die eigenes Verdienst am bescheidensten, fremdes am gewissenhaftesten würdiget, dankbar annimmt, bereitwillig und vervollkommnet wiedergibt. Was unter, was durch Kaiser Joseph bewirkt ward, kann man nicht ohne Be-

wunderung lesen. Einen Stoß von oben, einen elektrisirenden, bedarf's; und dann Freiheit im Betriebe der Unternehmungen. Es war uns lieb, daß der Verfasser auch dem vorigen Kaiser, den viele verkennen, das Lob gibt, des Volks und Rechts, der Weisheit und Menschheit Freund gewesen zu seyn (D. B. II, 61, 286). Man hat Leopold den Zweiten über vieles nicht verstanden; die Umstände der allzu kurzen Regierung erlaubten ihm nicht, sein System zu entwickeln.

Dieses Buch ist, man kann es sich vorstellen, reichhaltig an Zügen, wodurch die Verfassungen beleuchtet werden. Alle Grundfesten der aus der Natur hervorgegangenen sind in der Gespanschaft Posseg und in anderen Gegenden Slawoniens erhalten (S. B. II, 122 ff.); man sieht, wie es bei unseren Vätern war; die Periode der Merwingen wird besser als durch Dubos und Boulainvilliers commentirt. Nirgend in Deutschland dürfte der gemeine Landmann verfassungsmäßig so viel seyn, als, ohne Tyrols zu erwähnen, in Vorderöstreich, in Siebenbürgen; in Vorarlberg hat nur der Bürger und Bauer, kein Ritter, kein Geistlicher, auf dem Landtage Stimmrecht (D. B. II, 185 f.) Immer wurde in der östreichischen Monarchie dem Bürgerstande die Landstandschaft zugestanden (ib. 211). In der That, wenn der Glanz des Hofes die Würde altverehrter Namen forderte, wurde bürgerliches Verdienst von dem wesentlichen der Verwaltung nie fern gehalten; auch der Eitelkeit war erreichbar, neben jenen ersten zu glänzen. Alles nicht erzwungen durch revolutionäre Theorien, sondern weil die alte Sitte (gesunden Verstandes Tochter und Mutter) nirgendwo in Monarchien besser erhalten worden.

Siehe D. B. II, 181 f. die Wahl des Landammanns auf dem Bregenzer Walde. Daher jener Charakter der Tyroler, lebendiges Vertrauen auf eigene Kraft, Begeisterung für das Land bis auf den letzten Bauer hinab, die ungeschwächte Treue, der allzeit zur Landwehr rüstige Arm (D. B. II, 176). Daher das Vertrauen, womit sich Vorarlberg so willig an den Landesherrn schloß, unter dem sie den selbsterworbenen Reichthum so sicher ungekränkt erhielten (ib. 184). Und so die ehrwürdigen Einungen der Hauensteiner, aller Anstrengungen fähig, weil man ihnen eine vielfache Selbstständigkeit gelassen (ib. 188). Es erhellet auch hieraus, welcher Mißgriff es war, als dergleichen Eigenheiten dem Einförmigkeitssystem weichen sollten. Es wird wohl angemerkt, wie wenig dieses, selbst militärisch, nöthig war. Schlägt sich der Szekler nicht gut, weil er auf Capitulation dient (D. B. ib. 172 f.), und welchem Völkchen der Liniendienst nicht behagt, warum seine außerordentliche Geschicklichkeit, für den leichten, für Jägercorps, verschmähen! (ib. 190 f.)

Viele Nachrichten über die Lebensweise führen zu Bemerkungen, welche würdig sind, von Administrationen erwogen zu werden. Ueberhaupt begünstigen sie die verrufene Sache der Aufklärung. Wie kann Berichtigung der Begriffe (das ist Aufklärung) von Gefahr oder schädlich seyn! Verkehrt ist ja wohl die Modeleserei der Jugend; nicht weniger doch die Bücherscheu der Beamten (eb. das. 57 — 60). Elend jene noch hie und da übliche Erziehungsmanier unserer alten lateinischen Schulen; trauriger doch die Zahl der noch im achtzehnten Jahrhunderte hingerichteten Hexen (ibid. 95); sichtbar hingegen der Einfluß mathematischer Bildung (S. B. II, 64); überhaupt wohlthätig

wirkte das verfeinerte Humanitätsgefühl (D. B. II, 170); und, sey ihm wie es will, der Verfasser hat Recht: „es darf der Geist einer Regierung „unter dem ihrer aufgeklärtern Bürgern nicht zu„rück noch mit ihm im Widerspruche stehen, und „nach den Verhältnissen Europens kann kein Staat „in innerer Cultur aller Art nachlassen, ohne „gegen die anderen Staaten an Macht und Ein„fluß zu verlieren (ib. 109).“ Billig hält er für eine große Entschädigung des langen ausländischen Kriegs für die illyrische Nation, durch die Mannichfaltigkeit neuerworbener Begriffe weit empfänglicher für die Ausbildung ihrer Humanität geworden zu seyn (S. B. II, 35). Hiebei ist auch die Beobachtung nicht zu übergehen, daß er bei ausdauerndem Gewerbefleiß die Sittlichkeit der niederen Classen nie verschlimmert fand (D. B. I, 205). Was zum Besten der Wissenschaften gesagt wird, kann in dem Lande nicht unnöthig seyn, in dessen Hauptstadt die unter Joseph beinahe verfünffachten Buchdruckereien größtentheils dem Verfall nahe sind (D. B. II, 61).

Zu Emporbringung des Landbaues geschieht mehr als Ein Vorschlag, den auswärtige Erfahrung aufzudringen scheint (D. B. I, 139). Würde nicht Handel und Geldumlauf denselben am besten beleben! Billig wird hier die Verbindung der Mulde und Elbe, der March und Oder die für ganz Europa wichtige des baltischen, schwarzen und Mittelmeeres erwähnt (ib. 239). Wozu würde nicht Cultur sich erheben, wenn durch Verfügungen voll Offenheit und Billigkeit jene Schiedmauern zerstört würden, die mehr als Berge den innern Verkehr hemmen! Dann würden wechselweise Kräfte sich einander anschließen, und bald dem türkischen, dem levantischen Handel, eine für die

östlichen Continentalmächte vortheilhafte Richtung geben (ib. 254 f.) Dann würde die Natur an Producten nicht länger vergeblich freigebig seyn (D. B. II, 87), und von dem allgemeinen Geiste neubelebt, würden auch solche, deren Thätigkeit über Privilegien eingeschlummert ist, und deren Arbeitsfleiß und Lebensgenuß, wie in vielen ehemaligen Reichsstädten, durch das Zunftwesen in Mittelmäßigkeit und Aermlichkeit zurückgehalten wird, zu größerm Betrieb erwachen (D. B. I, 250; II, 51, 207). Freiheit (unter Gesetzen) ist immer gut; Freiheiten können schädlich werden, wenn durch sie der Eigensinn über unvollkommene Formen begründet wird.

Aus den Schilderungen des Privatlebens geht hervor, daß das Mittelgebirge die ältesten Menschen aufzuweisen hat, Hochgebirg und Flächen der Dauer des Lebens gleich unvortheilhaft sind (D. B. I, 62, 69). Bis in jene Region hinauf steigt auch die Kraft der Geistesanlagen, die schnelle Fassung, der behende Witz, die muntere Laune (ebendas. 91). (Vieles wird nicht bloß von der Höhe, sondern der Lage abhängen, ob der Berg frei liegt, nordwärts hin oder gegen die See offen ist.) Dieses dürfte zu dem Frohsinn mitwirken, der die Vorderöstreicher und Arlberger auszeichnet (ebendas. 195). Es mag, wie der Hr. Verf. glaubt, in der katholischen Religion immer auch ein Grund liegen; ihre Beruhigungsmittel sind nicht so angreifend; es ist in dem Glauben eine kindliche Zutraulichkeit; in der Moral der Reformirten herrscht der ernste Geist Calvins, die Sparsamkeit, die Anstrengung von Genf, von Zürich.

Die gröbste Sinnlichkeit, das Ueberfressen, erhält verdiente Censur (D. B. I, 79 ff.). Man

möchte vermuthen, daß dieses Uebel in dem Maße steigt, wie man die Menschen von geistigem Genusse zu entwöhnen sucht; die neueste (in 23 Jahren die 22ste) Auflage des Gartlerischen Kochbuchs enthält 1180 Speisen mehr als die erste. Kaffee, „der schnell auf kurze Zeit die Reizbarkeit der Gedärme erhöhe und Abspannung zurücklasse (ebendas. 82)," wird von der Ketskemeter Haide bis Peterwaradein in jeder ungrischen Tschardake getrunken. Man denke sich die Romanenleserei und die fieberhaften Theaterstücke (D. B. II. ob. ff.) dazu. So soll die gute Naturanlage zu Weisheit und Verstand aufgenährt werden!

Auffallende Sittenzüge und Charaktergemälde und vernünftige Lehren müssen wir Tausende unberührt lassen. Die Schreibart ist natürlich und nach dem Geschmack der Bürgerclasse des Landes, wofür das Buch geschrieben wurde. Wir erwarten begierig sowohl die Kupfer als die Fortsetzung.

45.

Abriß der westlichen Provinzen des östreichischen Staates, von Joseph Rohrer. Mit 2 Kupfern. Wien, 1804. LVI und 236 Seiten in 8.

Ein originelles, vaterländisches Werk von mannichfaltigem Nutzen. Durch die Darstellung der ungemeinen Merkwürdigkeit auch östreichischer Gebirgsnatur, durch die reizende Schilderung der sonderbarsten Erscheinungen, erweckt der Verf. nach seinem Zweck die Liebe der Landreisen; ohne Empfindelei, durch Thatsachen empfiehlt er sie.

Nichts ist nützlicher, nichts zu Hervorbringung der Heimathsliebe, des gemeinvaterländischen Sinnes, der Vervollkommnung alles Friedlichen, der geschicktern, muthvollern Uebung der vertheidigenden Künste geschickter. Man kann die Vorrede nicht ohne Beifall lesen; die Schilderungen sind aus der Natur. Eine gute praktische Anweisung ist damit verbunden. Der Styl ist nicht schriftstellerisch, nicht nach den reinsten Regeln gebildet; der Vortrag durch vielleicht zu viele Stellen aus andern unterbrochen, jedoch unterhaltend, und durch etwas Nationales, Ländliches, einnehmend, als von einem Sohne der Natur, der ihr mehr abgelernt, als den Büchern, und, entgegen unserer gewöhnlichen Sitte, mehr gesehen als gelesen.

Er zeichnet erstlich den Umriß des Schauplatzes; betrachtet alsdann die allgemeine Richtung der vom Bodensee bis Ungarn die Monarchie durchstreifenden Granitkette, und auf beiden Seiten sie begleitenden Kalkberge (bezeichnet was aufgeschwemmt ward, erwähnt beiläufig das westlichste vorderöstreichische Gebirg), und nach diesem geht er in das Umständlichere: die großen Tauren, die Ferner werden gemalt; es wird von den furchtbaren Erscheinungen des Gebirges, den mancherlei Lehnen (Lawinen, avalanches), trockenen und nassen Murren, gehandelt. Endlich schließt er mit Beschreibung des Pflanzenreichs, so daß von jedem Lande (Vorarlberg, Tyrol, Steyermark, Kärnthen, Krain, Görz) eine oder einige Alpen beispielsweise dargestellt werden, und eine liebliche Scenerei des Hirtenlebens dem Werk die Krone aufsetzt. Sollte eben so leicht seyn, der vorhabenden Beschreibung der Ebenen dergleichen vielfaches Interesse zu geben?

Mannichfaltig ist die Frucht dieser Arbeit. Einmal zu Verbesserung der Statistik; die bekannten Tabellen der Volksmenge, des Viehstandes, des Fabrikenertrages, werden durch neuere Notizen und Beleuchtungen verbessert, und S. 78 Vorschläge zu Vervollkommnung derselben gethan. In Vergleichung mit den vortrefflichen Bemerkungen des königl. preuß. Herrn Kriegsrath Krug, in dem Buche von dem preußischen Nationalreichthume, erhellet, wie weit man, auch in den aufmerksamsten Verwaltungen (die Tabellen sind auch in Oestreich seit vielen Jahren sehr sorgfältig beachtet worden) hinter der eingebildeten Genauigkeit ist; wie wenig wir ganz eigentlich wissen, und wie viel anders diese Aufnahmen, wenn sie nicht trügen sollen, eingerichtet werden müssen. Das Werk des Hrn. Krug macht in dieser Hinsicht Epoche, nicht weniger durch die vorgebrachte Wahrheit als durch die Kritik des bisherigen Scheins, durch das was er weiß und sagt, so viel als durch das, was er nicht sagt, weil erweislich ist, daß man es nicht recht weiß. Von dieser Sorgfalt gibt Hr. Rohrer seinerseits mehrere löbliche Proben; er wird Hrn. Krugs Werk so fröhlich benutzen, wie er von unserm Hrn. Leopold von Buch rühmt, durch seine Reise auf dem Salzkammergute und in Tyrol die Oestreicher auf manche Schätze aufmerksam gemacht zu machen.

Groß ist demnächst die Ausbeute für die Botanik. Lange, merkwürdige Verzeichnisse, nach Linneischen, auch deutsch übersetzten, meist zugleich den landüblichen Benennungen, lehren die jeder Gebirgsgegend eigenen Pflanzen. Keineswegs trocken sind sie; es ist fast nicht möglich, durch die wenigen Worte die dem Namen oft ange-

hängt sind, nicht eine lebhafte Liebe des Studiums in sich erregt zu fühlen; das Pflanzenreich wird belebt. Auch die Benutzung wird mit patriotischer Weisheit öfters empfohlen. Wir berufen uns auf den Artikel von dem Bohnenbaume (gelben Geißkler, cytisus) in der Vorrede XXXVIII., über dessen Trefflichkeit der Verf. mit Bonstettens neuerlichen Beobachtungen im Latium ganz einig ist; und auf die mannichfaltig reizende Beschreibung der Muttern (phellandrium mutellina), dieses Göttergeschenks für die höhern Alpen, S. 220 ff.

Nicht weniger gut wird der Mineraloge sich belohnt finden; was ist, wird wohl angezeigt; was war, und die Fortarbeit der Natur, oft bescheiden vermuthet (S. 177); was von den Augen der Unbelehrten angestaunt wird, glücklich erklärt (S. 175). Es ist selbst dem Geographen, dem Erklärer der Alten, ein Wink, wie unvollständig mehrere Punkte unserer Kenntniß der Gebirgslande schon durch die Mangelhaftigkeit unserer Nachrichten von Zufällen seyn müssen, welche Wohnungen und Straßen in Seen oder Schutt verwandeln, und hoch über Trümmern von Ortschaften, welche Antoninus hat, zu ganz anderen Ansiedelungen einluden.

Die wohlgerathenen Kupfer stellen, das eine, eine ländliche Gruppe aus dem südwestlichen Tyrol, das andere eine schauerliche Wildniß der Steyermark bei Weichselboden, wo die Salza durchströmt, vor.

Viele Beobachtungen des Fortgangs der Landwirthschaft und sehr bemerklicher Veränderung des Zustandes der Völker übergehen wir der Kürze wegen. Ist es nicht auffallend, wie seit 1788 die Zahl der Familien in Kärnthen ab-, die der Häuser zunahm; wie aus Unlust an den Nebenarbeiten

dieses

dieses Landes Bevölkerung zurückblieb, die des obern Crains durch das Leben städtischen Arbeitsfleißes, der Wohlstand der obern Steyermark durch bessere Bewirthschaftung, stieg. So hatte 1785 Tyrol in weniger Häusern als Kärnthen 71,000 Einwohner mehr, und war 1787 die Zahl tyrolischer Männer um 20,000 über die der Weiber, in Kärnthen mehr als 17,000 Weiber über die Zahl dortiger Mannsleute; und doch sind im Tyrol Gegenden (zwischen Imst und Arlenberg), wo man sich im Augustmonat mit Wintervorrath versieht, wo zehn Monate (auf dem Arlenberge Jahr aus und ein) geheizt werden muß. Die Männer des Landes lieben die Gegend; Pfarrer haben sich vom Felsen gestürzt, sind in Wahnsinn verfallen. Anderswo (im Görzischen) ist in dem gleichen Kreise Ueberfluß an Feigen, und zu viele Kälte für Hafer. Selbstmord ist allda nicht unerhört; seltener in der wärmern Gegend, welche jährlich drei volle Sommermonate mehr hat, als Schweden. Hingegen war 1788 f. in diesem Lande (Trieste, Littoral) das neunte, in jenem (dem Görzischen) nur das 62ste Kind unehlich. Es ist zu besorgen, daß das Klima im Nord der julischen Alpen künftig unfreundlicher werde. Die Stürme wüthen heftiger, seit man am Karste, in Crain, zu viele Waldungen ausgerodet, welche kaum je wieder aufkommen werden. Man habe wegen der Räuber dieses gethan (als wäre das Heer nicht groß genug, oder als wäre seinem Berufe zu fremd, das Land von Rotten zu säubern, ohne daß man die Bäume umhaue!). Rührend sind die Züge redlichster Gutmüthigkeit mit eigener Gefahr S. 213, der guten Sitten der Protestanten am Schneeberge, welche keinen Pfarrer, nur Schulmeister haben; überhaupt des Muthes,

der Liebe des Landes, der Ehrfurcht des Alters. „Es gibt wohl Barbiers," sagte der steyrische Greis; „aber es ist einmal so bei uns, daß ein „großer grauer Bart den Mann allezeit ehrt."

46.

Hamburg, Bohn. Grundzüge der Weltgeschichte, um mit dem Grundriß der Welthändel des sel. Büsch verbunden zu werden; von Prof. Hegewisch zu Kiel. 1804. 262 S. in 8.

Gewisse Hauptbegebenheiten werden chronologisch aufgezählt, und in ihrer universalhistorischen Beziehung dargestellt, so daß der Lehrer genugsamen Anlaß hat, zu zeigen, wie die Menschheit ward, welche man in der Büschischen Darstellung der Welthändel sich herumtreiben sieht. Es werden die Facta nicht sowohl umständlich als charakteristisch erzählt, und, wo derselben Sinn zweideutig ist, mit Verstand und Mäßigung beurtheilt.

Der ganze Zeitraum wird in zwei Capiteln, deren der letzte bei Christi Geburt anfängt, abgehandelt: eine Abtheilung, die eben so gut hätte wegbleiben können; wenn dem Gedächtniß geholfen werden sollte, so müßten viel mehrere seyn. Man könnte rechten, ob diese oder jene Begebenheit nicht auch noch aufzunehmen, ob der Ruhepunkte nicht einige mehr anzugeben waren: im Ganzen wird jeder vernünftige Beurtheiler zufrieden seyn. Uebereilungsfehler, bei solcher Zahl von Dingen fast unvermeidlich, sind wenige. (Nicht Karl der Einfältige — der den Thron

lange zuvor besaß — Karl von Lothringen wäre 987 der ordentliche Thronfolger gewesen, S. 193. Ghazna, nicht Ghazni, hieß die Hauptstadt Abulcassem Mahmuds, des Sohns Sebechtekin, S. 196. Nicht 1152 wurde der schon 1138 verstorbene Lothar zum Kaiser gewählt, S. 211. Nicht Kaiser Heinrich VI., Friedrichs Nachfolger, schloß 1183 den Constanzer Frieden; Friedrich war bis an seinen Tod 1190 allein Kaiser, S. 212. Nicht seinem Vetter Alexius, sondern seinem Sohne dieses Namens, ließ der geblendete Isaac die Regierung auftragen, S. 216).

Die Anfänge menschlicher Gesellschaft sind sehr natürlich dargestellt; zwischen widerstreitenden Meinungen ist die Auswahl gemeiniglich gut; wo sich nichts erörtern läßt, wird ausgewichen. — Daß zu Jerusalem ein Erbreich, zu Samaria ein Wahlreich verfassungsmäßig gewesen wäre (S. 47, 56) wissen wir nicht; die Unstätigkeit der Thronfolge kam daher, daß die Könige der X Stämme sich nicht einer durch Alter, Gesetz und Sitte festen Hierarchie, die den Geist des Volks leitete, anzuschließen bedacht waren; so oft auch in Juda dieses versäumt worden, wankte der Stuhl Davids. — Van Sittart's Meinung, die X Stämme dürfen die Afghanen seyn, wird, wie billig, nicht angenommen, doch angeführt: wie dieses mit den meisten Hypothesen der *Asiatic researches* zu geschehen hat: gewöhnlich findet man mehr Schmuck als Grund; in der Freude der Erfindung vergessen die Verfasser eine genaue Darstellung der begründenden Thatsachen und Nachrichten. Wie viel verdienstlicher, wenn sie mehr Quellen vollständig und kritisch liefern wollten! Die Cultur von China wird mit Wahrscheinlichkeit ausländischen Männern von Genie zugeschrieben:

solche, nicht Eroberer, nicht Landeigenthümer, Männer wie in Paraguay die Jesuiten hätten werden können, erblickt man im ganzen System der Sprachform, der Gesetzgebung, der sehr vernünftigen, ganz moralischen Religion der höhern Classen. — Richtig über des Pytheas Verdienst; er wurde verkannt wie Marco Polo. — Von der empörenden Gleichgültigkeit der Griechen Alexanders gegen morgenländische Literatur, und wie sie (gleich anderen sich orientalisirenden Europäern) ausschweifender, und gegen Ehre und Freiheit gleichgültiger geworden als die Morgenländer selbst. — Sehr gerecht über den großen Propheten der Araber. — Daß Waraha, der große indische Astronome (ums J. 1000) auch mögliche Cyklen berechnete, und man diese aus Mißverstand für historisch wahr hat nehmen wollen; nach Bentley (in *Asiatic. research.* VI.) — die Erfindung des Pulvers wird S. 234 als durchaus schädlich geschildert; keinen einzigen Nutzen habe sie hervorgebracht. Dieses, däucht uns, kann der Moralist, der Dichter, jeder eher als der die Folgen übersehende Universalhistoriker, so absprechend sagen. Es hat viel beigetragen, der Kunst über die rohe Kraft, und Nationalhäuptern über unbändige Baronen ein Uebergewicht zu geben, welches der schönern Entwicklung des menschlichen Geistes vortheilhaft war. — Timur scheint zu einseitig nach den Berichten seiner Feinde beurtheilt. Hingegen den großen, geistvollen Sultanen vom Hause Othmans widerfährt wohlverdiente Gerechtigkeit. — Die erste Büchercensur von Papst Alexander VI. (Wer hatte mehr Ursachen dazu! Vermuthlich führte dieser heilige Vater eben auch die Religion zum Grunde an.) — Etwas hinkende Rechtfertigung der africanischen Seeräuberei. Sie sey ein die-

sen Völkerschaften von ihren Vätern gegen die Erbfeinde ihres Glaubens und Namens hinterlassener, nach dem Völkerrechte erlaubter, offener Krieg. Nicht zu sagen, daß diese Raubmiliz, die durch Werbungen sich erneuert, in der That keine Väter hat, so läßt sich fragen: wie denn mit den alten Mamelukensultanen, mit der Pforte, mit Persien, Friede, ja Bündnisse, Handelstractaten, haben bestehen können? Eben weil die Barbaresken das Raubsystem gegen die Cultur friedlicher Künste durchaus nicht aufgeben wollen, sind sie aller civilisirten Welt wahre Feinde, und wäre ihre Auflösung wahres Verdienst. — Diese Bemerkungen beweisen die Unparteilichkeit unseres, diesem Buche im Ganzen ertheilten Lobes.

47.

Ohne Druckort. *Mémoires pour servir à l'histoire de la dernière guerre des Alpes, par* Benoit Patono, *ancien officier Piémontois.* 1800. XXIV und 215 S. in 8.

Der Verfasser dieses Buchs, von Vercelli gebürtig, diente in den ersten Feldzügen unter dem sehr guten Regiment de Marine, und verließ das Heer, da alles verloren schien, als Aide-major der leichten Dragoner von Sardinien. Nach dem Untergang der Verfassung seines Vaterlandes begab er sich nach Berlin, wo er noch lebt. Er hat auch zwei andere Schriften herausgegeben: im J. 1799 ein historisches Drama, une matinée du philosophe de Sans-Souci; in dem laufenden Jahre

(zu Berlin bei Frölich), einen historischen Roman le Marggrave Charles (von Brandenburg, des großen Kurfürsten Sohn) et la Marquise de Salmour Balbian, von welchen wir vielleicht ein andermal etwas sagen. Man sieht in seinen Schriften den Krieger voll Ehre und Humanität. Die Schreibart ist verständlich militärisch, und wie man sieht, der Ausdruck des Gefühls; übrigens ist der Ausländer und dessen Hand früher, und mehr, als die Feder den Degen führte, in den parenthesenreichen Perioden und anderen Zügen unverkennbar.

Die vorliegenden Memoires haben vielen historischen Werth. Sie sind von einem Theilhaber, welcher ohne Leidenschaft (außer der erlaubten, für König, Freunde und Vaterland) mit geradem Sinn so erzählt und urtheilt, daß die Ursachen und viele Charakterzüge, die später wohl verloren gingen, deutlich in die Augen fallen, und auch hier sich ergibt, daß nicht das Heer, nicht das Volk, nicht feindliche Ueberlegenheit, sondern die Schwäche der Regierung, blinder Eigennutz, schlechte Politik und schlechter Beistand der Bundsgenossen den Thron gestürzt haben.

In der Vorrede und auch sonst (S. 150 f. f.) behauptet Herr Patono gegen Gorani, Denina u. a. den piemontesischen Kriegsruhm durch die Erinnerung der großen Könige, der tapfern und gelehrten Officiers. Mit Recht ist er Karl Emanuels voll, ohne jenen alten Victor zu verkennen „der einen Charakter von Größe selbst seinen „Schwächen gab.“ Alsdann stellt er dar, wie Victor III, ein ritterlich gesinnter, seinem Wort getreuer Herr, die Uebereilung beging, das Mißtrauen der französischen Revolutionspartei zu erregen, und die Festigkeit hatte, weder anfangs, noch da er schon Savoyen und viel anderes einge=

büßt, den lockendsten Vorschlägen Gehör zu geben. (Sein Vater und Großvater würden sich anders benommen haben.) Es hatte aber der gute König bei einem gesunden Urtheil jenen Mangel an Selbstzuversicht, welcher auch anderswo die besten Einsichten unwirksam, und Regenten zum Spiel der Intrigue macht. (Victor war spät zur Regierung gekommen, und gewöhnt worden, keinen Willen zu haben.) Die Minister werden meist als gut und unbedeutend geschildert. Der Hofkriegsrath war großentheils von Civilpersonen besetzt. Die Feldherren, welche Savoyen vertheidigen sollten, trugen gegen einander einen Familienhaß; zu Nizza war der brave Curten, achtzig Jahre alt. Aus 43,000 Mann bestand die Armee. Man seufzte etwa über die Günstlinge; doch war das Land so getreu, daß nachmals selbst Bauern ausgewandert sind. Man wurde 1792 überrascht; worüber die meisten Corps aus Savoyen, aus Nizza unordentlich flohen. (Es ist erstaunenswürdig, daß man, von 1792 bis Marengo, bis Hohenlinden, einem Feind, welcher seine Absichten gar nicht verhehlte, durchaus nie glauben wollte!) Schilderung der erbärmlichen Flucht, S. 57. Neuntausend Mann sandte Oestreich; aber zwei Regimenter bestanden aus Deserteurs von allen Nationen, aus alten zum Alpenkrieg nicht sehr tauglichen Kriegern, von dem Feinde les réverens pères genannt. Nun wurde auf der nicht kurzen Linie von Wallis bis in das Genuesische das Cordonssystem befolgt, und alles, überall schwach, vertheidiget. Beschreibung der Waffenthaten vom 8ten bis 12ten Junius 1793, wo die königlichen Truppen mit altem Heldenmuth fochten, so daß auch die Franzosen (hierin immer gerecht) einem Regimente zuriefen: Bravo Acqui! Rührende

Züge, die Plutarch nicht verschmäht hätte, werden hier erzählt. Bei den Franzosen fiel auch eine schöne junge Frau, als Sergent verkleidet, ihrem Geliebten zur Seite. Wie Casabianca, gefangen, dem Duc de Chablais über die innern Unruhen Frankreichs (wovon die Coalisirten so viel hofften) sagte: „Es ist ein rauchendes Kamin und nicht ein brennendes Haus." Im August Wiedereinnahme des gebirgigen Theils von Savoyen; aber mit nur 10,000 Mann; so daß weder der mit Lyon verabredete Anschlag auszuführen, noch Kellermann aufzuhalten war. Traurig sah der Landmann seine Freude verschwinden; doch vortrefflich war der Rückzug und erhielt die Ehre der Waffen. „Wenn wir doch diesen Officier (den Chev. Avo„gadro da Ronco) hätten gefangen bekommen," sagten die Franzosen, „wir wollten ihm Ehre er„wiesen und sogleich die Freiheit wieder gegeben „haben." Wie die Piemonteser den Engländern Toulon behaupten halfen; so ernstlich, daß, als der Feind schon in der Stadt und fast in allen Forts war, Joseph von Germagnan auf der Brustwehr des ihm anvertrauten Forts sich noch wehrte und den Tod nahm. — Aus Eifersucht seyen die Engländer und Spanier in diesem Besitz nicht unterstützt worden. In dem Jahr 1794 Eroberung des Mont Cenis: darüber starb vor Schmerz Chino, der tapfere Greis. Viele Beispiele des Muthes, womit junge Emigrirte von den Franzosen, und Officiers, welche in einem unglücklichen Augenblick ihrer selbst vergessen, durch die königlichen Kriegsgerichte den Tod erlitten. (Natürlich; nach so einem Zufall wird braven Männern das Leben unerträglich.) Schlacht an der Tanarda (1794, gegen Ende April), welcher Posten Saorgio dominirt. Die 8000 Mann, womit Colli ihn

vertheidigte, fanden fast alle hier den Tod. Der Feind ersetzte immer wieder seinen großen Verlust: singend schritt er über die Leichname seiner Cameraden einher. (Wurde nicht auch hier Branntwein mit Pulver getrunken!) Die Verrätherei oder Feigheit des Regiments Pignerol entschied; es ließ dem Feind die linke Seite der Schanze offen. („Il méritoit de voir brûler ses „drapeaux et ses armes par la main du bour- „reau“ S. 126). Da ließ das Garderegiment sich in Stücken hauen; es lagen fast alle königlichen Grenadiere. Graf Radicati, des schuldigen Regiments Oberster, stürzte verzweiflungsvoll in den Feind und fand den Tod. Aber auch bei dem Feind blieben z. B. von tausend Jägern nur achtzig bei Leben. Mit der Ruhe eines seiner selbst mächtigen Mannes zieht Colli zurück; zu schnell wird Saorgio übergeben, wofür St. Amour mit dem Leben büßt. Hierauf wird erzählt, wie die Sarden im Aufstand alle Piemonteser, ohne einen zu mißhandeln, aus dem Lande geschafft. Bei den Heeren überall die Cabale und ihre verderblichen Folgen; der Verf., gerecht und edel, schreibt hievon mit seltener Freimüthigkeit; auch Prinzen schont er nicht. (Es ist übel verschwendete Milde, Menschen zu schonen, die für das fallende Europa nicht fühlten.) Wie geschickt sich der Feind vom Ger zurückzog. Wie der General Colloredo, da er von Dego bis Acqui, 18 Meilen weit, zurückgedrängt worden, einen Bericht von seinem Siege drucken ließ. Dem General Colli widerfährt nicht nur als Militär, sondern dafür, daß er ein fester Mann auch bei Hofe war, die verdiente Gerechtigkeit. Lob der östreichischen Soldatenmäntel wodurch sie an Krankheiten ungleich weniger verloren. So wie über den kränkelnden alten König

die Hofdamen und Cavaliers immer mehr vermochten, wurde der Zustand der Sachen schlechter. Nachdem De Vins zurückberufen worden, weil er Unternehmungen abgelehnt, für die er nicht stark genug war, näherte sich das Unglück Oestreichs. Nicht einmal ein Reservecorps hatte Beaulieu, seine große gute Reiterei war in den Bergen und so vertheilt, daß sie sich nicht helfen konnte; daher er nach dem ersten Unglück 45 Meilen weit floh. Da Provera sich bei Cosciera aufheben lassen, hörte alle Verbindung des Corps auf. Die Piemonteser machten noch bei Vico Massena den Sieg zweifelhaft. Der Verfasser tritt hier ab; wie konnte er die folgenden Zeiten beschreiben! Wenn man den Hochsinn, die Treue, die Waffenbrüderschaft und alle Anstrengung des weiland piemontesischen Heers gefühlt hat, welcher Blick in die traurige Nacht, worin der alte Glanz für immer verging!

Dieses und ähnliche Bücher sind für die Nachwelt wichtig; wie könnte sie die Schmach unseres Jahrhunderts begreifen! Ihre Verachtung würde Unschuldige treffen.

48.

Paris, bei F. Buisson. *Mes Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin, au Frédéric le Grand, sa famille, sa cour son gouvernement, son académie, ses écoles et ses amis littérateurs et philosophes. Par* Dieudonné Thiébault, *de l'Acad. roy. de Berlin, de la Société libre des sciences et arts à Paris.* T. I — V. An XII. (1804). Zusammen XL und 1807 Seiten in 8.

Die durchgehends begierige Aufnahme der vorliegenden Arbeit in den meisten europäischen Ländern war ein starker Beweis fortwährender Allgemeinheit und Wärme der Gefühle für das Andenken Friedrichs. Die großmüthige Manier, wie von des jetzt regierenden Königs Majestät die Uebersendung des Buchs anerkannt worden, bewies Genehmhaltung der angekündigten guten Absicht. Ob diese wirklich in vollkommener Lauterkeit zum Grunde liege, in wie fern, und ob sie erreicht worden, diese Untersuchung ist nicht die Sache großer Fürsten, sondern der prüfenden Kritik: es ist eines preußischen Königs würdig, einem wohlgesinnt scheinenden Mann die lange Beschäftigung mit Friedrich durch ein Gnadenzeichen zu lohnen; das Urtheil über die Arbeit wird dem Publicum überlassen: denn, seit Friedrich zu den Unsterblichen ging, ist er nicht mehr einem Hof, einem Staat, eigen; er gehört der Historie (welche auf solche Charaktere geizt, ihrer sind wenige). Die Lesung dieses Buchs erregte viele

und laute Widersprüche, bei Auswärtigen in Ansehung seines Geistes und der historischen Kunst, weit mehr noch in Ansehung der Wahrheit bei Friedrichs Zeitgenossen und wer im Lande selbst sich authentisch unterrichten konnte. Der Recensent, welchem jede persönliche Rücksicht fremd ist, bedenkt jetzt nur, wie angenehm eine Würdigung Suetons und anderer Verfasser der alten Kaisergeschichten aus ihrer Zeit uns seyn würde: ein solches Urtheil über den Gehalt vorliegenden Werks, wenn der Name Friedrichs dasselbe auf die Nachwelt bringen sollte, wünschte er, ihm mitzugeben.

Daß der Charakter eines großen Mannes eben nicht vornehmlich oder ausschließlich aus den Haupt- und Staatsrelationen der öffentlichen Handlungen seines Lebens zu entnehmen sey, und ein Kammerdiener gemeiniglich mehr davon wisse, als der Zusammenstoppler einer actenmäßigen Geschichte, hierüber hätte Herr Thiébault sich den Beweis füglich ersparen können: indem nicht nur alle guten Geschichtschreiber seit ein paar tausend Jahren dieses wohl bedacht haben, sondern die Sorgfalt in Erforschung des Innern auch die mittelmäßigen Köpfe wirklich auf die Abwege der Anekdotenjägerei verführt hat. Nützlicher wäre vielleicht gewesen, zu untersuchen, ob Kammerdiener (ja selbst ein Professor der französischen Grammatik) gewöhnlich auch den Geist haben, einen großen Mann ganz zu verstehen, und ob aus dergleichen Berichten etwas mehr als eine allenfalls für ihres Gleichen passende Geschichte sich erwarten lasse? Daß ein in großen Dingen großer Mann nicht in jedem Augenblick des Privatlebens wie ein Theaterheld, sondern eher wie andere Menschen erscheint, ist keine so wundervolle Entdeckung, womit

man sich schmeicheln soll, den meisten Geschichtschreibern den Rang abzulaufen. In Einem Punkt geruhet der Verfasser, in die Fußtapfen einiger der letztern zu treten. Er legt dem König und anderen vorkommenden Personen (oft lange) Discurse in den Mund wie Sallust und Livius den großen Römern; worüber nichts zu sagen, als daß manchmal zwei das Nämliche thun, aber jeder auf seine Weise, so daß Livius Livius, und Herr Thiébault Thiébault bleibt.

Ehe wir das Buch selbst betrachten, dürfen wir eine Kleinigkeit, die der Verfasser einiger Entschuldigung werth hält, nicht übergehen. Er will nämlich nicht versichern (garantir), daß ihm nicht zuweilen (quelquefois), jedoch sehr selten (très-rarement) begegnet seyn dürfte, deutsche Namen unrecht zu schreiben; es sey wenigstens möglich (préf. XIX). Wir können ihm aufrichtig versichern, daß bisweilen, doch sehr selten, er einen deutschen Namen recht geschrieben hat, und, wenn wir bedenken, wie oft ihm dieses Unglück selbst mit französischen begegnet ist, so dürfen wir beinahe zweifeln, ob die Rechtschreibung der Namen dem Herrn Professor überhaupt möglich sey?

Bei Issa siegte Friedrich 1757 (Lissa ist doch nicht schwer). Ob er aber bei Zonnedorf, das öfter vorkömmt, gesiegt oder geschlagen wurde, weiß man nicht, weil nach den Erzählungen Zorndorf und Cunnersdorf eben so gut gemeint seyn können. Weil Prinz Heinrich bei Freyberg die Feinde schlug, ist er le héros de Friedeberg. Uebrigens erfahren wir, daß bei Roßbach der General Hidlbourg Hausen Ursache des Ausgangs gewesen; doch auch was Zeidliz (ein andermal Zedliz) mit seiner Cavallerie dabei that;

und es kömmt viel vor von einem General Zicen oder Zietten; auch Thauensinn und Lottun, von Auswärtigen Czertorissky und Schnwaroff, werden erwähnt, und es ist ein Artikel über den General Mullendorf.

Was sollen wir von den Orten sagen? von Gesonbron (Gesundbrunnen) bei Berlin, von Schwet und Fredericsfeldt, über Pyremont hinauf nach d'Armstadt und Stuckart, bis wir bei Kell wieder über den Rhein wären! Wir dürfen die königlichen Minister nicht vergessen: Fink-Einstein, Hersberg und Arvensleben; Schlusenburg (Schulenburg; wer sollte es rathen!), Sedlitz, Massaw, Buchols, der Großkanzler Crammer; nicht zu gedenken des unglücklichen Goeurn oder des Grafen von Heichstetd oder des Präsidenten Kirkhaisen. Mammelsburg mögen die Engländer erkennen: wir übergehen van Swithen und Stuthereim. Viel und mancherlei wird von Major Kaphensk erzählt. Aber was sollen wir von Gothschedt und Gellers sagen, oder von Spaldingk und vom Splickgerb'schen Hause, oder die Herren Erman, und Achard um das H beneiden, womit er ihre Namen vermehrt; Buschink und Euller, Mindleson und Kanth, der General Temploff und der Chymiker Pothe, weichen billig dem Collegen, in Einem Hause mit ihm lebenden; Stoß (Stosch) und dem Arzt Musselstoß oder Musselius. Paschal, la Metherie, der Marquis de Zuchette kommen selbst nicht besser weg. Ein französischer Purist möchte doch Pascal kennen; auch la Mettrie ist noch unvergessen. Bei dem Hokfenkop halten wir uns nicht auf, und würden den Verfasser wohl mit einem freiwech abfertigen: wenn wir über

Versehen anderer Art nicht noch etwas bemerken möchten. Wer seit bald vierzig Jahren Mitglied der Berliner Akademie ist und noch nicht weiß, daß sie keinen Präsidenten hat (ihm ist M. *le Marquis de Lucchesini, président de l'académie depuis plusieurs années*, V, 107); wer ohne Wunderglauben Städte und Länder versetzt (Küstrin nach Pommern, das Herzogthum Westphalen in den Umkreis der preußischen Monarchie) und nie im Almanach das Geschlechtregister des regierenden Hauses nachschlug (sonst würde er gesehen haben, daß die Prinzessin Heinrich nicht von Hessendarmstadt ist, und Friedrich nicht im Jahr 1711 geboren war); wer ganze Hofceremonielle beschreibt (die Auffahrt des Duc de Nivernois), wovon die damalige Hofzeitung nichts weiß; und über Facta, die nie waren (daß der König in der Sache Müller Arnolds das Urtheil eigenhändig schrieb), dem König lange Reden in den Mund legt, wie will ein Verfasser es machen, bei solchen Proben der Nachlässigkeit Vertrauen zu verdienen?

Diese Frage ist nicht so wichtig, als man glauben möchte: man erwartet nach der Vorrede die sonderbarsten Aufschlüsse über den großen König; auch nicht Einen fanden wir, der nicht längst bekannt wäre. Herr Thiébault weiß nichts von allem in Deutschland an das Licht Gekommenen; mit einer *histoire de Frédéric*, deren Verfasser er nicht nennt, und welche, wenn sie nicht die 1787 zu Straßburg in vier Bändchen erschienene *Vie* seyn soll, wir nicht kennen, hat er es allein zu thun. In seinem Buch ist eigentlich nichts Neues als das Verhältniß des Herrn Thiébault zu Friedrich, oder Friedrich gemalt nach Thiébault: einerseits, beim König bekanntlich unge-

meiner Eifer, in der französischen Sprache es zu einer Vollkommenheit zu bringen; sein Gefühl, hiezu eines Puristen zu bedürfen; daher eine Geduld, worin wohl wenige es ihm nachthun möchten, diesen oft und lang anzuhören, viele Schonung, viele Nachgiebigkeit; andrerseits Herr Thiébault, alle Freunde und Gesellschafter Friedrichs an höfischer Klugheit weit übertreffend, nun aber der Welt und Nachwelt offenbarend, wie oft und über wie vieles er Friedrich den Großen zurechte gewiesen, und wie derselbe es wohl erkannt. Wer die Selbstbeherrschung des Königs kennt und wie zweckmäßig er sich zu halten wußte, dem wird sein Benehmen auch hierin weder neu, noch sonderbar seyn. Was in der Grammatik steht, weiß Hr. Th. unstreitig; was eine große Seele in die Sprache zu legen weiß, mochte Friedrich wohl besser verstehen. Schwerlich würde er mit seinem Puristen gesagt haben: „*Le Roi en sa qualité d'espiègle* (V, 409);“ er hatte zu viel Sinn für Anstand.

Es ist uns leid, sagen zu müssen, daß der Verfasser, durch dessen Glas wir diesen König und seine Umgebungen sehen sollen, überhaupt als ein zwar für sich gut sorgender, und seiner Nation sehr ergebener Mann, sonst aber nicht in dem vortheilhaftesten Lichte erscheint. Er versäumt gewiß keinen Anlaß, mit Vergnügen anzumerken, wann, wie und mit wie beschämenden Folgen diesem oder jenem Mann von etwas freierer Brust oder nicht so viel Gewandtheit vor dem König ein übelaufgenommenes Wort entfuhr; wie linkisch der und der geschrieben, gehandelt; was für unangenehme, verderbliche, manchmal fast infamirende Streiche der und dieser sich zu Schulden kommen ließ. Dergleichen Dinge werden

den

den oft ohne alle Ursache (II, 12), auch mit Hintansetzung des Anstandes (der üble Athem der Königin Ulrica (233), manchmal hämisch (121) und übertrieben (Büsching habe durchaus keinen großen Mann statuirt außer sich, IV, 76), oft aber boshaft (wie IV, 80) und wahrhaft giftig (wie III, 112) vorgebracht. So sehr es wider unsere Art ist, über eines Verfassers persönlichen Charakter nachtheilige Bemerkungen anzustellen, so nöthig scheint es, wenn ohne genauere Kenntniß seiner Eitelkeit und Leidenschaftlichkeit eine Menge nachtheilige Anekdoten freien Curs bekommen dürften. Zugleich ist gut zu warnen, daß nicht, wie viele glauben, Männer von mittlerem Talent und gefälligen Manieren die sichersten Gesellschafter seyen. Doch Hr. Th. wird nicht übel nehmen, wenn man von ihm spricht, wie er von so vielen preußischen Generalen, Ministern, Hofleuten, Gelehrten, und dem König selbst.

Bei kurzer Uebersicht des Inhaltes werden wir hin und wieder noch etwas bemerken, protestiren aber, das Unberührte darum nicht als richtig zu erkennen; es wird andere Gelegenheiten geben, diese Darstellungen, wo der Gegenstand sie wichtig macht, zu untersuchen.

Die nicht geringe Zahl Blätter abgerechnet, wo wir von den bewunderungswürdigen Klugheitsregeln belehrt werden, welchen zufolge Hr. Th. nie ein Wort zu viel noch zu wenig gesagt, und wie übel das Gegentheil dem Obrist Quintus und dem Prof. Toussaint bekommen, und von der großen Conspiration des Abbé Bastiani und des Vorlesers le Cat, auf daß der König den furchtbaren Thiébault nicht in das Cabinet nehme, enthält übrigens der erste Theil das Gemälde Friedrichs nach Thiébault. Wer wird es nicht

gern betrachten! In jedem Licht erscheint immer doch Er. Das war die größte Klugheit, einen Gegenstand wählen, worüber man den Verfasser vergißt. Wir dürfen nur wenig ausheben. Ausführlich wird von der täglichen Religionsspötterei gehandelt, und gezeigt, daß in dieser Stimmung nicht, wie man hat sagen wollen, am Ende eine Veränderung vorgegangen. Darin hat der Verfasser vermuthlich Recht. Wo immer, ob von dem verkehrten Unterricht, ob von dem Zauber des französischen Witzes, ob von dem Dafürhalten, daß neue Untersuchung des Glaubens in Bewegung zu bringen sey, wo immer dieses herkam, man hatte sich die antireligiösen Einfälle und Ideen selbst und andern so oft vorgesagt, daß Empfänglichkeit für andere Gesichtspunkte erstorben seyn mochte. Wenn auch endlich der politische Nachtheil auffallen mochte, so hinderten drei Ursachen, dieses deutlich zu äußern. Erstlich hielt Friedrich mit Recht Consistenz und Consequenz für so große Eigenschaften des Mannes und Königs, daß er Mißgriffe eher sonst vergüten, als hierüber an sich zweifeln lassen dürfe. Zweitens waren eben keine bösen Folgen in seinem Staate sichtbar. Berlin wurde nichts weniger als irreligiös: das Volk blieb altlutherisch; die berühmten Schriftsteller, fern von Gespötte und feindseligen Angriffen, bemüheten sich desto mehr, die Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft ins Reine zu bringen. Man darf der Selbstständigkeit des deutschen Charakters das verdiente Lob hier nicht versagen: Wenige, sehr wenige, sprachen dem großen Könige nach; den Geist der Duldung befestigte er. Drittens war Friedrich von der furchtsamen engen Politik, welche ohne Allianz mit den Geistlichen sich nicht zu behaupten getraut, sehr

entfernt. „Wahre Regenten," sagt er, „brauchen „dem Volke nichts vorzuheucheln. Das Haupt „einer Nation muß kein Pfaffenknecht seyn, und „blinden Gehorsam gegen sich predigen lassen, um „auch seinerseits blindlings denen zu dienen, welche „mit dem Beding ihn als Statthalter der göttlichen „Macht verkündigen, daß er sie als Dolmetscher des „göttlichen Willens verehre" (I, 78 f.) Er glaubte mit dem Hochgericht, dem Irrenhaus, der Kriegszucht, und besonders mit Wahrheit und Recht, ohne die Hierarchie fortzukommen. Hr. Th. untersucht denn auch wie andere, ob der König die Wollust so wie Trajan oder gar nicht genossen (I, 194): welcher Artikel aus den Erinnerungen füglich hätte wegbleiben können, da er selbst sagt, er erinnere sich hierüber nichts. Ohnehin widerspricht das schele Compliment, der König sey in allem ganz nur Kopf gewesen, schon der vielfältigen Erwähnung seiner Liebe zu einer guten Tafel. Was von den Unfällen zur Zeit seines Vaters, von der Tagesordnung, den Reisen, der großen alles erleichternden Ordnung, von der Einfachheit, von der Güte und von den Launen erzählt wird, müssen wir übergehen: man wird es mit Vergnügen lesen. Wer würde nicht über Hadrian gern selbst einen seiner Rhetoren hören! Im Uebrigen endiget der Band mit einer Ungerechtigkeit an Peter dem Großen, der bei seiner Nation den Aberglauben und Despotismus befestiget, und weder den Geist noch den Willen gehabt habe, etwas Besseres zu machen. Daß der Verf. Rußland weder vor, noch unter, noch nach dieser ewig merkwürdigen Regierung kennt, erhellet sattsam aus diesen wenigen Worten. Erinnerungen aus Büchern hat er überhaupt nicht viele (z. B. er weiß nicht, wie das Haus

Hohenzollern zu der Mark Brandenburg gekommen (II. 2); ihm träumt von Belohnung; vom Kauf hat er nicht gehört). Aber die russischen Regenten haben auch sonst nicht das Glück, ihm zu gefallen; lauter verhaßte Anekdoten von Peter (II. 8); und Catharina II. kömmt nicht besser weg. Wenn man das Gewäsche wider die Engländer (III. 308) dazu nimmt, so verwundert man sich über manches weniger.

Der zweite Band ist über das königliche Haus geschrieben. Er steigt bis zu Friedrich I. hinauf. Die meisten Züge von den beiden ersten Königen sind verkleinernd; hin und wieder soll ein etwas besserer die Unparteilichkeit zeigen. Von dem Wesentlichen, von Friedrich Wilhelms großen Anordnungen, wird beiläufig etwas erwähnt. Von der Königin Mutter, und wie Friedrich sie verehrte. Wie die Damen ihres Hofs mit Darstellung ihrer Vertraulichkeiten und holden Träume zufrieden seyn konnten, und was von einem Verfasser zu halten ist, der, in Erwiederung vieljähriger Freundschaft, die Liebesabenteuer einer Frau vom dreizehnten Jahre ihres Alters erzählt, und mit eben derselben wegen einer Liebesintrigue im Alter gebrochen haben will, bleibt dem Gefühl überlassen. Es gibt für die Verirrungen der Liebe kein Lethe bei diesem Verfasser; seine grausamen Erinnerungen möchten verewigen, was nach dem berauschenden Augenblick man so gern in den Mantel der Vergessenheit hüllt. Bei Anlaß des Hofes der Königin werden wir sieben Seiten lang von den Untugenden eines unbedeutenden Kammerherrn, dem sie mit edler Güte vergab, eben so langweilig, wie auch sonst über die elendesten Kleinigkeiten (I. 109, II. 76, 221 u. s. w.) unterhalten, wenn irgend eine Beziehung auf den Helden

des Werks (nämlich den Verfasser) dabei angebracht werden kann. Von den Prinzen von Preußen, Vater und Sohn. Wie dieser spionirt worden. Er sey dem alten Friedrich nicht spartanisch genug gewesen. Uebrigens habe der König deutsche Maitressen ihm vergeben; französische nicht, weil diese intriguiren. Hier kömmt unversehens auch der Minister Herzberg vor, und „als ein „beschränkter Kopf voll Vorurtheile;" welches wohl mancher nachsagen dürfte, der vergißt, wie viele Jahre Friedrich diesen Mann, freilich nicht für Sylbenstechereien, aber für Bearbeitung der größten Sachen fleißig und geschickt erfand, Vertrauen ihm sterbend noch bewies, und daß wohl nicht viele seyn mögen, die König und Vaterland mit so warmem zärtlichem Enthusiasmus geliebt, und Gelehrsamkeit (freilich die vaterländische) sich zur größten Ehre gerechnet. Aber Herzberg hatte unter andern das Vorurtheil (welches Hr. Th. nicht zu vergeben pflegt), von der deutschen Sprache groß zu denken (II. 116). Vom Prinzen Heinrich; auch dieser Artikel wird mit Vergnügen gelesen werden: vieles wird erzählt, was dem großen Verstande, wie der edlen Humanität Heinrichs allzugemäß ist, um nicht wahr zu seyn. Man reißt sich ungern los. Schade, daß nicht leicht ein Artikel ohne einen hämischen Zug seyn kann. Wer wird in dem Urtheil (II. 148, 151) die Frau erkennen, welche Ziethens Leben mit solcher patriotischen Wärme und Einsicht geschrieben! Kurz von Prinz Ferdinands stillem liebenswürdigem Hofe. Alsdann ausführlich über die Königin von Schweden, Mutter Gustavs III., zuerst aber über Hrn. Thiébault, den sie in der Akademie — nicht gegrüßt, und wie dieses die Schuld eines Hrn. Gualtieri gewesen, von dem, dessen Vater und

Sohn, hierauf gesprochen wird, wie man sich's denken kann. Die Königin habe jene Incongruität reichlich ersetzt, und sehr viel mit Hrn. Th. gesprochen. Zum Dank wird die Nachwelt in die Kenntniß ihres übelriechenden Athems gesetzt. Bei Anlaß der Mittagsmahlzeiten werden die Possen des alten Formey erwähnt, hiebei auch die freien Einfälle einiger noch Lebenden gerügt und erzählt, wie großmüthig der Verfasser solche Dinge (wäre es nur immer möglich gewesen) gut machen wollte. Von der Prinzessin Amalia, welcher Artikel aus dem von Trenk (IV. 195) zu ergänzen ist. Da wird mit unsanfter Hand der Schleier weggerissen, welcher die Ursachen von Amaliens Unglück deckte. He draw her frailties from their dread abode!

Auch daß die geistvolle Frau etwa die Schwachheit gehabt, Karten zu schlagen, und wie sie das konnte, und Friedrichen das Resultat schicken durfte, wird in Betracht genommen. Dann kommen die braunschweigischen Prinzen, und wird erzählt, welcher über seine Ausarbeitungen Toussaint, welcher Hrn. Th. zu Rathe nahm. Von Prinz Wilhelms herzlichem Zutrauen und dessen Freundschaft für den Verfasser, der aber, als der Prinz in Ungnade fiel und seine Freudigkeit schwerem Trübsinn unterlag, sich klüglich zurückzog. In diesem Bande S. 112 wird, was im 5ten wieder geschieht, die Sprache der Akademie der Wissenschaften berührt und gemißbilligt, daß Friedrich Wilhelm II sie deutsch machen wollte. Cicero pro domo ist hier unverkennbar; würde Friedrich sein Lebenlang, würden andere, mit den launigen Regeln der fremden Sprache sich geplagt, sich mit Hrn. Thiébault so viel zu thun gemacht haben, wenn sie deutsch hätten schreiben wollen! Es ist nicht zu läugnen, daß das Compliment, welches der

König fremder Literatur gemacht, auch für die vaterländische nicht ohne Nutzen blieb; unsere Sprache mag einige Vollkommenheiten mehr bekommen haben: doch war auch Luthers, Hallers, Mosheims Ausdruck wohl nicht verächtlich, und hätten Kleist, Lessing, Winckelmann, Gleim, Ramler, von selbst oder mit Hülfe der Alten sich auch wohl entwickelt: indeß verdient Verehrung, was für Eine Zeit Friedrichen gut schien. Nur folgt daraus nicht, daß wir jetzt und ewig über wissenschaftliche Gegenstände lieber unrichtig oder unter eines Thiébault Aufsicht in fremder, als mit Kraft und Würde in unserer eigenen Sprache schreiben sollten. Die Anstrengung sey vielmehr, hervor zu bringen, was für Auswärtige der Uebersetzung werth sey! Bei so bedenklicher Lage vieler andern Dinge liegt uns Deutschen als heilige Pflicht ob, auch nicht Eines, geschweige eines der größten Mittel zu Behauptung unserer Selbstständigkeit und unseres Urcharakters zu versäumen. Kein edler Mann in irgend einem Theil der gesitteten Welt wird diesen Grundsatz bestreiten. Alle Verfassungen können verwirrt, umgestürzt, aufgelöset werden: um so mehr muß ohne alle Rücksicht auf kleinliche Privatinteressen die Nation sich inniger zusammenthun und bei einander festhalten, auf daß die einige unzerstörbare Einheit, einst noch großer Dinge Mutter, bleibe. Wer wird ein Volk ehren, das seiner Sprache sich schämt? Hat Cicero griechisch, hat Plutarch Latein geschrieben?

Im dritten Bande werden Reisende und fremde Minister geschildert. Kaiser Paul I (der aber nicht bei Anlaß der ersten, sondern der zweiten Heirath nach Berlin kam) wird auch aufgeführt. Abermal wird von den Russen sehr nachtheilig gesprochen. Alsdann wird erzählt, wie durch Tücke

des Ministers in Schlesien und des Abts Bastiani, der Bischof zu Breslau, vom Hause Schaffgotsch, unglücklich ward — und es blieb, auch nachdem der König besser unterrichtet worden. Von dem Abt, wie nach obangeführter Klage zu erwarten, ward nichts verschwiegen; auch daß er eine Mutter nebst ihrer Tochter gebraucht habe. Nach diesem verbreitet sich Hr. Th. eben so liebreich über die Geschichte des Grafen Kameke. Er unterläßt (schon seit dem ersten Theil) keinen Anlaß, in den meisten Familien irgend eine mißfällige Erinnerung aufzuwecken. Wenn Männer, die in großen Dingen gewirkt, geschildert werden sollen, wie sie waren, ist Größe und Edelsinn auch im Aufklauben ärgerlicher Anekdoten von Personen, die nur sich wohl oder wehe gethan? Ueber Pöllnitz — mag es hingehen; wer niemand schonte, gibt gleiches Recht wider sich. Beiläufig vernehmen wir, daß alle Grafen Reuß, welche zu Berlin wohnhaft sind (nur diese?) sich Heinrich nennen! Die Eitelkeiten und Schwächen Raynals werden nach dem Leben geschildert. Man erfährt, daß er als Vicaire beim Curé de S. Sulpice Protestanten je um 60 Livres Begräbniß in geweiheter Erde verkauft; und von dem großen Buch voll Anekdoten, das er mit sich zu tragen pflegte. Uebrigens bleibt Hr. Th. an Genauigkeit sich selbst gleich: Jedermann weiß von Raynals Denkmal in dem See bei Lucern; Hr. Th. findet es in dem Züricher See. In Betreff der Hist. des deux Indes zeigt er, daß sie das Werk der damaligen philosophischen Gesellschaft gewesen: lächerlich ist aber, Raynal vorzuwerfen, daß er von dem Duc de Choiseul und anderen Großen sich unterstützen lassen. Woher sonst sollte er Materialien bekommen? Die Geschichte beider Indien läßt sich nicht aus Klatsche-

reien zusammentragen, wie Souvenirs. Nach diesem erzählt Hr. Th. eine Anekdote, die, wenn sie wahr ist, beweiset, wie selbst ein so furchtbar wachsamer Fürst betrogen ward: ein ehrlicher Mann aus Perigueux, dem der König ein Haus und eine Anlage bauen ließ, kam sammt allen, die sich mit ihm eingelassen, dadurch in äußerstes Elend, daß er die ihm ausgesetzten Gelder mit den Aufsehern des königl. Bauwesens nicht hatte theilen wollen. Den Panegyrikus des Duc de Guines, des redlichen Nugent, des edlen Mitchel's, des guten Dolgorukj gerechtes Lob, was Gräuliches von Potemkin, was von der Ermordung Peters III erzählt wird, überschlagen wir. Bei S. 219 ist die Nemesis der Plauderhaftigkeit zu bemerken: eine Tafelanekdote, woran der Welt freilich nicht viel liegt, welche man aber sich das Wort gab, nicht auszuschwatzen, wird am gleichen Tag von einem der Tischgenossen an Hrn. Th. geplaudert, und der schreibt sie jetzt in sein Buch mit Nennung des Plauderers.

Der vierte Band liefert Anekdoten über die Regierung des Königs; Ueberblick oder tiefes Urtheil erwarte man nicht. Gelindigkeit des Königs, wenn es nicht Finanzveruntreuung, Verletzung der Kriegszucht oder diplomatische Verrätherei betraf. Er habe nur Anlaß gesucht, um den zu aristokratischen Großcanzlar Fürst zu entfernen. Den Schatz rechnet Hr. Th. auf 300 Millionen Livres, außer 15 bis 20 Millionen Thaler in der Schatulle. Die französischen Finanzbedienten, deren etwa 5000 gekommen, haben dafür sorgen sollen, daß der König weniger betrogen werde, und die Regie des gebrannten Kaffee sey dessen eigener Gedanke gewesen, in der Meinung, der Nation dieses Getränke abzugewöhnen. Viele schreckliche Geschichten von Werbung und Militärstrafen. In der That war alles auf

das höchste gespannt, aber erleichtert durch Ordnung, durch Zweck und Nothwendigkeit entschuldigt, und erträglich durch Liberalität der Grundsätze in anderen Dingen. Die romanhafte Geschichte Trenks, dessen Behandlung nie so befohlen worden, und der König nicht gewußt (nicht um dieselbe sich bekümmert) habe. Uebrigens ist selten ein Artikel erschöpfend, so daß zu Würdigung der erzählten Dinge der Leser noch viel wissen muß, das nicht hier steht; Bücher dieser Art, wo das Wenigste ergründet wird, sind um so geschickter, schiefe Urtheile zu verbreiten; für die Lesesucht sind sie eine reizende Nahrung; aber um diesen Erinnerungen historische Brauchbarkeit zu geben, müßte ein eben so großes Buch sie berichtigen. Höchstverdientes Lob des Generals Möllendorf. Von des Lentulus niederträchtigem Eigennutz, von seiner Härte und seinen Cabalen viele zerstreute Züge. Daß der altrömische Ursprung seines Geschlechts *d'une certaine vraisemblance* (IV. 305) sey, ist der Kritik des Hrn. Th. würdig. Dieser Band schließt mit des Obrist Pirch interessantem Abenteuer.

In dem fünften Band werden die Akademien und Friedrichs gelehrte Freunde vorgenommen. Euler sey von dem Canzler Jarrige durch ein Mittagessen gewonnen worden, gegen den Vortheil der Akademie für einen Cassier zu votiren; da dieses mißlang, sey er unaufhaltbar weggezogen. Pott habe ein Werk von dreißig Jahren verbrannt, aus Aerger, weil Margraf Director wurde. Gleditsch sey durch seine Töchter in üble Vermögensumstände gekommen. Margraf, Lambert, Bequelin, Sulzer, Gerhard, la Grange, nach Verdienen gelobt. Ueberhaupt klagt Hr. Th. über die Schweizer, daß sie (Hrn. Merian und Lambert ausgenommen) in der Academie alles allein führen

wollten; doch einzelnen läßt er Gerechtigkeit widerfahren. Etwas Durchdachtes über das Hauptwerk eines jeden, über das Resultat seiner Lebensarbeit, ist hier nicht zu suchen: doch Billigkeit; immer schon macht das Verzeichniß durch andere Erinnerungen Vergnügen. Dem Akademiker Moulines werden bei Anlaß der Verlassenschaft Prémontvals wahre Niederträchtigkeiten Schuld gegeben. Formey habe den Ruhm dem Vortheil seiner Familie aufgeopfert. Wie reumüthig der sterbende Toussaint das Aergerniß seiner irreligiösen Aeußerungen erkannt habe. Des würdigen Bitaubé unverschuldete Todesnoth in der Schreckenszeit. Gleiches habe den Pernetty betroffen. Demina habe einen chamäleontischen Charakter. Uebrigens macht Hr. Th. aus den *Revolutions d'Italié* eine *Histoire littéraire.* Bei Anlaß des la Vaux erzählt Hr. Th., wie er sich benommen, um (ohne den Schein zu haben) den König abzuhalten, daß er diesen Mann rufen lasse. Die königl. Instruction für die Militärakademie wird ganz eingerückt, sehr über den General Buddenbrok geklagt, sehr bejammert, wie es nun zugehe. (Wo aber zu bemerken, daß dem Verf. ein Hauptübel däucht, die deutschen Jünglinge nicht ganz französisch gebildet zu sehen.) Hier treibt der durchaus sichtbare Egoismus sein Spiel: General Buddenbrok fand (ob mit Unrecht, wissen wir nicht) Hrn. Th. Lehrart etwas zu metaphysisch: großer Zorn hierüber, so daß ihm nun vorgeworfen wird, er habe an Bonnets palingénésie Geschmack gefunden (das endlich keinen ungebildeten Krieger verräth), und gern geräucherte Schinken gegessen (er allein?); (V. 190.) Unter Friedrichs gelehrten Freunden steht Jordan, wie billig, obenan; er liebte den König, oder vielmehr Friedrichen, der es fühlte und erwiederte (denn daß Friedrich, wenn

er sich nicht stählte, und ehe die Jahre ihn gewöhnten, immer König zu seyn, der Empfindlichkeit sehr empfänglich war, ist hier und schon I. 84 wohl gezeigt). Reicher, aber nicht so schön, sind die übrigen Artikel. Hr. Th. ist mehr für Voltaire als Maupertuis, dem er Eitelkeit, Wollustliebe und Aberglauben vorwirft, indeß er von jenem sich nicht zu sagen erlaubt, er sey geizig gewesen. (Er nennt die dahin gehörigen Züge mit den Wachslichtern „un système singulier"; das mit Framery's Trauerkleid ein Versehen des Bedienten; den Judenproceß — lustig, und der Kerl habe sich vergleichen müssen; das Mitnehmen der königl. Poesien eine Vergessenheit.) Die bekannten Geschichten beweisen, daß der König anfangs gegen das Genie nicht herablassend genug seyn zu können geglaubt, Voltaire nach jenem *système singulier* dieses benutzen wollen, und die Scheu des Königs vor so vielem Talent mißbrauchte, bis die Zudringlichkeit allzugroß wurde. Nach diesem und bis nach seinem Tode blieb es bei *cajoleries*, wie der Verfasser wohl sagt. Ueber die Erscheinung jener *mémoires*, wobei der Dichter seine Feder in die schwärzeste Galle getaucht, und hämisch lachte, dem großen Friedrich durch Anekdoten von griechischer Liebe, etwa wie Catull dem ersten Cäsar einen seinem Sinne nach unauslöschlichen Fleck, anzuhängen, war der König mit Recht vollkommen gleichgültig. Nach diesem Artikel ist über den ehrlichen Marquis d'Argens der merkwürdigste. Der Ausgang wirft auf des Königs Benehmen eben kein vortheilhaftes Licht: seinem einigen Freund im größten Kriege, dessen Treue so viele Jahre erprobt war, auf den Verdacht unerlaubten Ausbleibens alle Pensionen zu nehmen, war wohl hart: aber die Erzählung dürfte nicht in allen

Umständen richtig seyn. Sie beruht auf einer nicht gehaltenen Uebereinkunft, den Marquis, wenn er siebzig wäre, zu entlassen; welches lange nicht geschehen, bis er auf Urlaub in sein Vaterland ging, mit dem Könige zerfiel und nun einige Jahre bis an seinen Tod bei seiner Familie zubrachte: allein der Marquis ist in seinem sieben und sechzigsten Jahre gestorben. Wenige von Hrn. Th. erzählte Begebenheiten sind ohne Unrichtigkeiten; auf die Unterredungen scheint man also reducirt: aber auch die haben wir nicht genau: wir sahen im Anfang, daß er es zum Theil selbst gesteht; und wer je um den König war, weiß, daß er aphoristisch zu seyn pflegte und seitenlange Antworten auszuhalten wider seine Art war. Von dem Obrist Quintus Icilius — wenig Gutes, wie schon oben bemerkt. Das läßt sich aber leicht erklären: „En parcourant tous les „siécles Quintus prétendit, que toujours et par„tout nous (wir Franzosen) avions commencé „par séduire, et fini par nous faire détester" (V. 390). Ob dieses wohl seither widerlegt worden ist! Der Obrist hinterließ nichts als seine Bibliothek. Indeß wir vieles überschlagen, kann doch der Chevalier Masson nicht unbemerkt bleiben, von dem Hr. Th. versichert, er habe die Zeiten des siebenjährigen Kriegs in Potsdam so still über seinen Büchern durchlebt, daß er von diesem ganzen Krieg nichts gewußt habe. Uebrigens war sein und der meisten übrigen Schicksal so, daß man, im Zweifel ob Könige mit andern Menschen, oder diese mit jenen, durchaus in die Länge nicht zu leben wissen, unaufsichtlicher Stille und Freiheit um so viel froher wird.

Wir sind versichert, durch unsere Bemerkungen, dem Absatze dieses Werks keinen Eintrag gethan

zu haben. Sagten wir doch, es sey voll boshafter Histörchen! Wie war es dem großen Haufen besser zu empfehlen? Dazu aber dürften wir beigetragen haben, daß nicht leicht jemand diese Souvenirs mit Ehren als historische Quelle wird anführen können.

49.

Jena, in der Cröckerschen Buchhandlung. Historisches Magazin. Herausgegeben von Karl Wilh. Friedr. Breyer (damals) Prof. der Philos. zu Jena, (nun Hofrath und Prof. zu Landshut). Erster Band 1805. VI und 452 Seiten in 8.

Eine Sammlung von kleinen Schriften theils über die Philosophie, theils über die Kunst, theils über merkwürdige Gegenstände der Geschichte, wodurch an vieles wieder erinnert, vieles aufbewahrt, auch neues in Umlauf gebracht würde, kann, wenn die Wahl gut ist, nicht anders als eine sehr nützliche Unternehmung seyn. Wie vieles liegt vergessen oder außer einem engen Kreise unbekannt, in älteren und neuen akademischen Programmen, Dissertationen, Reden! Derjenige würde ein verdienstliches Werk thun, welcher, in Verbindung mit einigen Freunden, solche Aufsätze, dergleichen man hin und wieder durch Privatfleiß gesammelt antrifft, in kernhaften Auszügen, oder, wenn Gehalt und Manier es verdienen, auch wohl ganz in ein Magazin zusammenbrächte, das leicht eine der angenehmsten und interessantesten Fundgruben mannichfaltiger Gelehrsamkeit seyn und in wenigen

Jahren bändereich werden dürfte. Nur nicht viel Geschwätz über historische Kunst; wer zum Geschichtschreiber geboren ist, bedarf es nicht, und andern hilft es so wenig als dem unberufenen Dichterling ein Gradus ad Parnassum. Was declamatorisch, gesucht, überladen ist, bliebe ohnehin weg. Nach diesen Gesichtspunkten betrachten wir die vor uns liegende Sammlung des mit den schönsten Anlagen zu rühmlicher Wirksamkeit aufblühenden Herausgebers.

Herrlicher konnte so ein historisches Pöcile nicht eröffnet werden, als mit Lessing's genialischer Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts (S. 1—36), unstreitig eine der gehaltvollsten dieses originellen großen Denkers. Kants Idee zu einer allgemeinen Weltgeschichte in weltbürgerlicher Absicht, seine Muthmaßung über den Anfang der Menschengeschichte, und seine Gedanken über das beständige Fortschreiten zum Bessern (S. 37 — 115) sind würdige Gegenstücke. Wer wollte nicht gern beisammen haben, wie er die Geschichte aufgefaßt, was für eine Ansicht der Mythen er hatte, und ob und wie sein Glaube an das Fortschreiten unter Erfahrungen und Schauspielen, die ihn herabstimmen konnten, lebendig blieb. Den Inhalt anzuzeigen, wäre überflüssig. Ob in die mosaische Erzählung von der Urwelt nichts hineingelegt worden, das der ersten Einfalt etwa zu philosophisch gewesen ist, wäre prüfungswerth: für uns ist die Auslegung schön; aber war sie der ursprüngliche Sinn? „Und sie erkannten, daß sie nackend waren,“ sollte es wirklich sagen wollen: „sie erkannten sich selbst als Zweck „und daß sie frei handeln können,“ und „daß die „Göttersöhne an schönen Menschentöchtern Belie„ben fanden,“ soll das eigentlich sagen: „daß die

„gebildeten, gefälligen Stadtfräuleins den edlen „Hirten besser gefielen, als die schmutzigen Dirnen „der Wüste,“ und hierauf durch Despotismus und Ueppigkeit die Menschen des Daseyns unwerth wurden? Das erinnert ein wenig an den weitführenden Grundsatz, sich nicht sowohl darum zu kümmern: was die hebräischen Verfasser sagen wollten, als was sich ihnen schicklich anhängen läßt. Im Uebrigen wird jede Auslegung der ersten Capitel Mosis zweifelhaft bleiben, da wir nicht wissen, ob das erste Lallen menschlicher Literatur oder Bruchstücke der vollendeten Philosophie eines untergegangenen erleuchteten Zeitalters da zu vernehmen seyen. In jenem Fall kann man nicht Kind genug, in diesem kaum so erhaben seyn, als nöthig wäre, den Sinn zu treffen. In Betreff der Vervollkommnung der Menschheit wird bemerkt, daß nicht das Individuum, wohl aber die Gattung ihre Bestimmung erreicht. Hiebei findet man sich an ein trostreiches Wort aus Lessings vorhergehender Schrift mit dem Wunsch erinnert, daß es wahr seyn möge: „warum könnte jeder einzelne Mensch auch „nicht mehr als Einmal auf der Welt vorhanden „gewesen seyn? Ist diese Hypothese darum so lächer„lich, weil sie die älteste ist?“ „Wie viele Knoten „würde sie lösen!“

Mit Kant und Lessing sticht eine lateinische Dissertation von einem wittenbergischen Professor Jan über die vier Monarchien (S. 114 — 220) sonderbar ab; sie verficht das lang angenommene System ohne irgend einen neuen oder glänzenden Gedanken, so daß sie ganz füglich hätte können wegbleiben. Wie ungleich geistreicher commentirte Michaelis, dem alten übrigens auch anhänglich, die Statue? So, daß vor zwölf Jahren viele glaubten, in der revolutionären Weltrepublicanisirung den

den zermalmenden Stein zu erkennen, welchen zu deuten er nicht gewagt. Freilich hat sich das geändert: der Stein ist worden wie viele andere Reiche, die waren, sind und seyn werden. So viel ist gewiß, daß man endlich von dem Traum, den Hr. Pr. Jan hier behauptet, zurückkommen sollte. Alle Prophezeyung ist Wirkung einer außerordentlichen Exaltation des Gemüthes; jemehr in dem Seher Genie und Kenntniß ist, so viel wird seine Uebersicht der Zukunft weiter gehen und richtiger seyn. So kann man allerdings mit Wahrheit sagen, daß z. B. Jesajas und Jeremias auch auf unsere Zeit geweissaget haben: sie sahen in dem gewaltsamen Hervorbrechen der assyrisch-babylonischen Macht, welches nicht nur die altväterlichen Staaten in und um Judäa, sondern die welthandelnden Phönicier und Aegyptens uralten Thron zermalmte oder unterwarf, den Keim der unzähligen Kriege und verwüstenden Folgen, welche seither kaum je aufgehört haben; sie sahen auch, was seyn würde, wenn aus dem lang verschlossenen Nord einst Gogs und Magogs Horden sich über die südlichen Länder ergießen sollten; darum brauchten sie nicht namentlich den punischen und den dreißigjährigen Krieg oder die russische Geschichte voraus zu wissen. So der Verfasser der Weissagungen, die nach Daniel genannt werden. Wenn dieser Seher (den wir annehmen wollen, in den seleucidischen Zeiten gelebt zu haben) bei Ueberarbeitung der vom alten Daniel übrigen Fragmente den Fall der vorigen Monarchien Vorderasiens mit dem, was sein hoher Sinn und Blick ihm für die Zukunft entdeckte, in Verbindung bringen wollte, was mochte er sagen? Er sang die unseligen Händel der griechischen Könige, und daß ganz ein anderer Staat, daß die eiserne römische Kraft ihnen und allem den Unter-

gang drohe. Noch aber waren sie, und noch war in West und Nord eine ungezählte Menge freier Staaten, stark, schwach, vereint, isolirt, alle zusammen wohl geschickt, eine Mischung von Thon und Eisen, und jede Trennung, Füße, Fußzehen, eher alles als Einheit vorzustellen. Was das Ende seyn würde, das dachte der Seher sich fast wie viele noch: endlich einmal doch müsse über das planlos scheinende Gewirre die Wahrheit siegen, Ordnung werden und eine Zeit kommen, die verdiene, daß ihrentwegen die Welt erschaffen sey. Das ist das Reich Gottes, der Stein, Deus ex machina, das tausendjährige Reich, die Vollendung. Alle Propheten, wo allzuferne Zukunft ihrem Blick sich entzieht, endigen damit, als mit der bevorstehenden Auflösung des Knotens. Ist es anders im neuen Testamente? Den Fall Jerusalems vorzusehen, überstieg die Kraft eines erleuchteten Propheten nicht: hiemit verbindet er das Ende des ganzen Drama's dieser Welt, weil die langwierigen, wundersam verwickelten Scenen, die wir seitdem erlebt, nicht vor ihm offen lagen, und leicht scheinen mochte, daß, nachdem einmal Christus gekommen und Israel verworfen worden, die Welt eines Tiber, Claudius, Nero, ganz wohl aufhören könnte. Doch, es ist Zeit, einzulenken. —

Herr Consistorialrath Ammon liefert eine Geschichte des unglücklichen Casimir Lysczynski, eines polnischen Edlen, welcher von einem falschen Freunde, dem er vorgestrecktes Geld abgefordert, der Geistlichkeit als Verfasser ungedruckter Aufsätze in atheistischem Sinne angegeben, und durch die Wuth ehrgeiziger Prälaten im J. 1688 auf den Scheiterhaufen gebracht worden (S. 223 — 245): eine so schauderhafte als nützliche Erzählung; man vergißt zu leicht, daß, wo

zu solchen Gräueln die Macht vorhanden ist, kein auch großer Fürst (Johann Sobieski war damals König), und selbst nicht ein billigdenkender Papst (Innocenz XI verabscheute die That), teuflische Leidenschaften verhindern kann, mit einem vielleicht guten Mann ihr cannibalisches Spiel zu treiben. Lysczynski, erzählt der Bischöfe einer, habe die Idee eines Gottes von sich zu entfernen gesucht, weil er seinen Wollusttrieb nicht unterdrücken konnte; das erinnert, wie unvernünftig auch die Regungen der Sinnlichkeit in damaligem Religionsvortrag behandelt wurden. Von S. 246 bis 287 folgt eine vortreffliche Abhandlung von Hrn. Breyer selbst, über jene hohe Würde in dem Reich Aragonien, welche unter dem Namen Justicia eine wahre, heilsame Censur, eine Gewährleisterin bürgerlicher Freiheit und Sicherheit in den rauhesten Zeiten war. Hier wird die Periode ihres höchsten Glanzes, von 1348 bis auf Ferdinand den Katholischen, aus den spanischen Schriftstellern gut und genau dargestellt. Jenes Mittelalter war an gesunden Ideen nicht unfruchtbar; aber man wußte sich mit der Organisation der guten Institute nicht recht zu benehmen, und keinen Zaun gegen Eingriffe darum zu ziehen. Dieser war allenthalben das Werk der Zeit; aber in jenem Königreich ließ man der Nation die Zeit nicht. Diese Abhandlung ist (gut) latein; wir billigen sehr, daß jede in der Ursprache geliefert wird; alle Gelehrten verstehen sie, und der Frivolität zu dienen, wäre unter der Würde. Hr. Prof. Heeren zeigt, wie viel die kräftigen, poetischen Normannen auf die französische Literatur gewirkt (S. 288); Herr Consistorialrath Plank (S. 317), daß die Epoche der päpstlichen Weltherrschaft besser um die Zeit Leo's IX, als Gregor's VII angenommen werde. Gewiß war in Leo der ganze Hilde-

brand; er war ungemein thätig und erwirkte viel Wesentliches. (Des Pfarrer Uriel Freudenbergers) Guillaume Tell, fable Danoise (S. 325), eine wahrlich sehr seichte Schrift, welche das Aufsehen nicht verdiente, was sie bei Tells Landsleuten um 1760 gemacht; la défense de Guillaume Tell (341), durch den Lucernischen Geschichtsforscher Hrn. von Balthasar, ist allerdings viel gründlicher, aber sowohl von Zurlauben als Gottlieb Emanuel von Haller weit übertroffen worden: der einmal aufgeregte Fleiß forschte weiter, und um das Beste zu haben, was über diesen historischen Punkt die Acten schließt, würde Hr. Breyer wohl thun, die kleine, zwei Bogen starke Schrift des letztern (Bern 1772) in das Magazin auch aufzunehmen. Von S. 358 folgt eine Rede des Hrn. Prof. Drück zu Stuttgart, über die Aehnlichkeit der Verirrungen des menschlichen Verstandes in unserm und in dem Diocletianischen Zeitalter. Der Geist des Aufsatzes ist gut; aber der Hr. Professor hätte die letzten Jahrhunderte vor dem Untergange Roms überhaupt nennen sollen, weil seine Züge wirklich aus viel älteren und auch spätern Zeiten als Diocletians Regierung hergenommen sind, und letztere im engern Sinn die besonders auffallende Aehnlichkeit eben auch nicht darzubieten scheint. Von diesem talentvollen, wohldenkenden Mann wird man gern viel lesen; doch weiß ich nicht, ob die angedeutete Geschichte der Karlsschule nicht eher in ein pädagogisches Magazin paßte. Die Plane solcher Institute sind gemeiniglich einladend; über die Mängel, welche sichtbar geworden, über die Ursachen und Umstände des Verfalls, pflegt aus allerhand Rücksicht ein Mantel geworfen zu werden, so daß man das Interessanteste fast nie vernimmt. Auf eine sehr

empfehlende Weise endigt dieser erste Theil mit einem merkwürdigen Auszug, den Hr. Hofr. Breyer aus William Godwin's in vier Octavbänden grundgelehrt, aber unlesbar geschriebenem Leben des berühmten englischen Dichters Chaucer geliefert hat (S. 402 — 452): eine für das Magazin recht sehr schickliche Arbeit, für welche er vielen Dank verdient. Solche unordentlich und geschmacklos abgefaßte Bücher, voll der seltensten Notizen, gibt es in England (und Italien) mehrere: ihr Chaos zum Leben gerufen, und, wie hier, noch mit einigen Gedanken und Nachrichten verschönert, ist so gut wie eine neue Schöpfung. Wir wünschen dieser so vielfach befriedigenden Sammlung eine rasche und lange Fortsetzung.

50.

Ebendas. in der akadem. Buchhandl. Grundriß der Universalgeschichte. Von C. W. F. Breyer, Dr. der Philosophie. Erster Th. bis 476 nach Chr. Geb. 1802. VIII und 205 Seiten.

In zwei Perioden, die bei Alexanders Tode sich scheiden, wird von den ältesten naturhistorischen Spuren des Zustandes der Erde bis auf den Untergang des abendländischen Kaiserthums die allgemeine Geschichte dargestellt. In der That sind Abtheilungen von solcher Umfassung eben keine Gedächtnißhülfe; hierauf ist aber auch nicht gerechnet; der Jüngling wird sich die speciellern Perioden zu merken haben. Diese sind nach den Jahren vor und nach der gewöhnlichen Zeitrechnung abgemessen.

Dem Recensenten (der aber weit entfernt ist, seine Idee hierüber für die einig annehmliche zu halten) schien das Rückwärtsrechnen vor unserer Aera weit lästiger, als die Angewohnheit irgend eines Calvisischen, Usherschen oder Petavischen Systems. Wir brauchen darum die Welterschaffung oder Umformung nicht auf Anno Eins einer solcher Chronologie zu setzen: sie ist bloß eine angenommene ultima memoria hominum nach dem ältesten Geschichtbuch, dessen Rechnungen bis auf Cyrus, wo, und früher, Ptolemäus uns zu Hülfe kömmt, erträglich fortgeführt werden. Berichtiget nach den Varianten gewährt uns diese Zeitrechnung Raum selbst für die Pishdadische und Kajanidische Dynastie, besser noch für die übrigen Geschichten.

Die Vermuthungen über die Urgeschichte der Welt, welche der Verf. mit gesundem Urtheil vorträgt, erhalten eine eigene Zierde durch den eingerückten Aufsatz des zu früh verstorbenen Prof. Batsch (S. 11 — 18) über das Alter der Erde, der sehr verdient gelesen zu werden. Die Schilderung der ältesten Staaten erhält eigene Bestimmtheit durch Angabe ihrer (ungefähren) Größe. Die Nachrichten sind mit Sobrietät aufgefaßt, gemeiniglich gut gesichtet. Wir haben die Manier und Schreibart bei Anlaß des zweiten Theils geschildert. Auch hier sind wenige pretiöse Ausdrücke (wie S. 79, daß Griechenland sich nicht krystallisiren wollte), die der Hr. Verf. bei einer neuen Ausgabe in die historische Einfalt übersetzen wird. S. 41 wird statt 650 vielleicht 670 zu lesen seyn, welches die Antrittsepoche Königs Psammetich war. Es ist eine sehr wahrscheinliche Idee, daß Assarhaddon zu gleicher Zeit, da er Jerusalem einnahm, den Zug nach Aegypten that, auf den im Jesajas gedeutet wird, und welcher die nach=

maligen Ansprüche begründen mochte. Wer wollte nicht sehr billigen, daß auf die Schicksale der Geistesentwicklung und Literatur eine Hauptrücksicht genommen wird. Aber in einer Universalhistorie hätten gleichwohl von den griechischen Königen nach Alexander nicht bloß die ersten drei Ptolemäer erwähnt werden sollen: wenige Blätter würden zu Charakterisirung der Seleuciden, der Fürsten Macedoniens, der kleinern Reiche, der Schicksale Griechenlands so viel haben liefern können, daß dem Anfänger ein Faden gegeben wäre, die Genealogie der Staaten zu fassen, und in die hundertfältigen Anführungen aus vielen Büchern, ja auf dem Theater sich zu finden. Ob das wohl so sicher ist, daß die Pharaone vorhatten, die Israeliten zu Stadtbürgern zu machen (S. 48)? Woher eigentlich erhellen dürfte, und was damit gewonnen wäre, daß Aaron und nicht Moses die Priester so groß gemacht (S. 49)? Die glücklichen Blicke übertreffen aber an Zahl und Einfluß diese zweifelhaften Nebendinge weit, und gewähren selbst dem erfahrnen Geschichtleser vielen angenehmen Stoff zum Denken. Mit vielem Anstand, und wäre nur der Beinahme Jude mit einem weniger entadelten (Israelite, Hebräer) vertauscht worden, ohne dem Zartgefühl irgend einer Partei wehe zu thun, wird S. 163 Jesus von Nazareth erwähnt. Mit wie leiser Schonung Augustus die Umbildung der Republik gesucht, kann man nicht lesen, ohne sich zu erinnern, wie viel rascher ein anderer es machen kann, der freilich nicht mit Römern, und nicht mit einer 500 Jahre lang geblüheten Freiheit es aufzunehmen hat. Daß Horazens Tod in das 19te Jahr vor Chr. gesetzt wird (S. 154), ist ein Druckfehler für das 9te. Die Schicksale des Christenthums werden mit vie-

ler Richtigkeit dargestellt, unter anderm, wie früh es mit philosophisch-poetischen Ansichten coalescirte. Wobei aber zu bedauern, daß es der orientalischen Art und Weise so früh ganz entwendet wurde. Darum ist so vieles im alten und neuen Testamente bald unverständlich geworden, und wird erst in unsern Tagen nach und nach besser gefaßt. —

Zweiter Theil, erste Abtheilung (auch unter dem Titel: das Zeitalter der Germanier; erster Th., erste Abth.), von 674 bis 1517. 1804. 207 S. in 8.

Nicht ohne ein sehr frohes Gefühl der unläugbaren Fortschritte sowohl historischer Ansichten als des historischen Vortrags haben wir diese Bogen lesen können. Wie viele reichhaltige Resultate, wovon die universalhistorischen Compendien vor vierzig Jahren sich nichts träumen ließen, wie viele edle Früchte kritischer Untersuchungen, wie manche durch die Zeitschriften in Umlauf gebrachte Wahrheit, wie viel von den Erfahrungen Abstrahirtes ist hier auf 207 Seiten zusammengedrängt! Bisweilen wirft Ein parallelisirendes Wort auf die Begebenheiten ein unerwartetes Licht. Gleich fern von der pöbelhaften Entweihung der großen Charaktere und von der Affectation der allerneuesten Formeln, ist der Ausdruck oft recht sehr gut, überhaupt aber zweckmäßig. Wenige Flecken, wie „die politische Krystallisation, die Karl der „Große bei den Germaniern herbeigeführt habe „(S. 71)," wird bei noch geläuterterm Geschmacke der Hr. Verf. von selbst wegwischen. Wozu die Vermengung der fremdartigsten Kunstwörter? Ist wirklich nothwendig, daß der Leser eines Geschichtbuchs zugleich die Chymie verstehe? Haben unsere

Meister, die alten, von ihrer hohen Einfalt und Würde sich auch in das Laboratorium abführen lassen?

Der Name des Zeitalters ist sehr gut gewählt; kein anderer hätte, gleich umfassend, solche Einheit in die Uebersicht gebracht. Karl des Großen Kaiserkrönung, der Anfang der Kreuzzüge und die Frucht ausgedehnterer Cultur, der Anfang der Reformation machen gutgewählte Epochen. (Die Bezeichnung der Geschichte des arabischen Reichs als Intermezzo ist der Würde des historischen Styls vielleicht nicht gemäß.) Durchgeführt ist alles mit gutem Urtheil und unbefangener Gerechtigkeit, so daß, wie es seyn soll, jedes Institut, jeder wirkende Mann, und die Ereignisse nicht nach dem, was sie unsern Zeitgenossen scheinen mögen, sondern so wie sie waren und nach dem Einflusse auf ihren Wirkungskreis gewürdiget werden. Dieses ist namentlich bei Darstellung der Geschichte der Hierarchie und der Scholastik, bei Otto dem Großen, Gregor VII, Innocenz III, mit besonderm Vergnügen zu bemerken. Die Angabe der Quellen ist reichlich genug, nur nicht, so scheint es uns, in der gehörigen Ordnung geschehen. Sollen etwa die allgemeineren voranstehen, so gehören der Syncelle Georgius und Theophanes doch vor Zonaras; wie kömmt Phrantzes vor Simokatta? Procopius beinahe zuletzt (S. 1 f.)? So ist es fast allenthalben. Zur arabischen Geschichte werden drei Fragmente der großen Historie von Abulfeda bemerkt, aber nicht in der Ordnung, wie sie sich folgen, und der Koran kömmt ganz am Ende (S. 49 f.); wie wenn jemand eine Literatur kirchengeschichtlicher Quellen lieferte und lange nach Eusebius und Gottfried Arnold endlich die Bibel doch auch anführte.

Doch, es wird leicht seyn, diesem Uebelstand abzuhelfen. Eben so ist Kleinigkeit, daß S. 118 der neunte Alfons von Leon der zehnte genannt wird.

Lieber zeichnen wir einige der glücklichen Ansichten aus: wie, da die Ostgothen und Longobarden von den alten Italiänern sich getrennt hielten, germanische Kraft in Oberitalien unversehrter erhalten blieb, und in der Folge sich glücklicher entwickelte (S. 19); Gregors des Ersten Verdienst, das Schöne und Erhabene vorschriftlicher Formen aufgenommen zu haben; der Charakter der merwingischen Eroberung, z. B. Burgundiens, wo den Ueberwundenen doch der tröstliche Gedanke gelassen wurde, daß auch sie noch eine Nation bleiben und ehrenhafte Existenz behalten; wie auch Karl der Große zwar dem Reich Einheit geben, doch die Völker nicht durch aufgezwungene Einförmigkeit ihrer Eigenheiten berauben wollte. Blicke auf die Wendung, welche das Bedürfniß tapferer Krieger in den mittleren Zeiten der spanischen Verfassung gab: die Geistlichen waren weniger wichtig; auch keimte, früher als überall in Aragonien (um 1150 erscheint er am Landtage, in Castilien erst im J. 1325.), ein dritter Stand auf. Das Heroenalter, die Zeit der Ritterschaft, sein poetischer Geist, die (freilich nicht völlige) Aehnlichkeit der Turniere mit den Spielen der Griechen, und wie das Ritterwesen gleich der lacedämonischen Verfassung das ganze Leben in Anspruch genommen, wird wohl dargestellt; so wie die Kreuzzüge selbst dadurch, daß der Herr und Leibeigene zu gleich hohem Zweck verbunden wurden, Freiheitsgefühl beförderten. Von der Kühnheit, von dem Feuer, mit welchem die großen Scholastiker die erhabensten, mannichfaltigsten Ge-

genstände umfaßten; hiebei von dem alten Johann Duns, von dem gewaltigen Abälard, welcher zu höherer Ansicht des Christenthums belebte, von dem noch freiern Salisbury, von dem guten Compendienschreiber, Peter dem Lombarden. Geschichte der Universitäten; mehr vermochten die Studenten zu Padua, zu Paris die Lehrer, besonders als Facultäten die Nationaleintheilung verdrängten. Großer Schaden für das Papstthum, daß während dem Avignonschen Aufenthalte die Einkünfte aus dem Kirchenstaat fast aufhörten, daher auf die allgemeine Kirche und die Geistlichkeit selbst Auflagen gelegt werden mußten, welche Mißvergnügen und Untersuchung veranlaßten. Glückliche Schilderung des fünfzehnten Jahrhunderts (das in der Geschichte europäischer Menschheit immer das interessanteste seyn wird; oder, wann war mehr Drang und Kraftäußerung bei solcher Poesie der Sitten — wenn wir diesen Ausdruck uns erlauben dürfen —). Der Untergang des Ritterthums, wie der Scholastik, nachdem sie aufgeregt, aber ausgedient hatten, wurde durch ihre excentrischen Albernheiten befördert. (Welches Schicksal bereitet die Paradoxienwuth der Literatur in unserem Jahrhundert!)

Dieses sey genug, um das historische Talent Hrn. Breyers zu charakterisiren. Vortreffliche Arbeiten lassen sich von ihm erwarten, wenn er bei unermüdet fortgesetzten Forschungen die Berichtigung und Ausbildung seiner ermunterungswürdigen Darstellungsgabe das Geschäft seines ganzen Lebens seyn läßt. Der edle Jüngling verdient ein besseres Schicksal, als mancher, der zurückgeblieben ist, weil er zu frühe sich am Ziel geglaubt.

51.

Wien, Kurzbek: Rede bei der Feier des fünfzigsten Jahres von der Stiftung der k. k. Akademie der morgenländischen Sprachen. Von Bartholomäus von Stürmer, ältestem Zöglinge derselben. 1804. 24 S. in 8.

Dieses Institut, welchem wir eine persische Anthologie und den neuen Meninsky danken, und welches noch sehr vieles leisten kann, verdient alle Theilnahme. Fürst Kaunitz veranlaßte die Stiftung, um die Geschäftsführung bei der Pforte aus der Hand fremder Dolmetscher an eigene Unterthanen zu bringen. (Auch zu Unterhandlungen mit Vorstehern der Gränzprovinzen und auf der afrikanischen Küste sind sie nützlich gebraucht worden.) Noch leben von den ersten Zöglingen die Freiherren Thugut und Jenisch. Wir übergehen die (nach der Sitte an solchen Tagen) rechts und links freigebig ausgespendeten Complimente, um noch Thomas von Herbert zu erwähnen, der für Mustafa III Boerhave's medicinische Werke (alle?) übersetzt hat. Es ist auch wohl einzig in der Theatergeschichte, daß von Zöglingen dieser Akademie 1757 Gottfried von Bouillon französisch mit türkischen Zwischenspielen vor Maria Theresia aufgeführt worden. Wer wird dem Institute nicht neues Leben wünschen, um, nächst seiner Urbestimmung, durch die Herausgabe oder Uebersetzung morgenländischer Handschriften von einem viel zahlreichern Publicum und von der Nachwelt Ruhm und Dank zu erwerben!

52.

London, bei Nicholls, fur Cadell, jun. *A tour performed in the years* 1795 — 6 *through the Taurida or Crimea, the ancient Kingdom of Bosphorus, the republic of Tauric Cherson and all the other countries on the North Shore of the Euxine, ceded to Russia by the peace of Kainardgi and Jassy; by Mrs. Maria Guthrie — described in a series of letters to her husband, the editor, Matthew Guthrie, M. D. — — the whole illustrated by a map — with engravings — of ancient coins, medals, monuments — et other curious objects.* 1802. XXIV und 446 S. in 4.

Wenn irgend einem Erdstrich gelehrte und beobachtende Reisende zu wünschen sind, so werden es die Länder alter Historie seyn, welche durch das Waffenglück civilisirter Nationen der Barbarei entrissen werden. Was ist unterhaltender, als die Erforschung ihrer, so vieles erläuternden Natur und Kunst, die Anknüpfung der alten Vorwelt an unser Zeitalter, der Blick von dem, was sie waren, auf das, was sie uns, was sie sich selbst wieder werden können! Wie glücklich, daß die Scenen der Cultur und Thaten des Alterthums zu einer Zeit eröffnet worden, welche vor allen anderen in der Literärgeschichte, nicht weniger durch eine allgemein verbreitete Summe von Kenntnissen und Liebe dazu, sondern auch durch vielseitigere Empfänglichkeit für den Genius und

Geschmack aller Zeiten und Völker, geschickt ist, alles zu fassen, einzutragen und zu benutzen! So war es lange nicht zu Alexanders, und nicht in der römischen Zeit. Wenn man einen Augenblick für möglich annehmen will, daß die Häupter unseres europäischen Gemeinwesens, mit Aufopferung despotischer und monopolistischer Vorurtheile, mit Unterlassung der inneren Kriege von ungewissem Erfolg, von zweideutigem Ruhm, wodurch der allgemeine Wohlstand gehemmt, zerrüttet, manchmal auf Jahrhunderte zurückgestürzt wird, jeder nach seiner Kraft und Lage, und alle ungehindert, an dem edelsten Plane der Herstellung der Civilisation in den alten Ländern arbeiten wollten, so öffnet sich, ich will von Wissenschaften und Künsten gar nicht sagen, sondern für die Ausbildung der Menschheit und für die Vermehrung des Lebensgenusses, die freudigste Aussicht. Die Vorwelt aufwecken, die Gegenwart mit Erstaunen, Freude und Macht erfüllen, und weit hinaus in die hoffnungslosen Länder ein längst vergessenes Glück zurückführen, ist ein anderer Ruhm, als die Verwirrung, Herabwürdigung und Erschöpfung unseres, zu der schönsten Wirksamkeit so fähigen Welttheils.

Diese und ähnliche Betrachtungen erregte in uns die Durchlesung der Briefe, welche Frau Maria Guthrie, Vorsteherin des russisch-kaiserl. Klosters für die Erziehung adeliger Fräulein, von einer Gesundheitsreise in die Krim, ihrem Gemahle, russischem Statsrath und Arzt bei dem adeligen Cadettencorps, zuschrieb, dieser aber nach ihrem Tode mit vielen Zusätzen herausgegeben hat. Sie, wie es scheint, eine geborne Französin, war eine sehr unterrichtete, verständige, liebenswürdige Frau; er hat in russischen Alter-

thümern mehr geforscht, und nebst vielen akademischen Abhandlungen ein Werk über dieselben (Noctes Rossicas) geschrieben, das der Recensent wohl sehen möchte. Wir finden in dieser Reisebeschreibung viele Gelehrsamkeit, angenehm, nicht immer genau, vorgetragen, und viele merkwürdige Nachrichten, die von den kühnen Muthmaßungen zu unterscheiden sind.

Bis S. 234 begleitet man die Verfasserin von Nicolayeff am Bog, durch die südrussische Wüste, über Odessa und Cherson, durch die nogajsche Steppe und das goldene Thor (Perecop), über die salzige Ebene, nach Eupatoria (Koslow) Sympheropel (wo nun Pallas), durch herrliche Thäler nach Balaklava, der alten Hauptstadt Batschiseraj, Sebastopel, wo die russische Flotte steht, dem alten Cherson, dem taurischen Tempe Baydar, durch die anmuthsvollen Klimate nach Sudak's Trümmer und unvergleichlichem Brunn, endlich nach Theodosia (Caffa), und über Pantikapäum (Kersch), Jenikal (Nymphaeum) Phanagoria (Taman) und Eski Krim (Cimmerium), durch das innere, über Karasubazar, wieder dem Bog zu. Außer den Localbeschreibungen wird man unterweges über besonders folgende Gegenstände unterhalten. Ungefähr sieben Werste von der Mündung des Dnjestr haben sich einige uralte griechische Gräber gefunden, aus deren einem in der Eile die Ruhestätte Ovid's hat gemacht werden wollen; Frau G. mag das nicht gern ganz verwerfen, ihr Mann aber ist in dem Anhang von dieser unstatthaften Meinung abgegangen; eine Amphora und eine Gottheit, woraus er nicht allzuwohl weiß, was er machen soll, hat er in Kupfer stechen lassen. Es ist uns eingefallen, ob letztere Figur Tyras, den Flußgott oder den des euxinischen Meers,

die ihn umkletternden drei Figuren, die Nymphen der vornehmsten, in den Strom oder das Meer sich ergießenden Wasser, seyn dürften. Daß die Amphora mit Seemuscheln incrustirt war, und das Grab doch zehn Fuß unter der Erde lag, führt in solcher Gegend (an der Mündung eines oft austretenden, und vielen Schlamm ansetzenden Stroms und eines sich zurückziehenden Meers) doch nicht so unermeßlich hoch, als Hrn. G. däucht, in ganz unbekanntes Alterthum. — Der Verfasserin ist der Bog Axiacus; wir können ihren Gründen unsern Beifall nicht versagen. Der Hypanis wird der Ingulez. — Viel von der Ungesundheit Cherson's. Man lernt nachmals bei Alesky deutlich die Ursache; daß nämlich die Wasser der austretenden Ströme nicht vertheilt werden, sondern Pfützen bilden. Also kann der Mensch, wie vormals in Aegypten, dem Uebel helfen. (Was würde aus der Lombardei, wenn man die Canäle sich verschlammen ließe? Die Reinhaltung der Lagunen ist für ganz Oberitalien wichtig. Wie wenn einst Holland seinen Wasserbau nicht mehr bestreiten könnte! Die Erde rächt sich an ihrem Herrn, wenn er, sie zu warten, versäumt.) — Von dem Stamme der Nogajer, der unter Fürst Bajessid kaum noch einigermaßen zusammenhält. Man fühlt zu Taganrok den Abgang der ganz vortrefflichen nogajschen Butter; sie war ein Haupthandelszweig nach dem Archipelagus; jetzt muß andere aus Sibirien verschrieben werden. — Zu Koslow eine Tuchfabrik, ungefähr wie Herodot sie in diesem Skythien fand. Im Uebrigen erhält der Vater der Geschichte auch von Frau G. über seine bewundernswürdige Genauigkeit das wärmste Lob. Das Klima, wie es damals in Südrußland seyn mochte und nun im Norden ist, Fische, Wagen,

Zelte,

Zelte, die Dampfbäder, hat niemand wahrhafter beschrieben. Es ist auch, da die Sitten mit Klima und Lebensart in Verbindung sind, überall noch erstaunlich viel, wie Er es sah. Wie viel Altes, nun angestaunt, oder ausgehöhnt, wird wahr und natürlich erscheinen, wenn wir Syrien, Palästina, das peträische Arabien, genauer durchforscht! — Der südliche Theil der Krim scheint durch Schönheit bezaubernd. Nicht mit Unrecht hat ein romantischer Britte sich an der krystallhellen Alma angekauft; um eine Kuh und einige Schafe bekam er eine schöne Tatarin, und lebt vergnügt. — Sahin Geray wird nach seinen Schicksalen, in der Würde, so er im Unglück behielt, und in seinem traurigen Tode beschrieben. Man sieht aus der Geschichte Salih Aga's, der sich unter den Russen anbaute, wie viel auch bei Türken Empfänglichkeit für unsere Cultur ist. — Schwarze Juden (so nennt man sie), seit undenklichen Zeiten, auf einem Felsen unfern Batschiserai; sie sind von denen im Kaukasus, die vom Landbau leben, reinliche, wohlhabende Leute; den Talmud nehmen sie nicht an. (Sollten sie keinen merkwürdigen Codex, keine Sage von ihrer Abkunft, haben! Einen Besuch verdienen sie.) — Strabo's Beschreibung des Berges, worauf der Tempel der taurischen Diana war, von Pallas durchaus bestätiget. Und so sind es seine Messungen, bis zum Erstaunen! (Wenn wir Europäer die alte Welt einst besitzen, so werden die classischen Autoren praktisch die nützlichsten, so wird die Kluft zwischen ihnen und uns ganz ausgefüllt seyn.) — Auch Balaklawa tödtlich, weil die Reinigung des Hafens nicht mehr geschieht. (Selbstständige Staaten sind unter dem Vorwand von Meinungen vernichtet worden. Ein besserer Grund wäre, wenn Mangel an

Polizei oder die falsche Politik eine Gegend durch Miasmas verpesten läßt, welche ihr Gift in umliegende Länder bringen.) — Die größte Freigebigkeit der Natur; alles durch die Türken vernachlässiget, verfallen; traurige Stille. Nun wird alles durch Rußland neu, es öffnen sich die größten Aussichten. „Ists unmöglich“ sagt Frau G. „daß die Nation, „welche von China heraus Landhandel treibt, auch „den indischen in die vormaligen Canäle, das „kaspische Meer, den Kur und Phasis zurückbringen „sollte? Wehen nicht ihre siegreichen Paniere in „dem Lande des Durchpasses der kostbaren Waaren, „und können durch Tractate Sicherheit erwerben „und behaupten (S. 156)!“ — Gute Nachrichten aus dem Pflanzenreich. Nun wächs't in den Klimaten wild, was die Zierde griechischer und genuesischer Gärten war. Ganz Weingarten ist das Thal von Sudak; die äußerst schmackhaften Trauben sind von gewaltiger Größe, ihr Wein gleicht ungarischem. Bäume, die im Orient unzählige Menschen nähren (arbutus andrachne), wachsen auf nacktem Fels. ~~Herrliche Lagen~~ der alten Städte und Hafens. Im nahen Kaukasus die schönsten Menschen. Hier wird der Handel beschrieben, den die Tscherkassen mit ihren Knaben und Töchtern treiben. Die Mädchen, wenn sie muselmanische Herren bekommen, werden auf das beste gehalten, „damit ihre Stimme nicht klagend „sich erhebe zu den Houris des Paradieses, deren „Umarmung das ewige Glück ausmacht.“ — Die Geschichte von Caffa, bis der Uebermuth der Genueser (eines regierenden Handelsvolks!) den Umsturz ihrer Macht beschleunigte. — Bei Anlaß des bosphorischen Reichs wird von dem großen Mithridat mit der Rührung gesprochen, welche sein Unglück lang in den Herzen seiner Völker erhielt, und

seine Geschichte in dem Gemüth jedes edeln Mannes erneuert, der für die Würde des Kampfs eines solchen Fürsten wider eine Macht, die man schon hatte zum Weltreich anwachsen lassen, einiges Gefühl hat. Wenn man hierauf die Reihe 25 bosphorischer Könige, seiner (aus Münzen erweislichen) Nachfolger betrachtet, und wie sie den immer wankenden Thron durch niedrige Schmeichelei mühselig und unruhig erhielten, übrigens ruhmlos und ohne Sicherheit für die Ihrigen starben, so möchte man wissen, ob irgend ein Fürst lieber wie Rhömetalg, wie Ininthimev, oder Thothorses, leben, oder aber kämpfen wollte, wie Mithridat! — Mit Mühe reißt man sich von dem großen Mann los, hinüber nach Phanagoria's Trümmern, wobei von den russischen Fürsten auf Tmutarakan die seither durch Graf Muschinpuschkin erläuterte Geschichte übereinstimmend erzählt wird. Vulcan auf Taman, der aber (wie mehrere auf der Krim), nicht Lava, sondern einen salzigen, pechartigen, mit Steinkohlenasche vermengten Schlamm ergießt. Ueberall ist Naphtha und Steinöl. — Bei Karasubazar (Schwarzwassermarkt) wird ein antikes Bad schön beschrieben. Hier der Palast, den Potemkins Wort zur Ueberraschung Katharinens hinzauberte.

Nach ihrer Zurückkunft an den Bog schildert die Verfasserin, was sie über die Nation, ihre Landesgeschichte, besonders den Handel, bemerkte. Hier ist der Branntwein von Pferdemilch; hier begegnet sie dem scythischen Wagen, und malt die Gezelte. Nicht neu, noch tief ist, was sie von der Geschichte hat; wir werden davon unten reden; Blicke hat sie, die Aufmerksamkeit erregen. Das goldene Vließ ist noch; Juden haben es in Pacht; nämlich im Wasser ausgebreitete Schafs-

felle, woran das Gold der kolchischen Flüsse sich hängt. Amazonen sind im Kaukasus noch: Weiber, die von den Männern abgesondert leben, von denen sie Nachts nur verstohlene Besuche bekommen; die Jungfrauen tragen einen ledernen Gürtel; Knaben werden den Müttern sogleich genommen; oft in Schlachten steht man Weiber vollrüstig streiten. (Diese Nachrichten hat sie von Herrn Ellis). — Wie nach den Griechen der Handel abgenommen. Die Römer gingen nicht über Sarapanis (am Phasis) und nahmen die indischen Waaren aus der dritten, vierten Hand; ihnen wurde Pelzwerk aus dem Kaukasus als Waare ferner Lande verkauft.

Herr Guthrie handelt in den Zusätzen von wenigbedeutenden Grabmalen aus Bosphorus, gibt aber eine, aus den Münzen sehr wohlgeordnete Zeitfolge der Könige und handelt von einigen, vielleicht in, ja über die Zeiten der Völkerwanderung reichenden steinernen Bildern. In der Wüste am Donetz stehen sie; kalmükisch (mogolisch) in ihren Zügen, Belege zu Ammians Beschreibung der Hunnen. Sie stehen auf conischen, durch Menschenhände erhobenen Hügeln, die Grabstellen, oder Hochwachten, oder vielmehr beides waren; bis an den Jenisej finden sich ähnliche; wir aber sehen hier Meisterstücke hunnischer Kunst: östlicher wird die Arbeit immer gröber; um die Wolga, den Don, wohnten die reichsten, die verfeinerten Stämme. Wer die Angesichte betrachtet, wird sich der Schilderung Jornandes erinnern: *Non facies, sed offa*. Von diesen mogolischen Kunstwerken bis zum (weiland) vaticanischen Apoll ist ungleich weiter, als von den hunnischen Eroberern zu andern Ihresgleichen: Werke der Gewalt vermag, wer immer diese be-

sitzt; die Kunst wird von wenigen erreicht, denen ein Gott es gibt.

Die Säule mit unbekannter Aufschrift fand Suwarow an dem Kuban. Herr Guthrie will die Sprache für kaukasisch halten, und möchte das Denkmal dem Freunde Demosthen's, König Leukon, zuschreiben, der die wilde Nachbarschaft in Scheu bringen wollen, indem er hiedurch seine Verbindung mit Athen verkündigte. Aber es ist mißlich, anzunehmen, daß unter vielen tausend uns unbekannten Ereignissen gerade das, wovon unsere dürftigen Jahrbücher erwähnen, in einem unlesbaren Monumente verewiget ward; auch möchte Athen zu Leukons Zeiten dem Kaukasus nicht furchtbar seyn. Vielleicht, wenn das Gebirge durchforscht ist, findet einst ein Volk hier seine (bis dahin wohl nie zu enträthselnden) Buchstaben.

Uebrigens fehlen größere und geringere Mißgriffe in diesem Werk nicht; durch deren Anzeige glauben wir dem Uebersetzer oder Epitomator die Mühe zu erleichtern, seiner Arbeit vor dem Original einige Vorzüge zu geben. S. 25 und 380 werden die *Scriptores historiae Augustae* „*the life of Augustus*" genannt; kann man glauben, daß Hr. G. sie nachschlug! S. 26 wird der neunte Brief des zweiten Buchs, von Ovid von der pontischen Küste geschrieben, so citirt: *Tristia, book IX, lett.* 2. Daß S. 40 Danastris Dnepr übersetzt wird, war Schreibfehler. S. 41 heißt Oleg Regent während Ruriks Minderjährigkeit; er war es für Igor, dessen unmündigen Sohn. S. 42 wird Kaiser Constantin Monomachus in das Jahr 1036 gesetzt; 1042 gab Zoë ihm den Thron. S. 142 möchte Frau Guthrie den Nestor zurechtweisen, verwechselt aber Kaiser Constantin

VIII (976 — 1028) mit seinem Großvater dem Porphyrogeneten, und macht Kaiser Basilius II (976 — 1023) zu des letztern († 959; nicht, wie sie auch sagt, 951) Vormund. Bei Auslegung einer Münze Mithridates wird Δ der Anfangsbuchstabe der taurischen Diana (Ἀρτεμις) genannt. Ueberhaupt ist bedauerlich, daß sie und ihr Gemahl von Münzen so viel schreiben, ohne Eckhel zu kennen, über alte Handelsgeschichte, ohne von Heeren gehört zu haben. Die Colonisationsgeschichte ist unkritisch: Was thut nicht Neoptolemus, der Sohn Achills? Wenn es hingehen möchte, daß er Stifter von Killburn (Achill's Vorgebirge; δρομος Ἀχιλλεως der Alten) gewesen seyn soll, wie senden Milesier den Orestes mit Schiffen ihres Heraklea nach Taurien? Es ist übrigens die Aufführung der Quelle häufig unterlassen; eine Bequemlichkeit vieler Schriftsteller, die eine reiche Quelle der gröbsten Fehler wird. S. 252 im 80sten Briefe kommen Könige Skythiens vor, wo Syrien gemeint ist. S. 272 heißt der zu Jasons Zeit in Kolchis herrschende Fürst Athena. S. 276 Salomo 700 (statt 1000) Jahre vor unserer Aera. S. 288 wird Παντικαπαιτων einer Münze der panticapäischen Bürger für griechischer Name der Stadt ausgegeben, die den Römern Panticapäum gewesen sey. S. 290 wäre Olbia mit Reichthum eher, als mit Glück zu übersetzen; man weiß, daß es nicht Synonyme sind. Fehlerhaft schreibt Hr. G. diese Stadt meist Olbio. In der Geschichte von Amisus (S. 301) ist alles durch einander. *Trapezus* heißt irrig Trapezius. Wie kömmt Justin dazu, Kaiser Justinianus Geschichtschreiber zu seyn? Wahrscheinlich sollte *Procopius de aedificiis* erwähnt werden. Wie kann in der Ueber-

setzung S. 315 Leostratus ein Sohn Königs Spartacus genannt werden? offenbar wider den Text? Im Uebrigen mag dieselbe Aufschrift in die unbekannte Zeit von 289 vor unserer Aera bis auf den großen Mithridat zu setzen seyn. Der Geißler (S. 326 f.) ist Keysler. S. 351 wird ἄρχοντος als Nominativ genommen. Von Gordion, von Diocletian sagen wir nicht, und würden auch S. 405 die Isis Aversunea übergehen, wenn sie S. 444 nicht wieder vorkäme. S. 350 wird die Epoche der ersten bosphorischen Dynastie, der Archäanaktiden in das dritte, S. 399 in das 267ste Jahr der Stadt Rom (das freilich richtiger) gesetzt. S. 379 wird der um die Mitte des dritten Jahrhunderts erfolgte Einfall der Gothen gleich nach dem, hundert Jahre später erfolgten Fall des bosphorischen Reichs erzählt, und hierüber läßt sich Herr Guthrie in einen Streit mit Gibbon ein, worin beide Unrecht haben. Wie können sie das Aufhören der elenden Fürsten von Bosphorus als eine Mitursache der Unglücksfälle am Ende des vierten Jahrhunderts betrachten, da dieselben so lange vorher bei der gothischen Unternehmung so kraftlos oder so unthätig waren, daß der damalige Rheskuporis, ungeachtet einer wenigstens zweiunddreißigjährigen Regierung, in der Geschichte gar nicht erwähnt wird! Nein; das sollen unsere Gewalthaber sich merken, daß herabgewürdigte Königreiche ohne selbstständige Kraft keine Vormauer gegen barbarische Völker seyn können. Wenn das civilisirte Europa sicher seyn soll, so dürfen seine Staaten in kein Weltreich versinken; jeder muß seine Würde und ein Vaterland zu vertheidigen haben. Bei dem vorliegenden Buch bemerken wir noch, daß nach S. 408 Ammian zu Attila's Zeiten gelebt habe.

Alles zeigt, daß die Quellen nicht immer nachgeschlagen und nur in Uebersetzungen gebraucht worden sind: so daß erhellet, wie Verstand und Geist gesunde Urtheile und helle Blicke geben können, ohne kritische Genauigkeit aber die Wahrheit der Angaben zweifelhaft bleibt.

53.

Venedig bei Rosa. *Expositionem symboli quae prodiit Patavii* 1799 *tribuendam esse* S. NICETAE *Dacorum episcopo.* 1803. LXVI Seiten in 4.

Herr Johann Prosdocimus Zabeo, Professor der Theologie zu Venedig, durch eine Chrestomathie aus den Kirchenvätern in drei Bänden und eine Logik der Theologie bekannt, gab vor einigen Jahren das Glaubensbekenntniß heraus, welches ein heiliger Bischof Nicetas von Romatiana im fünften Jahrhunderte seinem Kirchsprengel vorschrieb. Nach Cave (gewissermaßen), Dupin und Andern wurde es einem Aquilejischen Verfasser zugeschrieben; man hielt, aus schwer zu fassenden Gründen, Romatiana für eine ungewöhnlichere Benennung Aquilejens. Hievon ist Herr Zabeo mit Recht abgegangen. Romatiana ist eine, von Nissa und von Giustendil (Justiniana) wenig entfernte, dacische Stadt, welche in dem heutigen Serbien lag. Das Gleiche ist bei Recension einer andern Handschrift eben dieser Confession dem berühmten Denis aufgefallen: es trägt zu Befestigung der Sache bei, daß er und unser Verfasser nichts von einander gewußt.

Im Uebrigen läßt sich abnehmen, daß die Ketzer, mit welchen Bischof Nicetas es aufzunehmen hatte, dieselben waren, welche in seiner Provinz das ganze Mittelalter hindurch den Eifer der Rechtgläubigen übten. Es wird viel seyn, wenn ihrer nicht jetzt noch sind. Wenn die Türkei einst, wie andere Länder, durchforscht werden kann, so wird auch die Kirchengeschichte Eroberungen machen; man wird Reste der alten Secten finden. Die, wider welche hier gekämpft wird, waren Kataphrygen, Marcioniten, Manichäer, Leute, welche nur einen Schein der Menschwerdung (*in phantasmate factam*) glaubten und von einer körperlichen Auferstehung nichts wissen wollten. Von ihnen ruft Nicetas zu der Kirche, der „auch die hohen Kräfte, die Engel, zugehören." Entsagen soll jeder dem Teufel und seinen Werken, als Theater, Tanz, Trunkenheit, Hurerei, wahrsagendem Loose (*sortibus*) und — der Cultur (culturae; welches Herr Zabeo für Kleiderluxus nimmt). Es könnte auch auf Gottesdienst gehen; Idole werden zwar später genannt: wenn aber diese die Verirrung der Heiden waren, so könnte jenes die unbildlichen Anbetungsgegenstände einiger Secten bezeichnen.

54.

Frankfurt an der Oder; bei Apitz. Von der Bildung des Kurfürsten Johann Georg auf hiesiger Universität und einigen Zügen aus seinem Leben. Einladungsschrift zur Feier des Tagesfestes Königs Friedrich Wilhelm III; von C. R. Hausen, o. a. Lehrer der Geschichte. 43 S. in 8.

Darstellung merkwürdiger Charaktere der ehemaligen Landesregenten ist ein auf solche Anlässe vorzüglich passendes Thema; der Herr Verfasser hat es gründlich und ohne Prunk bearbeitet; seine vornehmsten Quellen sind Gelegenheits-Schriften derselben Zeit, welche selbst im Lande kaum noch zusammenzufinden sind. Der Kurfürst (geb. 1525; Kf. 1571; gest. 1598) war mehr durch Verstand und guten Willen vortrefflich, als durch Thaten glänzend. „Ich habe keine Lust, Krieg zu führen," sagte er; „bringt mich aber einer in den Sattel, so soll er Mühe haben, daß er mich wieder herausbringe" (S. 27 aus Roßler's Leichenpredigt auf ihn). Seine Regierung war weise und wohlthätig. Man möchte wissen, wodurch man ihn wider die Universität Frankfurt so einzunehmen gewußt, daß er sie aufzuheben gedacht. Bei Erhöhung der Gehalte sorgte er vornehmlich für die philosophische Facultät, weil die Professoren der übrigen andere Zuflüsse haben. Er ist einer der Fürsten, deren Sinn durch Luthers Schriften gebildet worden: wie der sächsische August, sein inniger Freund, las er sie oft, langsam und laut. Er forderte von den Geistlichen, daß sie sich an den angenommenen Lehrbegriff hielten, und ehrte

ihr Amt so, daß er die verachtete, welche sich vor Fürsten scheuten. Wie ältere und spätere brandenburgische Regenten half er dem Arbeitsfleiß durch die Aufnahme der, den Religionsdruck fliehenden Niederländer empor. Nicht weniger sorgte er für die Landwirthschaft, so daß dazumal aus den Marken Weinausfuhr war. Auch er, um alles durch sich zu sehen, reis'te ohne außerordentlichen Aufwand im Lande herum. Den Wunsch eines bestimmten Landrechts hatte auch er, und suchte, obschon vergeblich, ihn auszuführen. In seinen Sitten war er sehr moralisch. Aus diesem Ton seines Lebens ist begreiflich, wie man sein Land glücklich pries, daß es „einen Regenten habe," und daß er dem Tod mit folgenden Worten entgegen ging: „traun! ich fürchte mich nicht; „ich habe meine Zeit wohl gelebt, und bin lange „genug in der Welt gewesen."

---

54. b.

Ueber den Einfluß des vormaligen Peterklosters, Benedictiner-Ordens, zu Erfurt auf religiös-moralische und wissenschaftliche Cultur. Eine Vorlesung, in der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. Von Placidus Muth, Prälaten zu St. Peter, 2c. zu Erfurt, bei Görling. 1804. 74 S. in 8. mit einer Aussicht des Klosters und Darstellung des Innern seiner Kirche.

Daß bei der Auflösung vielhundertjähriger moralischer Corporationen, von so verschiedener als

oft gewaltig eingreifender Wirksamkeit, der letzte Vorsteher oder unter den Brüdern der ausgezeichnetste auf das vollbrachte Leben, dessen mannichfaltigen Ton und entweder vergangenen oder übrig bleibenden Gewinn einen Rückblick werfe, daß er auch der Welt sage, wozu die verlassenen Mauern ehemals gedient, ist nicht bloß natürlich, sondern sehr löblich. Man will nicht von dem Dank sagen, den mancher würdige Prälat oder der Fleiß, die Geschicklichkeit und Kraft mehr als Eines Religiosen bei diesem Abschiede noch zu empfangen oft verdient (große, auch edle Züge sind in guten Zeiten der Klöster nicht selten); aber auch dem Publicum ist nützlich, theils von der Geschichte manche Umstände zu erfahren, die sonst noch nicht zu Tage erschienen, theils von den gesammelten Handschriften, von unbekannt gebliebenen Arbeiten der Geistlichen, von allerhand litterärischen Bestrebungen und Beobachtungen Kenntniß zu erhalten. Das alles, einst, in Ein Hauptgemälde vereiniget, kann auf denkwürdige Resultate führen. Wie gern würden wir von den pythagoräischen Instituten, von den Häusern der Tempelherren, von Jesuitencollegien solche Berichte benutzen! Richtig, frei und vollständig, das sind die Haupteigenschaften, worüber die Unvollkommenheiten des Vortrags und Beimischung des weniger Interessanten gern vergeben würden. Alle Revolutionszeiten sind zum Wegwerfen geneigt; viel bei der Reformation Verkommenes, Verdorbenes wird vergeblich gesucht. Aus dieser Ursache wollten wir erinnern, die Germania sacra mit dem Aufhören der weltlichen Macht geistlicher Vorsteher nicht für geschlossen und unnütz zu achten; sondern die noch nicht zerrissenen Archive und Bibliotheken recht eilends und eifrig für die Geschichte zu erschöpfen.

Der wohlmeinende Herr Prälat Placidus, welchem seine Denkungsart, wie sein Fleiß Ehre macht, hatte von den Verdiensten, die sein Augenmerk waren, freilich wenig zu erzählen. Früh wurde der Petersberg reich, und „nur wo die Klö„ster nicht viel mehr besaßen, als sie gerade brauch„ten, blieb Arbeitstrieb für Religion und Wissen„schaften; Reichthum, Ueberfluß machte herrsch- und habsüchtig, gemächlich und ausschweifend" (S. 16 f.) Schon diese Erfahrungslehre empfiehlt seine Denkungsart, und ist Schlüssel seiner Schrift. Bestätiget wird sie sofort durch die Folgen der Gewaltthätigkeit Erzbischof Adalbert's von Mainz, der vieles wegnahm, „quia non oportet," sagt die Chronik, „Abbatem ditiorem esse suo Episcopo." Von dem an, bessere Wirthschaft; der größte, der massive, tadellose Bau der Kirche, die vortreffliche Wasserleitung, das ausgezeichnet harmonische Geläute, ist aus der Zeit nach diesem Druck, und ehrt das zwölfte noch im neunzehnten Jahrhundert. So, als in den Fehden und unter eigennützigen Schirmvögten gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts St. Peter aufs neue gesunken, und auch die Vergabungen selten wurden, faßten sich die Religiosen, wußten durch Vertheilung der Hufen dem Einkommen aufzuhelfen, durch Kalligraphie, Zeichenkunst, Malerei, Gold- und Silbertincturen sich vortheilhaft und rühmlich zu beschäftigen. Sie kamen durch Ordnung wieder zu solchem Credit, daß, als die Grafen von den Gleichen bei Anlaß der Schirmvogtei von dem Petersberge dreimal so viel erpreßten, als ihre Väter dahin vergabten, Abt Dietrich von Zimmern 400 Mark (2800 fl.) aufbrachte und das Kloster von ihnen befreite (1375). Als hierauf weichlichere Sitten der Ordnung und Regel schadeten,

half die Bursfelder Congregation, wodurch viele Klöster zu dem Geist ihres Daseyns wieder aufgerufen wurden. Und wie wirkte derselbe in jenem höchst merkwürdigen Jahrhunderte des Emporstrebens, dem fünfzehnten? Erstlich wurde die, bei Aufblühen der Universität verlassene, Klosterschule genauer und besser für die religiöse Cultur eingerichtet. Begierig wurde an den ersten Versuchen der Buchdruckerei Theil genommen, und, da sie sich kaum entwickelt, auf Petersberg (1459) eine solche eingeführt. Ferner das Bauwesen glücklich betrieben und die schönste Glasmalerei in Thüringen von Niclausen von Smalkalden an dem Kreuzgange dieses Klosters dargestellt. In fünf Dörfern übte Abt Günther (aus dem Erfurter Geschlechte Nordhausen) alle, in zwölf die niedern Gerichte, das Patronat von zwanzig Kirchen; bessere Zinsbücher veranstaltete er. Aus Allem zeigt sich, daß diese unveränderlich scheinenden Institute durch Unfälle (nur keine vernichtenden) und Männer von Verstand neuen Schwung bekommen konnten; daher unsere Privatmeinung allezeit war, daß nicht nothwendig ist, alles zu sprengen, und dem ganzen Fonds eine fremde Verwendung zu geben: Klöster könnten auch ohne Mönche, oder die Mönche müßten nicht nothwendig Geistliche seyn. Bei der lutherischen Reformation bleiben fünf standhaft, und das Kloster erhielt sich; der Geist unterlag jedoch der Zeit: Aebte sind vergiftet worden; andere haben in fremden Städten durch eine Mahlzeit bis 300 Thlr. verschwelgt, worauf im dreißigjährigen Kriege die schwedischen Waffen auch die literärischen Schätze geraubt. Noch half die feste Ordnung und lange Verwaltung Abt Johann Hennings (1627 — 1662). Aber die Zeit war über, wo vor

Gewalt Ehrwürdigkeit zu retten vermochte; unter einem Abt von Muth und Einsicht, persönlich der Stadt und dem Kurfürsten lieb, unter Adam Dahlen, wurde alle wissenschaftliche Arbeit unterbrochen, weil der Petersberg zur Festung überlassen werden mußte. Hievon jedoch scheint jenes keine nothwendige Folge: die Musen haben auch in Officierszelten sich oft sehen lassen. Allein der Geist war hin. Man sieht gute Prälaten löbliche Mühe auf die gelehrte Bildung wenden; aber die Welt war den Klöstern entwachsen; daher bessere Aebte als viele der vorigen, eine vernünftige Einrichtung in Vielem und vielleicht mehr Moralität nicht fähig waren, „den politischen Schlag „zu hindern, welcher im Fieber der allgewaltigen „Säcularisation, am 23 März 1803 um 8 Uhr „des Morgens," dem wohl tausendjährigen Institut ein Ende gemacht. Was auf Meinungen ruhet, muß fallen, sobald keine Urkunde noch öffentliche Stimme die Gewaltübung hemmt.

55.

Reise in die Levante, von Sir James Dallaway. Mit Kupfer (einem Kupfer.) Gießen, 1804. 462 S. in 8.

Einem übersetzenswerthen Buche eine elendere Ausstattung zu geben, dürfte wohl eine schwere Aufgabe seyn. Schlechtes Papier, sehr kleiner, oft undeutlicher Druck, nicht die geringste Nachricht von dem Verfasser oder Werke, noch von den Jahren der erzählten Reise; erst nach einigen hundert Seiten wird man gewahr, daß sie um 1794 und

95 vorgenommen worden; dabei eine Menge Fehler in Namen, in Zahlen, wovon schwer zu sagen, welche dem Verfasser, dem Uebersetzer oder dem Corrector zur Last fallen. Und doch war diese Reise, deren schöne Originalausgabe jetzt nicht mehr vor unsern Augen ist, einer anständigern Sorgfalt wohl würdig. Der Ritter Dallaway schreibt nicht aus Andern; er hat seine eigene, eine gute Ansicht, ist ein vernünftiger, billiger Mann. Die Türken, Griechen, Armenier, Constantinopel, die natolische Küste und einige Inseln, sind die Gegenstände seiner Betrachtung. Er ist nicht, wie Tott, von sich eingenommen, und geneigt in Carricatur zu fallen; er sah nicht, wie Guys, die Griechen nach den Quellen alter Darstellung; sondern wie sie jetzt sind; er suchte nicht, wie Viele, in der Levante die englischen oder französischen; sondern die dort üblichen, dahin passenden Sitten, die er nicht verdammt, sondern erklärt: es ist also dieses Buch kein Manifest, zu beweisen, daß die Europäer die Türken vertreiben müssen, weil sie nicht sind wie sie; sondern es bringt eher auf den Gedanken, daß, nachdem der antike Griechensinn, welcher in dem genauesten Verhältniß zu einer nicht wiederbringlichen Culturstufe gestanden, seit vielen Jahrhunderten verflogen ist, die Homere, die Perikles, die Phidias, die Platone, wohl auch nicht in der geträumten Schönheit und Fülle aufsprossen würden, sobald nur die Türken fort wären. Indeß er diesen (ihrem Charakter) Gerechtigkeit widerfahren läßt, ist Herr Dallaway weit davon, die Grundfehler ihrer Verfassung zu verhehlen. Wie kann z. B. ein Landgut verwaltet werden, wo kein Beamter seine ordentliche Besoldung hat, wo jeder sich selbst helfen muß? (auch in dem größten westeuropäi-

schen

schen Staat werden die Gehalte meist sehr kärglich zugemessen, welches bei dem ungeheuern Luxus die zu erwartenden Folgen hat.) Gebäude, wie die Sophienkirche, Anstalten, wie die mit den kaiserl. Moscheen verbundenen Akademien, und die Sammlungen der Rechtssprüche der türkischen Common law, werden gut, doch ohne Umständlichkeit, angezeigt. Von den angeblichen Fortschritten europäischer Literatur gibt er herabstimmende, von der morgenländischen gute Begriffe, zeigt überhaupt, wie alles von unsern Erwartungen verschieden ist; aber auch Mängel die befürchtete Wirkung dort nicht haben. (Fast keine faulenden Krankheiten bei so vielem Schmutz, keine Hundswuth bei so vielen tausend herrenlosen Hunden, bei der schlechtesten Polizei sehr selten Mord oder Raub.) S. 449 — 451 ein paar Proben neugriechischer Dichtart (wenig Verlangen nach mehreren erregend). In der Bewaffnung keine Einförmigkeit, keine Marschordnung, von Lagerungskunst keine Idee, keine Verproviantirungsanstalten, in der That keine Kriegskunst, und nicht viel Fortgang neuerer Versuche hierin (und doch nicht verächtlich, wenn in die gewaltige Masse fester Muth und Wille kömmt). Genugsam freier Spielraum für die Griechen, wenn sie nur selbst Sinn für etwas Gutes hätten; an Gewalt, an Einfluß fehlt es ihren Geistlichen, ihrem Adel nicht; aber kleinliche Cabalen füllen ihre ganze Seele. Die unglaubliche Pracht der Natur, in einigem noch durch die Religion vermehrt, welche diese Gewässer Vögeln und Delphinen zur Freiwohnung macht. Die schöne Sorgfalt für verstorbene Geliebte. Aber unsäglicher Verfall in den Provinzen: zu Nicomedia von Diocletians Palast noch etwas Marmor und Porphyr; in dem gewal-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

tigen Umfang der Mauern Nicäa's ein elendes Dorf; selbst in Brusa das Meiste verfallen, kaum die Grabmale der alten Osmaniden und Orchansburg noch in einiger Würde. Durch wüste Ebenen strömt Hermus; so zerstörend wirkt militärischer Despotismus, der Mäßigung und Cultur verschmäht. Viel besser schon Magnesia am Sipylus, von Kara Osman Oglu, mit fast jenem ganzen Reich der alten pergamenischen Könige, weise und milde beherrscht. In den gewaltigen Marmortrümmern des vernichteten Ephesus kaum Spur von der großen Diana; Todtenstille, vom Geheul der Schakals kläglich unterbrochen. Mitten in einer traurigen Haide die Plätze und Gassen von Miletus mit Ruinen ganz überdeckt; nicht einmal weiß man, wer diese Stadt so ganz zerstört hat. Auf den Inseln, besonders wo von Selbstregierung ein Schatten besteht, ist es etwas besser. Nur halten die engherzigen Parteiführer mit ihren eigennützigen Intriguen, und die heillosen Geistlichen mit ihren Controversen gegen Rom, und mit ihrer unglaublichen Unwissenheit allen Schwung des Geistes danieder. Die Beschreibung von Chios ist die anziehendste: dort nur und auf Tina blühen aus der genuesischen Periode noch Fabriken; alles Anbaufähige ist einem Garten gleich, das 6 bis 7 (englische) Meilen lange Thal von der Stadt bis zur See eine fortlaufende Gasse zwischen Landhäusern und Gärten; überall die üppigste Fruchtbarkeit. Schönheit der Weiber und Entstellung derselben durch die Kleidung, wodurch die Mädchen aufrechtgehenden Schildkröten ähnlich werden. Bekanntschaft eines 120jährigen Mannes, dessen 80jähriger Sohn eben noch Vater wurde. Im alten Pergamus eine Pergamentmanufactur jetzt noch. Bild eines ächten, alles

vervollkommnenden Landedelmanns in der Person des Ali Effendi zu Ayassmath (vortreffliche Hausordnung, Leutseligkeit, Einrichtung). Priam's Gebiet beherrscht ungefähr Hadschi Mechmet Aga, es mag ihm fünftausend Pfund Sterling eintragen. Troja mochte dreißigtausend Einwohner fassen. (Ein anderer Reisender verglich uns die Größe des Areals mit dem von Potsdam.) 40, 50 Yards die senkrechte Erhöhung der Pergamon über den Simoes. Die Stadt anderthalb deutsche Meilen von der See. Die größte Breite der fruchtbaren trojanischen Ebene 6, Länge 12 (englische) Meilen; alles, eine Sandbank ausgenommen, wie es besungen ist. Der griechische Pope auf Tenedos hatte von Homer, von Troja keine Idee. Noch immer zu Lampsacus Weinbau vorzüglich; vortrefflich, wenn man ihn zu bereiten wüßte, wäre der lesbische. Landbau der Griechen erbärmlich; Schiffbau nicht viel besser, als Jason ihn kennen mochte. Wir brechen ab; das Interesse des Lesers ist wohl hinlänglich erregt. — — —

56.

Bruchstücke zur nähern Kenntniß des heutigen Griechenlands, gesammelt auf einer Reise von J. C. S. Bartholdy. Im Jahr 1803 und 1804. Erster Theil, mit Kupfern und Musikbeilagen. Berlin 1805. 518 S. in 8.

Eines der schönsten Geschenke, nicht für schwärmerische Bewunderer und Propheten, sondern zu richtiger Schätzung dessen, was ist und seyn kann.

Herr Bartholdy, welcher sein Tagebuch so gut als jemand in einer Reihe von Bänden hätte können abdrucken lassen, fand besser, die Beobachtungen über einerlei Gegenstand unter gewisse Titel zu ordnen. Eine Art, welche viel Gutes hat, aber das Zutrauen voraussetzt, daß in die Zusammenstellung sich nichts eingeschlichen, das nicht in der Ansicht gewesen wäre. Hier wird solches durch die deutlichsten innern Beweise gerechtfertigt. Der Vf. sah mit unparteiischem Blick, nicht ohne Wärme des Gefühls, doch so, daß der Verstand nie dadurch bestochen wurde, und was er sah, stellte er ohne Rücksicht auf Wünsche und Erwartungen dar, wie es sich ihm zeigte. Wir folgen ihm. Der erste Brief enthält eine Reise aus Euböa über Volo nach Larissa. Interessant durch Sitten, welche an die alte Zeit ungebildeter Einfalt und übelangewendeter Kraft erinnern. Griechen sind erkennbar, zumal das herrschende Volk sie ganz ihrer Natur überläßt; aber es ist, besonders in den Städten, ein durch Kalogeren mehr, als durch Janitscharen, herabgewürdigtes Geschlecht, unter den Albanesern, unter den Türken, gutmüthig, auch offener, liebenswürdiger, je mehr man sich von der Küste entfernt, nicht ohne Anlagen, aber ohne einige Reife zu allgemeinen Unternehmungen. Die thessalischen Bauern und Hirten mögen wohl Penesten seyn: die Pferdezucht steht allda der epirotischen nach; Rindvieh haben sie von erstaunlichem Wuchse, schöne große Heerden meist schwarzer Schafe. Larissa, in der zwölf Stunden langen Ebene, Haupt eines Musselimiks, wo auf 300 Quadratmeilen 150,000 Menschen, in der Stadt 25,000 wohnen, ist ein Handelsort, in den Händen reicher Bey's die höchste Macht, aber weit

und breit Unsicherheit, und nirgend fahrbare Landstraßen: wie denn überhaupt von den Unbequemlichkeiten sowohl des Reisens, als der Lebensart, besonders der Langenweile, eine wenig einladende Schilderung entworfen wird. Eleganz vieler Janitscharen, die sich darauf legen, durch Männerliebe ihr Glück zu machen: von dieser Leidenschaft spricht man, als von einer angenommenen Sitte, zu Larissa ohne einigen Rückhalt; Muktar Pascha, Sohn des mächtigen Alj Wessir zu Jannina, zeigt mit Stolz und Lust seine Lieblinge, und der Knabentanz bei dem Aga von Kassaba Durguthlj ist des alten Lydiens ganz würdig: doch kömmt in dieser Art bei Herrn Bartholdy viel weniger von Griechen vor, als von den Türken; vermuthlich, weil jene die Religion wenigstens zur Verborgenheit nöthiget, indeß die Begierde letzterer keinen Zaum kennt.

Nach einem Brief über das Reisen in Griechenland überhaupt S. 75 — 106, wovon wir den Hauptinhalt schon angegeben, folgt eine Beschreibung vom Tempe, S. 112 — 170, die wir nirgend besser gefunden. Zwischen schönen Bäumen in hohen Ufern fließt schnell, nicht wild, der tiefe Peneus (bei dessen Anlaß bemerkt wird, wie alles eher, als die Flüsse, Namen aus der alten Zeit behielt — welches die Untersuchung verdiente, ob nicht in der Sprache des Landmanns in isolirten Gegenden Spur von jenen zu finden sey; die neuen gehören den eingewanderten slawischen und andern Stämmen, durch welche das Hellenenvolk unterdrückt worden ist), Peneus, sagten wir, fließt in das dreifache, in der Mitte enge Thal der Tempen. Man kann es einer zahmen Alpgegend vergleichen; die niedersten Abstufungen des Ossa und Olymp machen dasselbe. Noch werden an des hei-

ligen Osman's Grabe die alten Pelorien gefeiert; wo Daphne's Tempelchen stand, ist der Lorbeer noch nicht ausgestorben. Der Strom fließt endlich durch eine wohlangebaute Ebene zwischen Oelbäumen. (Daß S. 146 von Pyrrhus auf Pompejus 120 Jahre gezählt werden, ist ein, unter der außerordentlichen Menge unangezeigt gebliebener Druckfehler.) Erfreulich ist die Beschreibung von Ambelaki: hier am Ossa leben unter selbstgewählten Obrigkeiten in großem Fleiß und Wohlstand 6000 Griechen, deren wohl 200 deutsch verstehen, und einige mit größter Zärtlichkeit sich an Jena und Halle erinnern. Auch Freimaurerei blühet in Tempe. Von da ist auf andere schöne Gegenden, überhaupt auf topographische Gemälde, natürlicher Uebergang S. 170 — 250; sie sind aber zu einem Auszuge nicht geeignet.

Sollen wir der turkmanischen Filzzelte über den Trümmern der großen Diana von Ephesus erwähnen, oder der Kamele und Rinder in den Gewölben des milesischen Theaters, oder der Steingrube des Aga von Sala, welche der Tempel des olympischen Jupiters ist, und der Kalkbrennereien zu Athen, in welche gegenwärtig die Säulen des Parthenon und der Propyläen verbraucht werden, oder wie öde, formlos, widrig, Delos nun sey, oder lieber Ida's herrliche Ströme und Wälder, die Annehmlichkeiten von Lesbos, von Chios, den übervölkerten Steinklumpen von Tine, Naxos hinter traurige Felsen verborgenen Garten, den reinlichen wohlgebauten Hauptort von Paros und seine Weinlauben, die reiche runde Ebene von Kos und den ihren Markt überschattenden Platanus, und bei Chrisida des Alkinous eine halbe Stunde weit duftende Gärten? Sollen wir den gewaltigen, verdunkelnden Boreas, die Gei-

spel der ägäischen Wasser, die Ungesundheit vernachlässigter Inseln, die nassen traurigen Winter, oder eher die lustige Lebhaftigkeit der Insulaner und bei jedem Schatten der Freiheit ihre Freude beschreiben? Am reinsten, gesundesten, mildesten fand der Vf. die attische Luft: kahl zwar die Berge und gelb, den steinigen Boden wenig fruchtbar, aber auch nur die marathonische Ebene sumpfig, und von der Burg, von Hymettus, von Phyle, überschwenglich schöne Aussichten; den Oelbaum nirgend vortrefflicher, noch sorgfältiger gebaut; vor wenigen Jahren noch trieb der Stamm des geheiligten auf der Cekropia Schößlinge, so fand Fauvel den Stumpfen des Myrtenbaums in den Gärten der uranischen Venus, und kam in die räumliche Gruft hinter dem Tempel. Neuntausend Einwohner zählt Athen, fürchtet die albanesischen Horden, und ist in Unwissenheit versunken. Diese ist überhaupt unbeschreiblich groß, und mag im achtzehnten Jahrhunderte zugenommen haben: da ist eine solche Erbitterung der Kalogeren wider die lateinische Kirche und alles aufstrebende Denken, daß der erste Gebrauch von wiedererlangter Freiheit allerdings ein Religionskrieg seyn würde; diese Mönche sind weit unter unsern Capuzinern. Alles dieses nicht durch die Türken, welche von dem gelehrten Wesen gar keine Notiz nehmen und nichts hindern. Der Adel, unsäglich eitel auf unerweisliche Vorfahren, versteht vortrefflich das Aussaugen der Länder. Nur nach und nach ist von den zunehmenden Handelsverbindungen zu hoffen, daß die dicke Rinde, mit welcher der griechische Geist seit wenigstens anderthalbtausend Jahren durch geistliche und weltliche Unfälle gleichsam überzogen worden, endlich weicher werde und endlich springe.

Arkadien, still, bei seinen Schafheerden, schweizerisch, westwärts voll der üppigsten Vegetation; aber drei Viertheile der peloponnesischen Heerden sind von den Albaniern geraubt worden. Gewaltigere Natur in des Taygetus schroffen zerrissenen Höhen. Anderthalb Stunden von Misitra in der fruchtbaren lakonischen Ebene liegt (Sparta) das alte Dorf ohne bedeutende Denkmale, doch große Schönheit, Fülle und angenehmer Farbeton der Landschaft. Auf dem ganzen Lande liegt die Furcht der Mainotten. Von ihnen, von den Hydrioten, gute Berichte. Man glaubt sich bisweilen in die älteste Zeit vor der Cultur zurückgeworfen. Was fehlte Zacharias, dem Helden der neusten mainottischen Lieder, der, wenn er aus den Eingeweiden und Knochen der Thiere den Willen des Schicksals erforscht, nicht minder behend und muthvoll Kriegslisten der Vorzeit erneuerte!

Doch, ehe wir der tapfern Thaten gedenken, welche den griechischen Boden im neunzehnten Jahrhundert verherrlichet haben, ist von der Abhandlung über die Türken (S. 253 — 300) etwas zu erinnern. Herr Bartholdy beschreibt besonders die asiatische als eine schöne kräftige Nation, unter der wenige Kranke, fast keine Verwachsenen sind, und ein hohes gesundes Alter nicht selten ist; Ruhe, Würde in den Zügen auch der geringsten; je größere, schnellere Glückswechsel, desto mehr Gleichmuth. Dem heutigen Großwessier schlug seiner Sklaven einer durch zufälligen Wurf ein Auge aus. Schnell gab er demselben die Börse: „Fliehe, du bist frei, auf daß ich nicht „einst bei unmuthiger Laune dich sehe und zürne.“ Es ist in ihnen sehr viel Naturgefühl: schöne alte Bäume werden aufs zärtlichste gepflegt; in Troas brockelte ein alter Mann Brod in einen Ameisen-

hausen; als Athen von den Störchen vor der Zeit verlassen wurde, ließ der Commandant auf der Burg die Jungen aufnähren; wer weiß, daß sein Pferd die Hufeisen verloren, und er treibt es bis Abends durch rauhe Wege, bekommt Stockschläge; der Jammer einer Schafmutter um das weggenommene Lamm rührte den jetzt regierenden Sultan so, daß er vor einem gewissen Tage vor Ostern keine Lämmer mehr wollte verkaufen lassen. Ueberhaupt ist bedauernswürdig, daß die Regierung dieser großen Nation, ihrer Natur nach, so zerstörend ist, daß die herrlichen Länder sich immer mehr entvölkern, und alles Gute verfällt und sich auflöset. Aber das ist einmal die stäte unabwendbare Folge eines Weltreichs, das nicht anders als in sehr vollmächtige und verdorbene Proconsulate, Paschaliks oder Präfecturen zerfallen, und, wäre die herrschende Nation auch die liebenswürdigste, nur das Unglück der Menschheit hervorbringen kann.

Wir müssen überschlagen, was vom Zustande der Cultur und Künste vorkömmt: der Landbau ist in Ansehung der Werkzeuge in die Kindheit zurückgefallen, Kunstsinn auch an Griechen wenig bemerklich, wenn man einige angeerbte schöne Formen, z. B. des Hausgeräthes, ausnimmt. Die Wissenschaft besteht vornehmlich in dichterischem Ausdruck der Leidenschaften, in welchem Talent viele, auch Große, namentlich Veli Pascha, Ali Wessiers zweiter Sohn, sich hervorthut; Wollust ist Hauptgegenstand ihrer Lieder. Was anderes bleibt, wenn die Ehre der Selbstständigkeit hingewelkt ist! wir haben aus dem Brief über die Griechen (S. 301 — 456) vieles vorausgenommen. Unter anderm ist bei ihnen auch die Dichterei unerträglich matt; Reim und Klappen ist,

was gefällt. Bei den kriegerischen Stämmen in Aetolien und dieselbe Westküste hinauf sind allein noch männliche Lieder; und an den Tafeln der Fischer von Salahora (am Nordufer der Arta-Bucht) noch beim Wein Skolien, oft sinnreiche, zu hören. Lieber wenden wir uns zu den tapfern Slioten, Bewohnern eines mit der Chimera zusammenhängenden Berges, welche nach vieljährigem Kampf, nicht gegen schläfrige Befehlshaber der Pforte, sondern wider die Macht und List eines neuen macedonischen Philippus, Alj Wessiers, des Pascha von Jannina, der Uebermacht weichen mußten, so aber, daß sie unüberwunden genannt werden können, und das Gefühl alten Heldenruhms erneuert haben. Ihre Geschichte ist bis 1792 aus dem genauen Bericht, welchen Eton drucken ließ, hierauf bis 1804, der Ausgang, nach des Vf. eigenen Erkundigungen beschrieben; eine Arbeit, welche vielen Dank verdient: vor unsern Augen, in Europa, geschehen Dinge, die alles Alte glaubwürdig machen, die zeigen, daß nicht die Natur, sondern wir anders sind, und über unsere fallenden Verfassungen ein gar nicht vortheilhaftes Licht verbreiten. Tausend bis zwölfhundert Männer in vier Dörfern (von 66 hoben sie Zehentsteuer), Leute von mittlerer Größe, stark, voll Schlauheit und Ausdauer, Krieger ausschließlich (Viehzucht, Landbau, Hauswesen sind für die Weiber), wurden von Alj Wessier mit 20,000 Albanesern angegriffen; ließen den Feind hinauf. Auf Ein Zeichen wurde er von allen Seiten überfallen, bis fast 4000 fielen, und Alj in solche Flucht geworfen ward, daß er kaum hinter Jannina's Mauern sich sicher glaubte. Hierauf ruhmvoller Friede, und Bund mit Paramathia. Dort ist auch so ein Bergvolk, bei 20,000 stark: griechisch redend,

aber mohammedanisch; doch daß es sich den Wein nicht verbieten läßt; jede Familie besteht für sich; auch zu Hause, auch Nachts ist keiner ohne Gewehr; welcher Fremde ohne Geleit zu ihnen kömmt, wird verkauft. Alj aber führte hierauf mit den Sulioten mancherlei Fehde mit schlechtem Erfolg. Endlich waffnete er 28,000 Mann; fanatisirte sie: „Er wisse, daß das Reich der Osmane fallen „müsse; dann werde sein Volk 40 Jahre siegreich „und hierauf frei und ruhig bleiben, wenn — „diese Bedingniß sey unerläßlich — die Sulioten „bezwungen werden." Hierauf Bestechungen; Blokade; in allen Scharmützeln das Bergvolk sieghaft; große Beispiele: als er mit 800 Beuteln Dimos Zervas zu gewinnen vermeinte, sprach dieser spartanisch: „des Geldes ist mehr, als ich „zu zählen vermag; um das ist mir das Vaterland „nicht feil." Als Hassan Aga ihre Gefangenen losbitten wollte, schrieben ihm die Sulioten: „die, „welche sich in der Gewalt des Tyrannen befinden, „rechne man für Verstorbene." Pronion der Paramathier, voll Ehre und Muth, blieb ihr Freund. Monate lang lebten sie aus Brod von Baumrinde. Aber nach und nach nahm dieses ab, wurden die Quellen, die Mühlen genommen. Endlich am 12 December 1803 capitulirte Fotos Giavella, der heldenmüthige Jüngling, Chaido, der Heldin, Geliebter: freien Abzug erhielten auch die, welche das Aeußerste wagten. Als Samuel, der Kalogere, das letzte Pulver übergeben sollte, schoß er in das Magazin, daß es aufflog mit ihm und den Türken. Vom Felsen stürzten sich 39 Weiber und Kinder. 300 Mann, welche nach Thessalien flohen, wurden an der Brücke Korak umringt, und nahmen, nach entsetzlicher Rache, alle den Tod. Die Uebrigen haben sich durch das Gebirge und die In-

seln zerstreut: denn wahrlich, Männer, die das Vaterland verschmähen, sobald es das Joch der Ausländer trägt, finden ein ehrenvolleres Vaterterland in der weiten Welt, überall, wo Muth und Kraft etwas gilt. Der Vf. endiget mit Nachrichten von Alj Wessier: er hat einen beträchtlichen starken Staat, worin vor ihm alles zittert; Laune ist sein Gesetz; nie sieht er sanfter, als wenn er morden will, nie heiterer als im Kummer; er genießt nach beiderlei Geschmacke, ohne sich beherrschen zu lassen, und ist, wenn er will, sehr liebenswürdig. Dieser Auszug mag die Lesenswürdigkeit des (auch durch sein Aeußerliches und die wohlgerathenen Kupfer) empfehlungswerthen Buchs genugsam beweisen, und den Wunsch baldiger Fortsetzung für Stimme des Publicums geltend machen.

57.

Ragusa, bei Martecchini: *Noticie istorico-critiche sulle antichita, storia e letteratura de Ragusei.* Tomo I, 1802, XII, u. 332. Tomo II, 1803, 336, 4.

Der Verfasser, Francesco Maria Appendini, ein aus dem Piemontesischen gebürtiger Piariste, lebt seit Jahren als Schullehrer zu Ragusa. Er suchte das neue Vaterland, wie es ist und war, kennen zu lernen. Was vor uns liegt, ist die Frucht seiner Untersuchungen, und stellt auch die physische Topographie dar. Zuerst beschreibt er auf 156 Seiten, was von Epidaurus, von dem umliegenden Dalmatien und von dem Anfang der Stadt Ragusa durch die Geschichtschreiber,

Urkunden, Sagen und Vermuthungen zu seiner Kenntniß gekommen ist. Hierauf betrachtet er auf 70 Seiten die allgemeinen Verhältnisse. Endlich eine chronologische Folge der Hauptbegebenheiten von dem Jahr 656 nicht, wie der Verfasser sagt, bis auf den Passarowitzer Frieden, sondern eigentlich bis auf das Erdbeben, wodurch im J. 1667 Ragusa verfiel.

Eine Stadt, welche tausend Jahre hindurch, mitten unter wilden, räuberischen Völkerschaften, bei dem kraftvollen Ursprung und erschütternden Fall so vieler benachbarten Dynastien, Freiheit, Reichthum, Macht, Cultur und Sittlichkeit erwarb und erhielt, ihr Muth, ihre Klugheit, verdient eine Geschichte. Es ist unmöglich, selbst eine unvollkommene Darstellung ohne Theilnahme zu lesen. Wie gern würde man den Verfasser weiter begleitet haben, wenn er nach der schaudervollen Erzählung jenes Untergangs die Herstellung, den mannichfaltig erneuerten Kampf, den Flor neuerer Zeit und was die Republik nun ist, hätte beschreiben wollen.

Es ist unbegreiflich, wie er in dem Augenblick der gespanntesten Aufmerksamkeit aufhören mochte. Es ist ihm nicht von der Regierung befohlen worden, und der Privateifersucht sollte eine ruhige, nackte Erzählung der öffentlichen Begebenheiten ausweichen können. Es ist wahr, daß ein Geschichtschreiber Muth, ja, daß er Seelengröße braucht.

Die Erzählung ist einfach. Allzu oft wird sie durch topographische Noten unterbrochen. Es wäre zu wünschen, daß das Wesentliche derselben in den Text eingerückt und eine allgemeine Schilderung vorangeschickt worden wäre. Seine kritischen Untersuchungen, wo er oft etwas Anderes

als Lucius, herausbringt, verdienen Prüfung. Auch spricht er von den benachbarten Völkerstämmen so, daß er ihre Abkunft und Verwandtschaft nicht auf Gatterers oder Schlözers Art untersucht zu haben scheint. Wir begnügen uns mit einem allgemeinen Abrisse des Inhalts.

Im Alterthum verliert sich Herr Appendini in Fabeln von Kadmus; die phönizischen Inschriften auf Lagosta und Corzola wären willkommner gewesen. Aus der illyrischen Sprache wird, wie von andern, viel etymologisirt; nicht ohne Gefahr, Wörter unserer Zeit in gleicher Bedeutung der Vorwelt aufzudringen. Was er von den Sitten beibringt, die Vergleichung des Bembels am ersten Mai zu Ragusa mit einer dyrrhachischen Sitte bei Galenus, ist schon merkwürdiger; Volkssitten überleben die ursprünglich damit verbundenen Begriffe. Von des Aeskulapius alter Statue und besonders, von der Höhle im Sniesceniza, wo seine Schlange gewohnt; Verzeichniß der die Grotte umgebenden heilreichen Kräuter (S. 56 f.), Trümmer auf dem Berg. Man sieht bis Apulien, ganz Zaculmien, der Cattariner schauerliches Gebirge, Bosniens Gränze und die Herzegowina. Die Gegenden sind vulcanisch. Nun von Epidaurus im Lande der Sclepitaner (Inschrift), von Salona, der Colonia Martia Julia, slawisch Slauna (gloriosa). Es sollte scheinen, daß das Urvolk, so weit man hinaufsteigen kann, schon slawisch gewesen. Bis fünfzehn Fuß hoch haben die Wasser die Gassen der alten Epidaurus mit Erde bedeckt; prächtige Marmor, sehr vollendete Stücke erhobener Arbeit, und die Reste der 20 Miglie weit hergeführten Wasserleitung, zeugen von Glanz. Den Fall beider Städte setzt der Verfasser in das siebente Jahrhun-

dert. Noch lange Zeit war Meer, wo nun Ragusa; aber an der Höhe im Wald mag Paulimir den Anfang von Dubrovnik (slavischer Name der Stadt) gemacht haben. Die Küste blieb römisch, das innere Land wurde barbarisirt. Um so mehr sammelte man sich um die Feste Ragusa. (Zweifelhafte) Urkunden, als wäre schon 750 der Erzbischof Dalmatiens da gewesen. Im 9ten Jahrhundert war glücklicher Krieg wider die Supane von Trebigne, von Zaculmien und wider saracenische Seemacht, und schon sieht man (die Lage ergab es) Ragusa dem fernen Hof zu Constantinopel ergeben, und zwischen Venedig und Narenta um ein Gleichgewicht bemüht. Handel entstand, es brachten die Bosniaken mit Gold vermengtes Silber, wobei Ragusa 250 Procente gewann. Auch daher die Eifersucht Venedigs. Der List dieser Stadt (im Jahr 971), dem bulgarischen Samuel (974) und Kaiser Otto dem zweiten (982) hatte Ragusa nur sich entgegenzusetzen. Wie dieses geschah, und der Charakter der Parteien, wird gut angedeutet; man muß aber aus mehreren Stellen die Darstellung zusammen suchen; der Plan des Buchs bringt diese Unbequemlichkeit mit. Oft sieht man die Republik durch Gaben vergrößert, womit vertriebene Fürsten in besserem Glück ihre Gastfreiheit lohnten; eben dieselbe von Bodin, Statthalter Bulgariens, dessen verfolgte Verwandte sie aufnahm, hiefür sieben Jahre (1082 — 9) vergeblich belagert. Höhere Civilisation, größeren Handel brachten die venetianischen Grafen, die Ragusa von 1204 bis 1230, von 1232 bis 1258 sich gefallen ließ. Sie hatten keine größere Gewalt als ein schweizerischer Schultheiß; 400 goldene Hyperperen (Zechini) zum Gehalt. Angenommen wurde diese Form, als die Komnene

als die sicilischen Normannen, zum Schirm zu schwach, die serbische Dynastie der Neemane übermächtig war, und in der Stadt selbst Graf Damiano Juda eine tyrannische Gewalt erhob. Um etwas verdunkelte sich der Ruhm, doch lehrte die Folge, daß die Form eines Gemeinwesens für oder wider seine Freiheit weniger entscheidend ist, als der herrschende Geist; dieser war hier nicht niedergedrückt. Jetzt mögen viele sich das merken, die der Macht der Umstände nachgeben müssen: Vergesset nur nie eurer selbst! Als Ludewig von Anjou, König von Ungarn, groß ward, nutzte Ragusa den ersten Augenblick (1359) so verständig, daß die Trennung von Venedig in der freundlichsten Manier vollständig vor sich ging. Das ist in Stadtgeschichten anziehend, wenn Geist und Art den Abgang der Uebermacht ersetzen: dadurch wurden die Bobali, die Vucassowich, die Mence, die Caboga, im Vaterland groß und ehrwürdige Namen in der Historie. Von dem an stieg Handelschaft und Flor zu solcher Größe, daß die Sage den Kaufleuten eines Stadtviertels 20 Millionen Zechini gab, und von einem einzigen Bürger dem Staate 200,000 vermacht wurden; um das Jahr 1480 sollen 7 Millionen im Schatz gelegen haben. 40,000 Einwohner zählte Ragusa; die prächtigsten Bauten erhoben sich; 300 Schiffe führten den Handel, eine ganze Straße zu Florenz wurde nach den Ragusern genannt. Im Mittelmeer war Genua, im innern Lande Sophia das Handelscentrum. Nicht nur waren die serbischen Gruben, die sie gepachtet hatten, sehr ergiebig; sie brachten den vielfastenden Slawen das Oel, sie trieben ausschließlichen Salzhandel mit ihnen. Was mehr ist, sie waren von dem Baselschen Concilium zu dem Handel mit den

Ungläu=

Ungläubigen, durch ihren Vertrag mit den Türken dazu privilegirt, eine Freistätte der Vertriebenen zu seyn. Dieses wagten sie zu behaupten, als Morad II sie zu zerstören drohte, wenn sie Georgen Brankowich nicht liefern. Da sprach der edle Osmane: „Sollte ich die Stadt zerstören, die „so treu auf ihr Wort hält?" Die Komnene, die Paläologe, die Laskaris, die Rale, und viele aus dem unterjochten Vaterland flüchtige, gelehrte Griechen fanden hier Gastfreiheit, Geld und Schiffe, die sie nach Italien brachten. Man hielt immer viel auf das Studium der Alten: Dieses, urtheilt Hr. A., habe den Ernst und die Kraft erhalten, wodurch die Stadt ein Damm gegen die Barbarei geblieben ist. Als die türkische Uebermacht (welche nicht bloß physisch, sondern auch Geistesüberlegenheit war) die Königreiche der Serbier und Bosnier unterwarf, als der Eroberer Mohammed nicht weniger als das ganze Gebiet forderte, und in den harten Kämpfen der Venetianer, und als im Occident alles neu ward, litt Ragusa das Unvermeidliche; doch Freiheit und Herrschaft und die großen Privilegien im türkischen Reich blieben. In der Noth wegen des Bündnisses zu Cambray wurde Venedig durch diese Stadt verproviantirt. Raguseer brachten die aus Spanien vertriebenen Mauren in ihre Heimath hinüber. Bessere Tuchmacherei lernte Frankreich von ihren Meistern. Der Unternehmungsgeist erstreckte sich in die neue Welt. Aber Karl V und Philipp II, die in unglücklichen Kriegen wider Afrika die Gefälligkeit von Ragusa mißbrauchten, brachten die Stadt in Gefahr und ihre Seemacht in solches Unglück, daß sie von diesen Schlägen sich nie ganz erhob. Die Geschichte wird an Thaten unfruchtbar: Sitten=

gemälde entschädigen. Es ist heimelnd und lieblich zu sehen, wie viel Frohes und Humanes, von alter Art, welche schöne Cultur bei so antiker Einfalt, auf dieser äußersten Gränze west-europäischer Sitte zum Theil bis auf uns noch besteht.

Wie klug und fest man sich benahm, als Lagosta venetianisch werden wollte (602), ist lehrreich zu lesen. Ergreifend aber, wie nach vieltägigem dumpfem Gemurmel des Meers, Morgens an dem 4 April des 1667 Jahrs, da eben der große Rath sich versammelte, bei stillem, hellem Wetter, plötzlich ein Stoß die Felsen vom Gebirge gesprengt, im Hafen alle Schiffe an einander geworfen, und die ganze Stadt Ragusa aus ihren Grundfesten gehoben. Ein Castell brach zweimal aus, fuhr zweimal wieder in einander. Die Schule fiel ein, mehrere Tage schrieen die Knaben aus den Ruinen hervor. Da unterlag dem einstürzenden Palaste Simon Ghetaldi, der Stadt Haupt, beinahe der ganze Senat und der große Rath. Dieser Augenblick brachte ganzen Geschlechtern, 5000 Menschen den Tod. Aus den Trümmern fuhr die Flamme auf, weit und breit verzehrend. Räuberhorden kamen, 27 Tage wütheten Seestürme. Hart benutzte Venedig, barbarisch Kara Mustapha das Unglück; in der falschen Hoffnung, daß nach dem Untergang der Stadt die Raguseer vergessen würden, daß das Vaterland in den Männern ist.

Wie wird Marino Caboga (in Wahrheit der zweite Stifter) hier kaum erwähnt! warum die Bürger die Maßregeln, die Ereignisse nicht nennen, wodurch der Staat neu entstand! Was walteten da für des Geschichtschreibers nicht würdige Rücksichten?

Der Inhalt des zweiten Theils dieses Werks

ist weniger bekannt, aber fast durchaus reiner Gewinn für die Literaturgeschichte. Schon aus der allgemeinen Darstellung wird solches klar werden. Dieser zweite Theil, in eben so vielen Abtheilungen, jede von dieser in eben so viel Büchern, umfaßt das Literaturwesen dieser merkwürdigen Republik, so daß bis S. 92 von ihren Geschichtschreibern, Antiquaren, Biographen, Aerzten, Mathematikern, Philosophen und Theologen, bis 214 von ihren juristischen Schriftstellern, deren einige über politische Sachen etwas hinterlassen, den Dichtern und Rednern, solchen, die über das Kriegswesen geschrieben, endlich von den Künstlern gehandelt wird. Nach diesem geschieht der Uebergang auf die slawische Literatur, sowohl zu Ragusa, als in einigen benachbarten Städten und Ländern, wo denn bis S. 260 von den slawischen Dichtern überhaupt, nachmals von besondern Arten, dem Heldengedichte, den scherzhaften Liedern, ihren Idyllen, dem Theater, den Nationalgesängen und Uebersetzungen das Auffindbare beigebracht wird. Man erkennt überall den fleißigen Forscher, die Ordnung ist gut, die Schreibart eher trocken; und fällt sie hie und da in das Enkomiastische, so geschieht es selten, und meist weil der Verfasser, von Männern sprechend, welche auswärts nicht immer gehörig betrachtet werden, sein Gefühl ihrer Verdienste lebhaft ausdrücken möchte. Es ist keine Auswahl, wir haben eine vollständige Bibliotheca Ragusea. Dieses läßt voraus errathen, daß der unbedeutenden Schriftsteller, besonders im religiösen Fache, eine nicht geringe Zahl mit aufgeführt ist, ein unvermeidliches Uebel, wenn man einmal irgendwo alles beisammen haben will. Dem ungeachtet ist das Interesse des Werks mannichfaltig, und des guten Korns weit mehr als der Spreu. Einmal

sind der durch sich merkwürdigen Männer viele: der Raguseische Geist war sehr fruchtbar. Wie viele Senatoren waren zugleich in Geschäften groß (oder was fehlte, um Regulus zu seyn, dem Nicolo Bona und Marino Gozze, die aus einem schrecklichen Kerker bei den Türken den Senat beschworen, sie darin sterben zu lassen, denn das werde heilsamen Eindruck machen, und Ragusa retten!) und, eben dieselben in Literatursachen so eifrig, als lebten sie nur den Musen! Alsdann wie viele Männer von unerkannter Eminenz; so wie Marino Ghetaldi; von dem unbegreiflich ist, wie ihn Montucla hat übergehen können (zuerst lehrte er die Anwendung der Algebra auf die Geometrie. Aber es ist an ihm erfüllt worden, was er zu sagen pflegte: Malo scire, quam nosci. Er war ein edler, trefflicher Charakter); andere von berühmtem Namen, die Baglivi, Boscowich, Zamagna, Cunich, Stay (von welchem Geschlecht auch der im Baseler Concilium berühmte Cardinal von Ragusa gewesen). Die Lebensumstände sind ausführlicher erzählt und manchmal recht merkwürdig; man sieht, wie der eine und andere sich emporarbeiten müssen, freilich auch, wie begünstigend Rom und die Hierarchie vielen war, bei andern, wie das freie kühne Streben, das vaterländische Sitte war, geholfen, und wenn auch die Strenge der Obrigkeit oft weit ging, der selbstständige Charakter edler Freunde sie emporhielt und entschädigte. Da treten auch unerwartete Ausländer in die Reihen: slawische Fürsten, die Bibliotheken verehren; Komnene, vom Kaiserstamm; jener vielerfahrne Sigismund Malatesta; jener Soderini, der Florentiner milderer Cato; der gelehrte Jude Flavio von Evora. Oft hat der Verfasser sich nicht mit bloßer Titelnotiz begnügt,

sondern, zumal aus den Dichtern, diese und jene Probe geliefert. Auf diese Weise lernen wir den (noch lebenden) Senator Giugno Resti (um des bekannten Ferrich jetzt nicht zu erwähnen) als einen glücklichen Verfasser Horazischer Episteln und anderer lateinischen Dichtungen kennen. Es ist überhaupt nicht leicht ein Ort in der literarischen Welt, wo lateinische Musen einen noch so guten Sitz, wie in Ragusa, behaupten. Einige dieser Männer verdienten auch disseits der Alpen gelesen zu werden: Vicenzo Petrovich unter andern (gest. 1754), Sänger der Türkenkriege Eugen's (S. 148. ff.). Doch eben so reichlich und seltener ist die Ernte, wo der Verfasser auf die slawische Literatur, die Geisteswerke eines von Ragusa bis weit in Asien in sechzig Völker sich verbreitenden Menschenstammes, kömmt, dessen Sprache in Bosnien und auf Montenegro natürlich am reinsten seyn kann. Noch werden Sonntags in Dörfern und Städten die alten Lieder der Helden und Könige, wie Bruder Andreas Cadcich Miossich von Makarska sie gesammelt, vor der erstaunenden Menge gelesen; viele sind im Gedächtniß der Hirten und Krieger. Das sind die schrecklich tragischen Popjevke, dergleichen dieses poetische Volk immer noch dichtet; es hat auch seine Sazinke, wo mit der rauhen Mannheit oft Anakreontische Feinheit sich paart (wir berufen uns auf Ignazio Giorgi's, nur etwas zu langes, Gedichtchen über ein Johanniswürmchen, S. 296 ff.). Doch dergleichen Stücke dürften wohl alle aus neuer Zeit seyn: uns scheinen die Gnomen (Pjesne) S. 292 nächst dem Heldengesange das älteste. Wir hätten wohl gewünscht, aus Br. Andreas von letzterem noch ein paar Probstücke zu sehen. Eines, das einen guten Begriff

erweckt, findet sich mit einer italienischen Uebersetzung S. 259. „Stephan's, des Doge Sohn, „unglücklicher Brautführer." Ausführlicher werden ein paar neuere slawische Epopöen behandelt. Der vorzüglichste epische Sänger Illyriens ist Johann Franz Gondola, Sultan Osman († 1622) sein Held, und der Gegenstand aus dem Krieg, den derselbe mit den Polen geführt. Wer wird griechische Vollendung erwarten! Aber nicht ohne poetisches Verdienst erscheint er in den S. 265 — 271 angeführten Stellen. Uns hat Palmotta, nicht zwar einer der ersten slawischen Dichter, noch mehr angezogen. Er, ein Mann, welcher in Staatsgeschäften viel und nützlich gedient, erlebte den Tag des grausen Erdbebens, wodurch die Vaterstadt so ganz, wie kaum je eine andere, verfiel; er wird unter den Edlen genannt, welche nicht verzweifelten, und in der unsäglichen Arbeit, wo man Tag und Nacht mit Herstellung nicht nur der Mauer, sondern der Gesetze, und mit Vertheidigung nicht nur wider die morlakische Raubsucht, sondern auch wider die Barbarei des Großwessiers und venetianischer List es zu thun hatte, sang er denselben letzten fürchterlichen Tag, wo

Ecco all' improviso con orrendo
Fragor, con spaventevole mugito
Fin da' cardini suoi scossa la terra
Trema e traballa. . . . .
Tutto vacilla e crolla, e indarno cerchi
Piu Ragusa in Ragusa . . .
Li sacri tempi e li palazzi augusti
Che per l'alte colonne, e spaciose'
Marmoree loggie in pria cotanta parte
Colle fronti sublime e larghe spalle
Ingombravan del ciel, ora atterrati
Son d'illustri rovine orrida scena.

Das ist im slawischen alles weit kürzer und vortrefflich gesagt. Wenn unter diese Nationen, wie billig zu wünschen ist, literarische humanisirende Bildung gebracht werden, zu dem Ende aber die ganze Kraft und der Reichthum ihrer Sprache erforscht werden soll: so sind die Gegenden, wovon hier gehandelt wird, und Hrn. Appendini's Notizen des genauesten Studiums würdig.

Da ist eine unerwartete Mannichfaltigkeit, da ist vaterländische Unverdorbenheit, je tiefer man in Albanien, je traulicher man in die Hütten der montenegrinischen Hirten eindringt. Nicht was wir Humanität nennen, und oft mit Verweichlichung verwechseln, aber die Natur eines Volks finden wir, welches gegen das Geschenk humaner Veredlung uns manches Andere geben kann, besonders heraufstimmende Empfindungen für Nationalität und Land, welche bei uns nicht weiter heimisch zu seyn scheinen.

Im übrigen sind dem fleißigen Mann in der langen Arbeit einige wenige Fehler entgangen, die er leicht verbessern mag. Gleich im ersten Artikel stimmen im Leben des (guten) Geschichtschreibers Cervario Tuberone die chronologischen Angaben mit der Summe seiner Tage nicht überein, und S. 45 ist es auch so mit den Jahren des Ghethaldi, S. 66 ff. mit denen des Nicolo Gozze. Wir wollen, da er die Quelle nicht näher angibt, auch nicht widersprechen, daß der berühmte Flacius aus dem Raguseischen Orte Gionchetto war (S. 9.); doch hätte es genauer bewiesen werden sollen, da sonst Andreas Flach von Albona in Illyrien für seinen Vater gehalten wurde. Der Cardinal von Ragusa war nie Bischof zu Straßburg (160), und nicht Alessandro Farnese führte die Belagerung von Ostende (191).

S. 197 f. ist Matteo's Giorgi's Leben nicht genau erzählt; seine Geschäfte zu Ravenna sind vor der Schlacht bei Chiozza gethan worden und gewiß hat nicht 1314 der Senat von Ragusa mit Ladislaus von Napoli tractirt; er war erst neun Jahr alt, und sein Vater regierte. Sonderbar, daß der Dichter der Osmanide den polnischen König immer Wladislaf nennt, wo er doch Sigmund hieß. S. 302 äußert der Verfasser einen Wunsch, den in Deutschland aufgebrachten lateinischen Typen sehr entgegen: er würde für ungemein ersprießlich halten, wenn die dalmatischen und illyrischen Slawen ihre lateinische mit glagolitischer Schrift vertauschen wollten. Sein Grund ist, weil die größern Abtheilungen dieses Völkerstammes sich derselben bedienen. Sonst möchte man allerdings wünschen, durch Gleichstellung mit westeuropäischer Schrift die Verbreitung dieser Literatur erleichtert zu sehen: aber wie wären die Russen dazu zu bringen! Endlich, wer recht will, vermag auch mehrere Alphabete zu lernen.

Es ist ursprüngliche Kraft in diesen Völkern, es ist etwas Anziehendes in der mannichfaltigen Mühe der Raguseer, für ihren Staat, für ihr Durchkommen; die vielen durch lateinische Poesie verewigten Landsitze, Quellen, Ufer, Berghöhen, geben dem ohnehin romantischen Boden etwas Classisches; überhaupt wie viel Leben in einem selbstständigen, auch kleinen Staat, wo jeder durch sich etwas ist!

58.

Ragusa, bei Martechini: *De vetustate et praestantia linguae Illyricae ejusque necesssitate ad populorum origines investigandas. Dissertatio*, quam *Franc. Maria Appendini*, e scholis piis, lexico Illyrico des (Gioch. *Stulli*) praemiserat. 1806. 99 S. in 8.

Der Eifer des Verfassers für Begründung einer slawischen Literatur ist bereits bekannt; bereits wissen wir, daß er Illyrien als die Gegend betrachtet, wo es am reinsten und wohllautendsten gesprochen wird. Bei der bedauernswerthen Verschiedenheit der Alphabete, worin diese Sprache geschrieben wird, scheinen auch, nach seiner Behauptung, unverkennbare Vorzüge dem glagolitischen zu gehören. Wir können die Bemerkung nicht unterdrücken, wie weislich der Erfinder das Behalten desselben erleichtert habe. Es ist ein Spruch: As Buk Vid Glagoglje Dobro Zest Divito Zelo (weiches s) Zimglje (zischendes s) J Kako Ljudi Mislih Nafs On Pokoj Riz Slawo Iwardo: Ich Gott *Vit* rede; es ist gut, von Früchten der Erde leben, und gesinnt seyn wie Männer: das ist Ruhe; das sprecht aus stark. Diese so einfache, als reiche Sprache, deren Spur Hr. Appendini in allen andern ihm bekannten Mundarten gefunden, hält er für die allgemeine der Japetiden. Aus derselben erläutert er mit Gelehrsamkeit und Witz eine Menge geographischer und historischer Namen und viele bis auf uns erhaltene Wörter der Thracier und anderer ungriechischer Nationen. Hier kömmt viel auf

eine schwer beantwortliche Frage an: sind diese und jene Wörter urslawisch, oder auf den immerwährenden Wanderungen angenommen? Wie viel ist nun deutsch und jedem verständlich, das zu Ottfried's Zeit wohl niemand ahnete? Bei dem gänzlichen Mangel schriftlicher Denkmale, bei der Dunkelheit, welche die Geographie der ersten Sitze und die meisten Wanderungen deckt, ist schwerer zu entscheiden, als man glaubt, was der Slawe gab und empfing. Wir sind übrigens allerdings der Meinung, daß bei diesen ungebildeten, vielfältig unvermischten Stämmen eine sehr beträchtliche Menge Wörter sich aus dem ersten Sprachschatz erhalten mochte. Dadurch wird das slawische Sprachstudium sehr merkwürdig, daß manche Urbedeutung wohl noch da vergraben liegt, und hieraus neues Licht über die allgemeinen Vorstellungen der alten Welt verbreitet werden kann. Aus der Zusammensetzung der Resultate so patriotischer, als wahrhaft gelehrter Forscher ist irgend ein großes factum, Schlüssel zu Vielem in der Universalhistorie zu erwarten. Der eiserne Fleiß und die mannichfaltige Gelehrsamkeit des Verfassers verdient seiner Abhandlung sowohl, als dem Stullischen Wörterbuch die sorgfältige Prüfung sachkundiger (nicht wegwerfender, nicht absprechender) Männer, und wir wünschen auch zu dem Ende recht sehr die Erscheinung seines Varro Illyricus (S. 46), eines gewiß vorzüglichen Werkes.

59.

Venedig, bei Zatta: *Dissertazione intorno ad alcuni viaggiatori eruditi Veneziani poco noti.* Da Don *Jacopo Morelli*, negio consigliere di S. M. R. A. — 1803. 90 und XIV S. in 4.

Bei Anlaß der Verheirathung des Grafen Leonardo Manino mit der Gräfin Foscarina Giovanelli lobt Hr. Abt Morelli freilich das Maninische Haus, in welchem seit mehr als zwei Jahrhunderten Wissenschaften und Künste geehrt und ihre Denkmäler gesammelt wurden, geht auch in andere Verdienste ein, und berührt das (an diesem Ort etwas delicate) Sujet des letzten venetianischen Doge; aber dann vergißt er den Anlaß der Schrift, um ganz ihrem Gegenstande eigen zu seyn. Der ehrwürdige Doge Marco Foscarini ist in Beschreibung der venetianischen Literatur, eben wo er von den Reisebeschreibern handeln wollte, unterbrochen worden, er hatte viel dazu gesammelt, aber nur Bruchstücke ausgearbeitet. Er gab seinem Werk, wie seinen Staatsreden, die äußerste Feile; auf lange Dauer bei der Nachwelt begierig, hielt er billig eine Lebensperiode kaum für groß genug, etwas der Unsterblichkeit Würdiges hervorzubringen. Diesem Abgang wird in Ansehung fünf wichtiger Männer hier abgeholfen.

Paul Trevisano (geb. 1452. starb nach 1505) hat nach der Levante viele Reisen mit gelehrter Aufmerksamkeit gethan und 1483 beschrieben, aber niemand weiß, wo das Buch hingekommen ist. Aus diesem Grunde macht Hr. Morelli aufmerksam. Unterrichtender ist Johann Bembo's Artikel (geb. 1473, st. nach 1536). Dieser

gelehrte, aber für das Fortkommen in der Republik zu herbe Mann hat im Alter seine Schicksale und gelehrten Beobachtungen selbst beschrieben; es hat sich auch vor nicht langem eine unbekannt gebliebene Sammlung von Inschriften gefunden, welche von ihm ist. Seine Reisenachrichten über Syrakus, Carthago, Saguntum, sind von 1502, und nicht ohne Interesse. Im übrigen bricht allenthalben der Unwille wider sein Zeitalter durch. Er wurde das Opfer seines Eifers; die zu ärgerlich strenge Strafe, welche er seinem Cancelliere anthat, weil er seine Tochter zweimal geschwängert, brachte ihn um alle Popularität. Als Mensch weniger, weit mehr hingegen als Beobachter interessirt Pellegrino Brocardi (1577), durch seine Beschreibung von Unterägypten. Wenige Bemerkungen werden zeigen, daß, was diese kaum bekannten Männer (man weiß von Brocardi nichts, als daß er von Venedig war) zu derselben Zeit sahen, auch jetzt nicht zu verachten ist. Wir übergehen, wie gut Br. Alexandria beschreibt (noch etwas weniger war sie damals gesunken), und die schönen Beschreibungen der Eröffnung des Nilcanals zu Kairo und des siebenzehnstündigen Auszugs der nach Mekka gehenden Karawane. Beide Feierlichkeiten sind nicht leicht anderswo zugleich so kurz und so gut geschildert. Er war in den Todtengrüften von Sakhara, beschreibt den Balsamstrauch zu Matarea, besser noch den Cassiabaum, berichtet von Zügen der Vögel und schildert die Wunder zu Gizeh. Bei diesem Anlaß wird nicht nur der Patriarch Marco Grimani als einer der ersten Europäer angeführt, der (1535) die Pyramiden maß, sondern auch Pigefetta's (1576) und Pilarino's (g. 1648, st. 1718) Beobachtung, daß weder die Pyramiden, noch der

Sphinx Werke seyen, die man z. B. dem Colosseum vergleichen könnte, indem die Menschen sie nicht gegründet, sondern den vorhandenen Fels nur zu dieser Form gehöhlt und gehauen. Diese, wie man weiß, auch von andern aufgestellte These dürfte bei genauer Prüfung, vielleicht auf die größte, und auf einige, wohl nicht auf alle, Pyramiden passend erfunden werden. Im übrigen erklärt Pilarino den Sphinx für ein Bild der Fruchtbarkeit Aegyptens zur Zeit, wenn die Sonne im Löwen und in der Jungfrau steht. (Beiläufig werde dieser Cephalonier der Ehre nicht beraubt, vor der Lady Montague, die Einimpfung der Pocken zu Constantinopel beobachtet (1701) und in einer Druckschrift (1715) in Italien bekannt gemacht zu haben.) Am ausführlichsten excerpirt Hr. Morelli die, eines vollständigen Abdrucks würdige, Reise des Ambrogio Bembo (S. 50 — 80). Dieser edle Jüngling (geb. 1652, reiset 1674 f., st. 1705), der zu Isfahan Chardin begegnete, hat nicht nur den hohen Bau bei Istakhar mit ungemeiner Klarheit beschrieben, sondern die Alterthümer von Nakshi Rustam, bei Kirmanschah, im Bissutun, sehr genau abzeichnen lassen. (Denn ihm folgte der brave Grelot, der bei dem kaufmännischen Chardin es nicht länger aushalten konnte.) Genau was er sah, ohne Hinzudichtung, schildert Bembo, so wie Niebuhr; man sieht mit ihm; die Gelehrten mögen es deuten. Nicht ohne Kritik meldet er die Volkssagen: „die Perser finden in allem Rustam; aber „dieser Name bezeichnet die ganze alte Heldenzeit.“ Im übrigen hielt er die Figuren zu Kirmanschah für Shabur, Chosru und Shirja (andere, die erste für Ferhad; oder die beiden Männer für Shabur und Bahram IV.) Durch Mißverstand

hielt er die dortigen Aufschriften für coftisch (so schreibt er); die unwissenden Führer mochten die kufische für die älteste veralterte Schrift halten. Der letzte gelehrte Reisende, dessen mit einiger Ausführlichkeit gedacht wird (S. 80 — 88), ist der von Spon und Wheler gerühmte Medaillenfreund, Johann Anton Soderini (geb. 1640, st. 1691).

In dieser Schrift hat Morelli an Reichhaltigkeit seiner Auszüge mit Photius gewetteifert. (Möge er viele Nachahmer wecken!) In der folgenden hatte er einen auch sehr nützlichen, kritischen Gesichtspunkt.

60.

Bassano, bei Remondi: Jacobi Morelli, D. Marci Venetiarum bibliothecae custodis, *bibliotheca manuscripta graeca et latina*. 1802. 499 S. gr. 8.

Vierhundert zwei und fünfzig griechische, eine geringere Zahl lateinischer Handschriften werden, jene bis S. 320, diese bis zu Ende des Buchs recensirt. Jene, aus der Bibliothek des Cardinals von Nicäa, Bessarion, mit Hinsicht auf den im J. 1740 herausgegebenen Katalog; so daß, wo es, ohne unverständlich zu werden, möglich war, nichts wiederholt, wohl aber viel Vergessenes ergänzt, vieles weit kritischer behandelt, besonders aber die seitherige, mehr oder weniger erschöpfende Benutzung dieser Handschriften genau angezeigt wird (wobei die außerordentliche Kenntniß des Hrn. Morelli von in Deutschland und im Norden unternom-

menen Arbeiten mit Ruhm erwähnt zu werden verdient). Diese, die lateinischen Codices, werden genauer beschrieben. Es hat nämlich der Verfasser sich nicht an die gehalten, welche bei dem letzten Unglück auf der Marcusbibliothek geblieben sind, sondern auch viele nun abwesende, ausgewanderte Handschriften, seinen vormals gemachten Auszügen gemäß, und (was auch löblich ist) mit Unterdrückung seines Gefühls über das Geschehene, beschrieben, dann aber, besonders die lateinischen, aus seiner eigenen und aus der Sammlung des parmesanischen Bibliothekars, Hrn. Canonici, beigefügt.

Nie war überflüssiger, von der Zweckmäßigkeit solcher Arbeit zu reden, als in einem Zeitalter, welches in wenigen Jahren so viele öffentliche und Privatbibliotheken — wie soll man sagen? — militärisch behandelt sah. Diese Erfahrung, deren Erneuerung täglich zu besorgen ist, wecke den Eifer aller Besitzer und Custoden von Manuscripten, dem Beispiel dieses gelehrten Greises zu folgen: theils um den Vorwurf abzulehnen, es sey ihnen recht geschehen, weil sie die Codices, wie Verschnittene ein türkisches Harem, verwahrt; theils weil was einmal öffentlich beschrieben ist, immer nicht ganz verloren geht, und wenn es verschleppt wird, eher aufzuspüren ist. Uns bleibt übrig, näher zu zeigen, was dieses Buch Vorzügliches hat, und wie es zu benutzen wäre. Unangezeigt bleibe doch nicht, daß der Verfasser von Kaiser Franz II. mit dem Rathstitel und einer nicht unbeträchtlichen Gehaltvermehrung erfreut worden.

Bei einem Verzeichniß von Manuscripten kann die erste Frage keine andere seyn, als welche Verbesserungen der bekannten Bücher, welche der Herausgabe oder des Excerpirens würdig sie enthalten? Zuerst recensirt Hr. Morelli mehrere Handschrif-

ten der LXX, mit kritischem Urtheil sie begleitend. Er widerspricht Hrn. Eichhorn in dem Urtheil über den 7ten Codex, nach des Rec. Meinung, nicht ohne Grund, außer insofern der Gesichtspunkt verschieden ist, aus dem beide Gelehrte den Codex betrachteten. Allerdings enthält er eine erst in den mittlern Zeiten und von einem Christen verfaßte Uebersetzung; aber da sie äußerst genau ist, und ihr Verfasser der griechischen Sprache ausnehmend kundig war, dient sie, wie ein hebräischer Codex von gleich hohem (seltenem) Alterthum. Der Artikel von biblischen Handschriften ist überhaupt durch ein charakteristisches Variantenverzeichniß interessant. So Codex 7, 10, 11, 13; obschon offenbar viele Zusätze aus andern Schriftstellern genommen worden, und überhaupt ohne rabbinischen Aberglauben (es war eine lebende Sprache und man hatte die überspannten Ideen vom Kanon durchaus noch nicht) manches nur zur Erbauung beigeschrieben wurde. Um aber alle Herausgeber alter Schriften in die Kenntniß der Varianten zu setzen, welche hier vorkommen, siehe Cod. 125 (der griechischen) die zu dem guten Epiphanius; C. 193 zu Hierokles in Pyth.; C. 251 zu Arrian; 265 zu *Aristoteles de mundo* (welches Buch der Berichtigung viel bedarf) und dem (zu vernachlässigten) Traumbuch Artemidor's 274, zu Theophrast; 306, zu *Proclus* in Euclidem; 324, *Nigidii Figuli* Donnerbuch; 334, Theodorus Lector; 389, Herodian; 390, Zosimus; die zu *Dio Cassius*, welche wichtig sind, erwähnt Rec. nicht, weil sie nicht nur ihrer Beträchtlichkeit wegen besonders erschienen, sondern zu Paris in dem Formate des Reimarischen Dio edirt worden sind. Hingegen empfehlen wir Cod. 406 wegen der orphischen Hymnen; 415, Isokrates;

433 und 434 Syrianus in Hermogenem; 444 für des Eratosthenes Katasterismen, und Harpokration; 451 Photius; 452 *Macarii Chrysocephali* Anthologie. Hierauf unter den lateinischen Handschriften (als die keine Nummern haben) S. 324 Lesearten zu Censorinus; S. 327, 340: prächtige, überhaupt gute Handschriften des (bei weitem noch nicht erschöpften) *Martianus Capella*; S. 344 bis 59 merkwürdige Lesarten zu *Vegetius* S. 361; zu *Palladius* vom Landbau; 365 — 8 zu dem von Muratori herausgegebenen Lobgedicht auf den ersten Berengar; 395 zu Eginhard (nicht uninteressant).

In der andern oben angezeigten Beziehung ist vieles mehr oder minder merkwürdig. Wir zählen zu letzterm die Notiz der Blumenlese (*Ιωνια*) des guten Michael Apostolius. Wichtiger ist S. 179 Theons Astronomie und nachmals das Werk Georgs Chrysococcas. Jene, wegen der vielen, zur Geschichte der Wissenschaft unentbehrlichen, Auszüge aus ältern Büchern; dieses, weil der Verfasser (1346) von Manuel dem Trapezuntiner gehört, was aus altgriechischer Wissenschaft von den Persern aufgefaßt worden. Es ist die Marcusbibliothek, wenn auch nur wegen dieser Handschriften, des Besuchs gelehrter Astronomen wohl würdig. Die Franzosen scheinen auf Ptolemäus gesehen zu haben; diese andern entgingen ihnen. S. 225 werden die Unterschriften des Nicänischen Conciliums zuerst vollständig beigebracht; sie geben allerhand Notizen über die Geographie des vierten Jahrhunderts. Da kömmt u. a. ein Severus als Bischof zu Sodoma vor, dessen Sitz Arabien beigezählt wird. Jedermann weiß, daß in dem asphaltischen See Trümmer erscheinen, die unmöglich so alt als Loth seyn kön-

nen; so dürfte auch nach dem Gewitter, welches die Pechquellen um Sodom entzündete und den unterirdischen Brand veranlaßte, wodurch die Städte einsinken mußten, in Zeiten größerer Cultur ein Sodom fortgedauert haben, welches in einem unbekannten Jahrhundert eine Verbreitung der Asphaltpfütze fortriß. Es ist zu glauben, daß wenn das, dieselbe jährlich bedeckende, Pech nicht abgezogen, sondern wie in der Urzeit dem Bildungsgange der Natur überlassen würde, ein eben so fruchtbares Erdreich, wie vor Abraham, über dem todten Meer eine ähnliche Kruste bilden würde, die, so wie die vorige, durch ein Naturereigniß abermals sinken könnte. Eben wie es möglich wäre, daß ein Theil von Paris in die Steinbrüche falle. S. 335 kömmt über das Zahlenwesen manches Merkwürdige vor. Wir verweilten gern bei dem Codex des Hrn. Canonici, welcher S. 371 recensirt wird. Er enthält einen Text der von dem ersten Theodosius im J. (393) verordneten römischen Geographie, deren Darstellung die zu Wien befindliche, von Scheyb herausgegebene, sogenannte Peutingerische Karte ist. Dicul, Mönch zu Besenham, in England, wohin, wie es scheint, in den äußersten Zeiten des Reichs manches gekommen seyn mag, schrieb aus diesem Text um das Jahr 685 ein geographisches Werk, welches über die entferntern Lande gegen Mitternacht vieles enthält, was dem Theodosius nicht hätte einberichtet werden können. Hudsons *Geographi minores* sind so sehr selten geworden, daß, Zufälle ausgenommen, ein Privatgelehrter sie kaum kaufen kann. Wie sehr wäre eine neue Ausgabe zu wünschen, der, um den Uebergang zu machen, dieser Dicul und für das neunte Jahrhundert Ohthers periplus angehängt würde. Mit einem

fünften, auch sechsten Bande wäre so ein Hudson leicht zu vermehren. Wie wenn Abulfeda, den wir jetzt von Reiske (bei Büsching), Michaelis und Köhler zusammenbetteln, Einen Theil vollständig ausmachte? Für so ein Buch würde in ganz Europa vielleicht nicht schneller, aber desto gewisserer Abgang seyn. Der Rec. selbst hat über diese Materien eine Menge Ideen und Excerpte; es wäre eine wahrhaft interessante Unternehmung.

S. 267 in Ansehung des Michael Glykas hat Herr Morelli einen kleinen Mißgriff begangen, der aber wohl nur Druckfehler ist (unter welchem Unglück dieses Buch vielfältig leidet): wenn dieses Michael Constantin Paläologe, der Sohn des alten Andronik's, war, so gehört er nicht in das XV, sondern in das Ende des XIII Jahrhunderts. Dieses gibt ihm auch sein Styl. Merkwürdig ist, was von der 387sten Seite an über die Notitia imperii und über den Speirischen Codex, wovon sie ursprünglich entnommen wurde, gesagt wird. So ist S. 398 des Rinius botanisches Werk der Betrachtung wohl werth; aber bei einer A. L. Z. darf ein Recensent bald nichts Anderes angeben, als womit sich der bald hundertjährige, übelhörige Fontenelle begnügte: die Rubriken der Capitel. Wir würden bei manchem sonst gern verweilen. Johann Franz Poggio schildert den ersten Einfall der Franzosen in Italien: exercitus ferus et indomitus cuncta more plus quam barbarico, militari libidini saevitiaeque exponebat; pervetus illis mos, obvia rapiendi; superbia ac levitas dominatur: inimicorum, amicorum nulla discretio; sacrariis nequaquam parcebant, dispositis juxta altaria equorum praesepibus. Aber dazumal fuers

Italicum robur experti. Aus M. *Antonii Flaminii* sylva annotationum, einem immer angenehmen, und nach damaliger Zeit wichtigen Werk, wird S. 427 Verschiedenes geliefert. Bei ihm und vielen andern in derselben Periode wieder aufblühenden Geschmacks findet man die Plinianische gezierte Manier. S. 439 von Meursii Ueberarbeitung seiner über Cypern und Rhodos geschriebenen Bücher. Des Ottaviano Boni Geschichte der von 1603 bis 1606 in der Türkei verlebten Zeit scheint, nach der Würde und nach dem Geiste des abgedruckten Anfangs, mit einem Auszug ihrer Fortsetzung bis 1609 der Edition werth. Mehrere lateinische Gedichte aus den Zeiten wieder auflebender Alterthumskunde und Nachrichten von den Verfassern machen den Beschluß. Die letztern sind vornehmlich über Lazarus Bonamicus merkwürdig; von erstern würden wir Paul Manutii's Epistel über den Vorzug des literärischen vor dem Geschäftsleben auszeichnen (obschon die Gründe, welche er anführt, schwerlich jemand entscheiden werden. Sind wir nicht der Umstände Spiel?) Herr Morelli wird die Aldische Familie nächstens in einem eignen Werk beschreiben, worin bei so viel näher liegenden Quellen und langjähriger Forschung er auch Renouard wohl übertreffen dürfte. Wir fanden auch in oben angezeigtem Werk von den Viaggiatori den Namen des Edlen, dem der alte Aldus die Geldmittel für Errichtung der berühmten Druckerei zu danken hatte: Franz, Sohn des Doge Marco, Neffe des Doge Augustin Barbadigo. Hier, wie zu Florenz, fanden die Wissenschaften an den Ersten im Staat ihre größten Beschützer.

61.

Bassano, bei Remondi. Johannis Cottae, Ligniacensis, *carmina, recognita et aucta*. 1802. 67 S. kl. 4.

Die neunzehnte Auflage, und in den letzten 16 Jahren die dritte, eines in seinem 28sten Jahre, vor beinahe drei Jahrhunderten (1511 zu Viterbo) verstorbenen Dichters, dessen übriggebliebene Werke wenige Blätter füllen. So tief liegt es in den Menschen, die vervollkommnete Sprache, als die edelste Beurkundigung des Hauptvorzuges ihrer vorher bloß thierischen Natur, über alles zu schätzen.

Unsern Catulls Vaterlande, mit welchem Cotta die größte Aehnlichkeit hat, war dieser zu Ponte Legnano geboren: keineswegs ein leerer Tändler, sondern er verbesserte mathematische Demonstrationen im Ptolemäus, war voll der Griechen und Römer, und des Feldherrn Alviano würdiger Freund, welcher im Unglück, nach der Schlacht in der Ghiera d'Adda, Kerker, Mangel, alles, gleichmüthig mit ihm theilte. Ein durch ungemeinen Fleiß gebildetes Genie und wahrhaft edler Mensch war dieser, von ganz gemeinen Eltern geborne Cotta. Die in seinen Liedern herrschende Grazie hat etwas Antikes ohne Anspruch. Zu weichlich scheinen sie, nach andern, auch dem Recensenten. Es scheint aber, daß Cotta jede seiner Lagen so ganz durchfühlte, als wenn er nur diese kennte. Eben dieser liebliche Sänger, wo er seinen Freund lobt, wie er im Cadore

à Caesare barbaro (Max. I.)
Fessae tot annos imminentem
Ausoniae arcuerit ruinam;

wo er, getäuscht von eitler Hoffnung, Alviano nicht eher will sterben lassen,

Quam Gallos male foedifragos dimiserit Orco,
Et quisquis vexat barbarus Italiam,

erhebt sich mit dem, sein Herz füllenden Gegenstande, so daß Julius Cäsar Scaliger, bei aller Lust auch ihn zu tadeln, ihn doch wohl anredet:

Tu Latii Siren; ita cantu interficis omnes;
Nam tua qui legit, scribere nemo potest.

Dank verdient also der venetianische Bibliothecarius, der berühmte Morelli, auch der, unter allen vollständigsten und richtigsten, Sammlung der Ueberbleibsel dieser Muse hülfreiche Hand geleistet zu haben. Von ihm die Vorrede, die nirgend so genaue Darstellung der Lebensumstände, die Besorgung der schönen Ausgabe.

62.

Dr. Martin Luthers Denkmal, oder Beiträge zur Beurtheilung des Unternehmens, ihm eines zu errichten, von der vaterländisch literärischen Gesellschaft zu Mansfeld. Mit Luthers Bildniß. Halle, bei Hemmerde und Schwetschke. 82 Seiten in 8.

Non quia intercedendum putem imaginibus quae marmore aut aere finguntur; wahr ist aber, daß zu unserer Väter Zeit ein solches Denkmal weniger nöthig war, weil die Verehrung des großen Mannes in ihrem Herzen wärmer lebte. In dem Feuer des von ihm begonnenen Kampfes

war, so lange dieser bestand, der Ruhm des Führers unantastbar. Die Zeit ist gekommen, wo Menschen, die ohne Gefühl, als für den Augenblick, und ohne Rücksicht, als auf den, etwa von dem größten Machthaber angestimmten Ton, das Bedürfniß, den Gang, den Geist und Einfluß derselben alten Reformation uns aus den Augen rücken möchten. Nun man ihn verkennen will, ist Zeit, Luthern, wie er war, ehrenvoll zu erneuern. Die Bewegung über das Denkmal bringt viele darauf, sich wieder näher um ihn zu bekümmern. Es muß in die Sinne fallend gemacht werden (auf daß der Leichtsinn es im nächsten Decennium nicht wieder vergesse), daß die Höchsten, Edelsten und Besten diesen deutschen Mann für den halten, auf welchen die Nation (um so viel anderes Rühmliche ist sie gekommen!) vor anderen stolz zu seyn Ursache hat. Sehr erfreulich ist, zu sehen, mit welchem Beifall der Gedanke aufgenommen worden, wie theilnehmend der König von Preußen, wie viele andere Fürsten der durch sein heldenmüthiges Unternehmen seit nun bald dreihundert Jahren in gesegneter Freiheit blühenden Völker den Fortgang begünstigen. Wenn nach solcher Probezeit ein Werk, durch die fortwährende Heilsamkeit und unzählige Früchte, Völker zu einem Denkmal des Stifters auffordert, wie ganz anders, als in einem Revolutionstaumel übereilte Statuen, die das nächste Geschlecht, wo nicht in den Strom schleppt, doch gleichgültig oder höhnisch sieht!

Wie viele Betrachtungen muß jenes erregen über den Mann, welcher bleibt, weil er nicht sich, vergängliche Größe, sondern die Sache, die größte der Sachen, gesucht, und über das Werk, welches glückte und ist, darum, weil der feurige,

ergreifende, kühne, unerschütterliche Geist nie weiter ging, als den Menschen gut ist. Nicht in finstere Irrgänge an bodenlosen Tiefen, auf breite feste Bahn und Felsengrund führte der Mann. Indem er von aller launischen Willkür geglaubter Unfehlbarkeit, und von dem unsicheren Dunkel der unzähligen Vorschriften und Ueberlieferung freisprach, behauptete er als einigen sichtbaren Mittelpunkt der Christengemeinde das althergebrachte Buch, dessen Deutung nach wachsender Einsicht genauer werden, dessen Ansehen aber unangetastet bleiben soll, so lange, wie jeder Club, so diese große moralische Verbindung die Anerkennung eines Reglements bedarf. In allem verstandvoll und redlich, alles aus der Luft Gegriffenen, Unhaltbaren, der Ueberspannungen, der Extreme Feind, verdient er, nicht nur in Stein oder Erz, sondern in einer auf das Zeitbedürfniß berechneten Lebensbeschreibung oder Charakteristik unserm ungebundenen Zeitalter aufgefrischt zu werden. Wie Wenigen ist Luther bekannt, wie er war; seine Fassungskraft, seine Weisheit!

Darum haben wir diesen Bericht, wie der Gedanke entstand und Unterstützung erhielt, mit Rührung und vieler Zufriedenheit gelesen. Weiter enthält diese Schrift Vorschläge über des Denkmals Aufschrift und Form.

Bei der noch fortwährenden Rohigkeit unsers Volkes, dem kein Kunstwerk zu ehrwürdig ist, um es nicht zu verunstalten, ist rathsam, Luthers Denkmal in einer Stadt aufzustellen. Er hat auch nicht in der Wüste geprediget; sondern freute sich der Menschen und lehrte gern ihre Menge. Der natürlichste Platz würde der seyn, wo er vornehmlich wirkte, Wittenberg. Wenn andere Rücksichten dieses nicht sowohl zulassen, so hat das

nächste Recht Mansfeld. Hieher (dieses erzählt vorliegende Schrift) begaben sich von Möre (zwischen Eisenach und Salzungen) seine Eltern; der Vater hatte da eine Rohhütte, und mochte in zwei Oefen Schiefern schmelzen. Er wurde auch Rathmann zu Mansfeld. Noch zeigt man sein Haus. In der Schule dieser Stadt erhielt Luther seine allererste Bildung. Es ist Zufall, daß er zu Eisleben geboren worden. Daselbst in der Schloßcapelle, oder in der Pfarrkirche (unser Nord fordert Bedeckung), dürfte das Denkmal am besten angebracht seyn. Wer will Mansfeld um die Zier beneiden? Von wie vielen griechischen Städten weiß Strabo nur die Namen berühmter Bürger? Daher wir jedem, auch nicht großen, Ort die Ehre und Freude solcher Auszeichnung nicht mißgönnen, und bedenken sollen, daß vor despotischen Weltreichen eben das Deutschland auszeichnet, nicht zusammengestopft in eine allverschlingende Stadt, sondern in allen Gegenden, wo auch kaum eine Poststraße hingeht, merkwürdig zu seyn.

In Ansehung der Form scheinen die angegebenen meist allzugeziert und überladen, seiner Einfalt und Kraft nicht zusagend. Er, in etwas mehr als gewöhnlicher Größe, möglichst ähnlich im Uebrigen; aber mit dem Geist, welcher in erhebenden Momenten sein Gesicht ausdrucksvoller machte, in der Gestalt, wie er das Wort verkündigte, ohne Buch (er ehrte das Buch, es war aber in ihm, und er sprach κατ᾽ ἐξουσιαν, mit originellem Nachdruck), so werde er vorgestellt. Ist er in einer Capelle, in einem Kirchenchor: so fülle die eine Seitenwand ein Schrank, worin die Originalausgabe jeder seiner Schriften (sie lassen sich gewiß finden) und ihre Sammlungen stehen;

die andere ein Tisch, auf dem die Bibel, die Augsburgische Confession und ein Buch liege, in das jeder Reisende mit seinem Namen auch ein Wort von seinem Gefühl bei dem Anblick hinschreiben möge. Da der Tisch nicht so hoch, wie der Schrank, seyn kann: so werde über demselben auf einer Tafel das schönste Lied gemalt, worin sich seine Seele ergoß: Ein' feste Burg ist unser Gott. Das ist Luther; wer wird ihn sehen, ohne sich größer und stärker zu fühlen!

Wir sind ganz gegen die hiemit zu verbindende wohlthätige Anstalt. Wo etwas Großes gut vollbracht werden soll, muß nur Ein Gedanke herrschen; Luthers Denkmal will und bezahlt die Nation; Schulen werden anderwärts (wie leicht unter der liberalen preußischen Regierung!) ihre Fonds finden. Wenn man zweierlei zugleich sucht, so wird gemeiniglich Einem Gegenstand für den andern Etwas abgeknickert. Wir sagen nicht, daß die Anstalt nicht seyn soll; daß aber nun, ehe das Denkmal auf das solideste, schönste, ohne irgend eine Kostensparung, vollendet dasteht, an etwas Anderes gar nicht gedacht, und nicht davon gesprochen werden soll. Was übrig bleibt, wird seine Verwendung alsdann finden; alsdann auch wird Deutschland im Vollgefühl des Dankes für die gute Besorgung und Vollendung und verordnete Wartung, nichts dawider haben, daß Kinder und Kinderlehrer an diesem Ort ihre Bildung erhalten.

63.

Ueber Hohensyberg, die altsächsische Feste. — — Von Johann Friedrich Möller d. j., Prediger zu Elsey. Dortmund, 1804. 64 Seiten in 8.

So unmöglich ist, die Natur kennen zu lernen, ohne die genaueste Beobachtung ihrer kleinsten, kaum dem bewaffneten Auge sichtbaren Theile, so unmöglich ist eine wahre anschauliche Kenntniß der vaterländischen Geschichte, so lange nicht auch die kleinsten Reste der Vorzeit an sich, nach den Spuren und mit Berichtigung der Sage, wohl beleuchtet werden. Oft kann der Geringscheinende einen Zug liefern, welcher das ganze Gemälde eines Zeitalters darstellender macht. Wir übergehen die Localwirkung, wie lebendig und lehrreich durch solche Arbeiten die Gegend, die Aussicht wird; die Erinnerung fesselt und erwärmt.

Eine so verdienstliche Mühe nahm sich Herr Prediger Möller mit den merkwürdigen Trümmern einer der ersten Festen des alten freien Germaniens. Am Rande der obern Platte eines vom Gebirge Ardey, das die Mark durchschneidet, in das Ruhrthal hervorspringenden Berges, wo Ruhr und Lenne, wo die meisten Flußthäler des Landes zusammenfließen, hatten die Sachsen die Feste, Burg, Stadt, Hohensyberg. Nichts Anderes als eine Umwallung, die Vorräthe und Familien der Höfe zu sichern; von steinernen Gebäuden war nichts zu sehen. Burg war die Feste, weil sie barg, Stadt, wie Station; der Heerbann des Süderlandes hatte da seine Stellung; Kaißberg bei

Hardeke, der Weißenstein bei Limburg, waren mit Hohensyberg durch die verabredeten Zeichen verbunden; das Ruhrthal hinauf mochte sie es mit der Eresburg seyn. Beide eroberte Karl der Große, im Anfange des Sachsenkrieges, zu Sicherung des nahen Ripuariens; er bemächtigte sich der großen Forste im Ardey, des großen Oberhofes Westhofen, der Wittekinds war. Die älteste Syburg verschwindet; Reste der Umwallung sind in dem Dorf. Karl aber baut hier die erste Kirche für Sachsen, S. Peter, nahe dem heilenden Brunnen; der Berg ist wasserlos, Wasser ist einige hundert Fuß unter der Feste; wie köstlich die labende Quelle! Ein Schloß mag durch Mannen der fränkischen Kaiser erbaut worden seyn. Nicht alte Höfe wurden von den Sachsen schloßmäßig befestnet; Franken, Ausländer, erhoben die gewaltigen Bauten, und gaben den Höfen im Thal ihren Schirm und ihr Joch. Als auf der Mark eine Grafschaft zusammengestückelt wurde, verpfändete König Albrecht der Erste die kaiserlichen Rechte zu Hohensyberg und Westhofen dem Grafen Eberhard. Von ihm oder seinem Hause wurde die (der Unterwerfung sich weigernde!) Burg zerstört. In fast undurchdringlichem Dickicht sieht man die übereinander gestürzten Gebäude, den Thurm; wo am Abhange des Berges die Handarbeiter, die Tagelöhner gewohnt, ist ein Dorf. Aber (nach der Zeit Sitte, da nun mit Willen des Grafen auf den Oberhöfen adelige Häuser erbaut wurden) zogen Burgmannen von Hohensyberg in das Thal, und erhoben das neue Stammhaus zum Busch; Westhofen bekam durch die Hanse einen Zeitraum von höherm Wohlstand, Mauern, Thore. Jedoch, da die Hanse unterging, war man genöthiget, sich wieder auf den Pflug zu beschrän-

ken. Das ist, was von Hohensyberg die Geschichte weiß, der neugierige Forscher noch sieht. Alles hat Herr Möller mit vielem Fleiß und gesundem Urtheil kurz und musterhaft zusammengezogen. Mögen die verlegenen, zerstreuten Urkunden und Chroniken, und die im Munde des Landmanns nach und nach ersterbende Sage der Väter zu mehrern Forschungen dieser Art seiner geschickten Feder Anlaß und Stoff liefern!

64.

Zürich, bei Geßner. Briefe der Schweizer, Bodmer, Sulzer, Geßner. Aus Gleims literarischem Nachlasse. Herausgegeben von Wilhelm Körte. 1804. VIII und 456 S. in 8.

Gleim war für Vaterland, Literatur, Schönes und Gutes von mancher Art so empfänglich und warm, er hatte so was Anschließendes, war so offen, daß er nicht leicht mit einem lebhaft fühlenden Mann in Berührung kommen konnte, ohne mehr oder weniger, für eine Zeit oder immer, dessen Herz zu gewinnen. Es müssen in seiner Correspondenz viele merkwürdige Aufschlüsse der Denkungsart und Handlungsweise vorzüglicher Männer zu finden seyn. Herr Körte verdient Lob und alle Unterstützung, da er solche Briefe aus der Masse scheidet, und uns über die Bildung, den Gang und die Helden deutscher Literatur in Gleims Zeiten trauliche Eröffnungen mittheilt. Sie sind nicht bloß für die Neugier merkwürdig; manches, worüber man abgeurtheilt zu

haben glaubt, erscheint in einer andern Gestalt, welche eine Revision des Spruchs motiviren dürfte. Ueberhaupt, wer sieht ohne Theilnahme die berühmten Vorgänger, wie sie in sich und unter einander gewesen? In Vergleichung anderer Zeiten und Nationen dürfen wir mit ihnen kühn auftreten. Es ist in dem vorliegenden Briefwechsel eine gewisse vaterländische Frommheit, Einfalt und Unschuld der Sitten, bei einem Eifer für die Literatur, nur überwogen von dem für Friedrich und für das gemeine Wesen. Gern vergibt man der unausgebildeten Sprache und sittsamen Zurückgezogenheit etwas Steifes, manchmal fast Ceremoniöses, besonders in den ersten Briefen: man mag das für sich wohl nicht, aber man gefällt sich bei den patriarchalischen Vätern. Sie sind streng; nicht alle ihre Urtheile sind ratificirt worden; hat aber die jüngere Welt in ihrer Einseitigkeit nicht auch Gutes weggeworfen? War nicht ein höherer Nationalsinn bei diesen Männern? Laßt uns sehen.

Die deutsche Literatur, zu ihrer Ehre und Stärkung sey es gesagt! ist erwachsen durch sich, durch diese Männer, die sie mit unbeschreiblicher Liebe pflegten.

Da Günther in das Grab mit Kummer fuhr,
Gleim unbefördert lebt' mit tausend Gönnern,
Da Liscov, Deutschlands Swift, verurtheilt war,
Sarmatische Staatsschriften aufzusetzen,
Da eine Kanzel Sulzer'n dreimal fehlte
(Bodmer S. 70):

was lohnte, wenn nicht die Sache? „Wir müssen „Gutes thun, weil unsere Natur ein Wohlgefallen „daran hat: die Biene sammelt, obwohl der Honig ihr genommen wird; die Nachtigall schlägt,

„wenn ihr auch niemand zuhört" (Sulzer S. 241). Dieser Sinn erweckte in dem alten Bodmer über vortreffliche Schriften von Jünglingen jene allen Neid besiegende Freude (S. 87); er und seine Freunde, „im Isthmus eines eisernen „und (glaubten sie) goldnen Zeitalters," freuten sich enthusiastisch der fortschreitenden Kunst, ohne blind gegen die Mängel zu seyn: sie fühlten, daß „die große prosaische Schreibart der Alten" unerreicht sey (Sulzer 270); sie beseufzten den Mangel an Eifer, den „der Sklaverei überhäuf„ter Nahrungssorgen unterliegenden Muth (eben„derselbe 211)," und die sich hochweise dünkende Gemeinheit, besonders der Geschäftsmänner (274): darum urtheilte Bodmer (312), fasse man so unvollkommen den Geist des Königs: „nichts ist „seltener, als königliche Denkungsart, in einem „Weltalter, wo die weiblichen Zärtlichkeiten in „die Stellen der männlichen Tugenden gesetzt wer„den; wie nothwendig geschehen mußte durch den „alltäglichen Umgang der Weibspersonen. Die„selbe schwere Weichlichkeit, welche die artige „Welt hindert, sich in Klopstocks olympischer „Höhe zu gefallen, ist die, welche Friedrichen mit „so dummem Erstaunen nachsieht, und so unge„reimt seinen Fall fürchtet." Aetas parentum!!

Wie eben diese Männer für Preußen gefühlt, ist rührend sichtbar. „Die öffentlichen Angelegen„heiten nehmen meine ganze Seele ein (Sulzer „291); keinen Augenblick kann ich aufhören, an „Friedrich zu denken und an sein Heer." Er erzählt, wie der Krieg ihm allen Geschmack an anderer Arbeit genommen; Porticus und Akademie sey ihm der Paradeplatz. „Ueber die Feinde (296) „bin ich voll Nachbegierde und Wuth. Wann „werden wir uns rächen? Alles geht mir zu lang-

„sam. O Deutschland, wo ist dein Ruhm! Wo „die unüberwindliche Standhaftigkeit, das Joch „fremder Reiche zu zerbrechen! wie leicht wäre „den Franzosen ein für allemal, wie ehedem den „Römern, die Lust zu benehmen, wieder in dieses „Land zu kommen! Ich würde mich schämen, in „Deutschland zu wohnen, wäre es nicht unter „Friedrichs Scepter!“ Es gab Leute, die nicht einstimmten: „der vernünftigste Theil des Berli„ner Publicums bewundert und verehrt die Armee; „ein Theil ist unzufrieden, undankbar, glaubt den „König auf der Flucht, und aus dem Reiche ver„bannt. Wir wünschen solche Leute mitten zwischen „die feindlichen Feuer (Sulzer 279).“ Ergreifend ist, wenn er den Tag von Kunnersdorf, wenn er die vorübergehende Einnahme der Hauptstadt beschreibt; möge Herr Körte (er fühlt das aber selbst zu richtig) nie so einen Brief ungedruckt lassen; man muß sich gewöhnen an die Erinnerung der großen Gefahren, sich stählen auf den Gedanken, daß sie durch Beharrlichkeit besiegt worden sind; darum, nach einer erhabenen Schilderung jenes ersten Schreckens, schließt Sulzer: „Lassen Sie nur das Zutrauen „auf glücklichen Ausgang nicht fahren; wir haben „gesehen, wie schnell eine bösscheinende Sache gut „werden kann (319).“ Die ganze protestantische Schweiz war dazumal so preußisch, wie kaum Brandenburg; Leute erkrankten (fielen in Ohnmacht, wir wissen Beispiele), wenn es dem König übel ging (354); Geßner weiß Kleisten die allgemeine Theilnehmung nicht genug auszudrücken; denn „wie groß ist Ihr König, wie bedächtlich und klug „in seinen Unternehmungen, wie kühn und groß „in der Ausführung (288 ff.)!“ In außerordentlicher Bewegung war das Volk der Königsstadt. (Siehe auch die Wirkung der Kriegslieder

S.

(S. 315.) Solche Gefühle sind aufzubewahren; sie können große Seelen rühren an Tagen des Kampfs für die Freiheit, in der Hand des Helden sind die Herzen des Volks. Er muß eitel und eigennützig werden, um sie zu verlieren.

Uebrigens erscheinen sämmtliche Correspondenten und ihre Freunde in verschiedenen Schattirungen der überhaupt guten Charaktere. Heilig waren den Alten, Bodmer und Sulzer, Tugend und Religion, so daß ohne sie auch kein Gedicht ihnen schön vorkam, und, wie zu geschehen pflegt, sie über diese Punkte bis zur Unduldsamkeit (189, 206) streng hielten: das große Schöne, behaupteten sie, könne nicht ohne das Gute seyn, und das Phantastische sey von den Alten, wie von ihnen gescheut worden. Doch so pedantisch waren sie nicht auf die Dogmatik, daß nicht Sulzern gefreut hätte, zu wissen, daß man in der Schweiz etwas von Katechismus in Zweifel ziehen dürfe, ohne eben ein Ketzer zu scheinen. Nichts ist zarter, als seine häuslichen Verhältnisse, wie er war als Gatte, als Vater; durchschneidend sein Jammer beim Tod seiner Lieben (212, 214, 320); seine starke Seele war überhaupt liebend, nur von der liebreichsten Verbindung der Menschen erwartete er sein (Platonisches) Ideal der Glückseligkeit (254); rührend ist bei Abnahme seiner (durch jene Leiden früh untergrabenen) Kräfte die unnennbare Heiterkeit, sobald er in sein Vaterland kam: ernst war er zuvor, und kalt, nicht verdrießlich, aber zwischen Tod und Leben nur noch animalisch; die Reise erwärmte, gab ihn sich wieder; so sahen, so hörten wir, und das lesen wir nun. Geßner ist vom Anfang an lieblicher, ungezwungener. Zuerst 1754 schreibt er an Gleim: seine Regeln habe er in Theokrit und Virgil ge-

sucht; oft begeistere ihn Homer, Anakreon, Gleim; es brauche nicht viel, um gewisse Alpenhirten sich für die Ekloge zu bilden; er halte ungemein auf Lieder leichter reiner Freude; wenige Rosen seyen der Grazien Schmuck. Alles in ihm ist Frohsinn und brave Natur; nichts weniger, als verweichlichte; er hatte entschiedene Vorliebe für die, bei größter Einfalt pathetisch erhabenen, Muster aus dem Alterthum. Ueber Bodmer fällt er ein Urtheil, das die Nachwelt billigen wird (372). Ungemein liebenswürdig, bieder, gut, vorurtheilsfrei, erscheint Kleist.

In dem Getümmel des Kriegs und unter drohenden Waffen
Singt er dem Schöpfer sein göttliches Lied.
Sein Schwert würgt sieghaft den Feind, doch seine menschliche Seele
Beweint mit heimlichen Zähren den Sieg.

65.

Verona Ital. (Zum Unterschied der östreichischen Seite), bei den Erben Merlo: *De vincendevoli amori di Messer Francesco Petrarca e di Donna Laura.* Nuova edizione. 1804. 139 S. in 8.

Herr Canonicus Giav. *Giacopo Dionisi*, ehrwürdig durch seine beharrliche Anhänglichkeit an Tugend und Wissenschaft, weihete, sobald die Revolutionsstürme sich einigermaßen gelegt, den Rest seiner, dem achtzigsten sich nähernden Jahre, aufs neue den gelehrten Forschungen, welche in früheren Zeiten für ihn der geliebteste Reiz des Lebens

waren. Vorliegende Schrift beleuchtet einige Züge in dem Charakter des Petrarca, welche zu kennen allezeit gut ist; Wahrheit behauptet immer den Vorzug vor überspannten Vorstellungen. Daß die Moral des Verfassers von der strengen Art ist, wird in unserm Zeitalter, welches viele Dinge leichter nimmt, dem Ruhm des großen Florentiners keinen sonderlichen Abbruch thun; viele werden ihm nicht nur vergeben, sondern ihn um so mehr lieben, jemehr sie finden, daß er in der That nicht so ganz Platonisch gewesen. Das eben zeigt Hr. Dionisi; wie nämlich Petrarca die Laura wahrhaft sinnlich geliebt, obschon es nicht zu Vollendung gediehen; vornehmlich weil diese Liebe durch seine Dichtkunst mit so außerordentlichem Ruhm so ätherisirt worden war, daß beiderseitige Eitelkeit nicht erlaubte, was gewöhnliche Sterbliche für den Preis der Liebe halten. Im übrigen müsse auffallen, wie Petrarca in dem Buch seiner Bekenntnisse (Secretum) mit überfeiner Moralität über diese Liebe (als wüßte er von einer ganz sinnlichen vollends nicht) sich Vorwürfe macht, indeß er wirklich (und selbst in dem Jahr, wo er dasselbe Buch schrieb) mit anderen Weibern ein paar uneheliche Kinder gezeugt. (Vielleicht machte er sich nicht so viel Scrupel über die thierische Handlung, als über jene Liebe, die sich seiner Seele bemächtigte.)

Nach diesem erläutert der Verfasser einen zwar längst gedruckten (Petr. epist. Lugd. (Genf) 1601; der 12 im 12. Buch), aber meist nicht oder übel verstandenen Brief des Petrarca an den Boccacio (*Joani de Certaldo*). Hiezu bedient er sich der ächtesten Quelle, des lateinischen Gedichts, wodurch Boccacio jenes Antwortschreiben veranlaßte. Es ist nun offenbar, woran freilich viele Umstände

auch sonst kaum zweifeln ließen, daß Petrarca in letzterem sich des Vorwurfs entledigen will, den Dante unrühmlich zu beneiden. Boccacio sandte ihm ein (im Vatican noch vorhandenes) selbstgeschriebenes Exemplar der *Comedia*, und gibt nicht undeutlich zu erkennen, daß er einigen Zweifel trägt, ob sein Freund diesem großen Werke recht günstig sey.

Italiae jam certus honos, cui tempora lauro
Romulei cinxere duces, hoc suscipe gratus
Dantis opus vulgo, quo nunquam doctior ullis
Ante reor simili compactum carmine saeclis.
Nec tibi sit durum, versus vidisse poëtae
Exulis et patrio tantum sermone sonoros, u. s. f.

Petrarca nun protestirt gewaltig, daß er Dante hoch ehre: als Jüngling habe er ihn zwar nicht lesen, auch in seine zahlreiche Bibliothek nicht aufstellen mögen, um nicht wider Wissen und Willen zu Nachahmung hingerissen zu werden (Tantum fiduciae indueram, ut ad meum et proprium quendam modum suffecturum mihi ingenium arbitrarer); jetzt lese er ihn, und er sagt hierauf über das große Gedicht manches Schöne. Es wird freilich dem Rec., wie dem Verfasser, um so deutlicher, je mehr Petrarca es läugnet, daß dieser die divina] comedia mit einem gewissen Unmuth betrachtet haben mag: sie mochte ihm unübertrefflich scheinen; in der That ist in ihr ein ganz anderes, höheres Genie. In spätern Jahren (der Brief mag von 1360 seyn), da Petrarca durch seine lateinischen Gedichte (die niemand mehr lies't, und auf die er das Meiste hielt) und andere vortreffliche Thaten und Werke seinen Ruhm gesichert glaubte, mag er williger in die für Dante hochbegeisterte Nationalstimme auch seinen Einklang ge-

geben haben. Es ist weise und edel genug, daß er nie durch Hervorstellung der Unvollkommenheiten des gerühmten Werks dessen Glück zu trüben gesucht; das Gefühl der Verzweiflung, ein großes Ziel auch, und noch näher, zu erreichen, mag selbst erhabene Seelen zuweilen bekümmern.

Die Titelvignette ist eine auf den Triumph 1341 sich beziehende Medaille: Er, mit dem Lorbeer, und der Umschrift: Vates Augustus; auf der Kehrseite: *Urania.*

66.

Parma, in der k. Buchdruckerei: *Opere del Dottore Lodovico Scapinelli, patrizio Modenese, sopranominato il Cieco.* 1801. Erster Theil, LX und 256. Zweiter, 342 Seiten in 8.

Lodovico Scapinelli, aus einem bei den estensischen Fürsten hoch angesehenen Geschlecht von Staatsdienern, wurde im J. 1585 blind geboren. Durch welche Mittel die unzähligen Begriffe, die man in seinen Schriften findet, in seine Seele gekommen, und wie sie in derselben waren, diese Erzählung, eine der wichtigsten, anziehendsten, würde dieser Sammlung den vornehmsten Reiz geben, fehlt aber so ganz, daß kaum am Ende in einem unpaginirten Aviso noch der Name seines Lehrers beizubringen war. Seine Laufbahn erhellet aus Briefwechseln und Protokollen, welche Hr. Pompilio Pozetti, Bibliothekar und Professor der Geschichte zu Modena, zu dem voranstehenden Elogio benutzt hat. Ungefähr in

seinem ein und zwanzigsten Jahr kam Hr. Lodovico als Lehrer zu dem Erbprinzen Alfonso, einem bekanntlich sehr guten Herrn, der sich seiner sein Leben lang auf das thätigste angenommen. Hierauf wurde Scapinelli, nach damaliger Art, je auf zwei, drei Jahr, mit jedesmal höherm Gehalte, außerordentlicher Professor der Beredsamkeit in Bologna. Einige Zeit stand er zu Pisa. Doch erhielt er endlich das höchste Ziel seiner Wünsche, nämlich die von dem großen Sigonius in Verehrung gebrachten, ordentlichen Katheder zu Bologna. Es zeigt sich, daß er mit größtem Beifall gehört wurde. Nicht weniger sein fürstlicher Freund in Modena, als der mediceische Hof, behandelten ihn mit wahrer Zärtlichkeit. Seine voranstehende Figur bezeichnet ein interessantes Aeußeres, und er mag etwas Herzliches im Vortrage gehabt haben; anziehend war schon sein angebornes Unglück. Er starb 1634 bei einem Besuche in Modena. Alles dieses im Elogio, welches mit vielem Fleiße geschrieben, übrigens, zumal anfangs, dem Redepomp des Thomas eher, als der anspruchlosen geistreichen Anmuth Fontenelle's, ähnlich ist. Es ist aber von 1794 und der Verfasser hatte alle Anlage zur Vervollkommnung.

Die Werke von orbo Scapinelli (so nannte man ihn im gemeinen Leben) sind italisch und latein. Zuerst 82 Seiten Poesien; man kennt jenen verdorbenen Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts; doch unterscheiden sich diese durch etwas mehr Natur, und wo er einmal die unausstehlichen Ritornellen der Liebeslieder mit ernsterem Tone tauscht, in dem Spottlied über seine weichlichen Zeitgenossen, wird er interessant. Er ruft die Frauen auf, die Männer wieder männlich zu machen.

Meglio è nel dipartir del vostro bene,
Provar breve dolor, che in ozio indegno
Perder la vostra gloria e l'altrui speme.

Alsdann folgen lateinische Gedichte, ein italiänischer und mehrere lateinische Aufsätze in Prosa. Ueberfließende Geniekraft haben wir nicht bemerkt, aber glückliche Aneignung der alten Sprache. Sie zeigt sich in vielen Gedichten, wenn besonders, wie für seinen Alfonso und dessen Isabelle (nach deren Tod ihm der Fürstenhut unerträglich war), das Herz mitspricht. Es ist auch das compendium vitae der letzteren besser, als das studirte Lob Cosimo des zweiten. Den ganzen zweiten Band füllt eine Reihe von sechzehn Vorlesungen über die ersten drei Capitel des Livius. Daß jedes Wort, jede Wendung von allen Seiten betrachtet, und Abschweifungen durchaus nicht vermieden sind, ergibt sich schon hieraus; also daß er nicht unterlassen hat, seinen Schülern zu zeigen, von wie mancherlei Seiten etwas betrachtet und benutzt werden kann. Es ist nicht zu läugnen, daß man für diese geschmacklose Weitläuftigkeit durch viele gelehrte Abhandlungen über die Urgeschichten Latiums und mancherlei politische Excurse entschädiget wird; alles in schönem Latein: so daß die, welche nicht in einem oder zwei Tagen diese sechzehn Vorlesungen durchzustudiren, sondern je in einer Sitzung Eine von dem interessanten Manne zu hören hatten, Belehrung und Vergnügen darin finden mochten. Es bleibt immer ein merkwürdiges Denkmal, was unser Geist über die Natur vermag, zu sehen, wie weit ein Blinder auch in Kenntnissen, die Lectüre voraussetzen, es bringen kann; viele Sehende würden mit Scapinelli's Schreibart und Gelehrsamkeit für sich sehr zufrieden seyn können. Druck und

Papier sind bodonisch; die Buchstaben auch etwas schwärzer, als in einigen andern Werken dieser Presse. Leider nicht wenige Druckfehler; dem zweiten Bande fanden wir noch eine Seite voll beigeschrieben.

67.

Heilbronn, bei Claß: Geschichte von Schwaben, neu untersucht und dargestellt von J. C. Pfister, D. d. Philosophie und Repetent am theol. Stift zu Tübingen. Erstes Buch. 1803. XIV S. Vorr., 211 S. Text in 8.

Die Nothwendigkeit einer kritischen Revision und Darstellung des reichen Geschichtvorraths, welcher über einzelne Länder und Gemeinden des Reichs theils in Sammlungen von unsicherer Treue, theils in unbenutzten Urkunden zu finden ist, unterliegt keinem Zweifel! Ohne sie läßt sich aus der Hand auch des fleißigsten und scharfsinnigsten Forschers eine Nationalgeschichte der Deutschen kaum erwarten. Es ist jetzt auch nicht bloß, noch hauptsächlich, um die Befriedigung einer gelehrten Wißbegierde zu thun. Zu Zeiten des Auseinandergehens alter Staatensysteme, wo bei dem Verschwinden gelernter Formen jedem nur bleibt, was er ist, um damit entweder auf eignen Füßen zu stehen, oder um, zu Erhaltung möglichster Selbstständigkeit, in eine neue Ordnung der Dinge das Wesentlichste mit hinüber zu nehmen, erwacht der deutsche Mann, tastet sich, fragt sich: wer bin ich denn? Wie ward ich

das? Wie kam ich hieher? Wenige Geschichtbücher werden ihm helfen, diese Fragen sich zu beantworten. Sollen die Geschichtsfabricanten von vorn es thun? Soll, was er wissen will, er denen glauben, welche in schöner Einkleidung unverbürgte Erzählungen ihm vorlegen? Es ist ihm Ernst um die Wahrheit, unserm deutschen Mitbürger, in dieser nichts weniger, als scherzhaften Zeit, wo er über seinen Stand und Wesen Unterricht mehr, als Unterhaltung braucht. Also liegt Geschichtschreibern ob, den Nachrichten von Entstehung, von den Verwandlungen, von dem Guten und Fehlerhaften, was in der vaterländischen Verfassung war und ist, bis auf die Urquellen nachzugehen, ihre ächte Spur, ihre Reinheit, je nachdem sie unerforschlich oder klar daliegt, uns zu zeigen, und auf dem jahrhundertlangen Wege uns vertraut mit uns selber zu machen. Das ist wahrhaft wissenschaftliche Behandlung der Geschichte, wenn sie das Verhältniß der Wirkungen zu den Ursachen nicht erdichtet, sondern aufschließt. Alsdann lehrt sie regieren, wenn sie die wenigen Gemeinsätze, welche der Menschenverstand lehrt, in ihrer Anwendung auf Individualität und Localität zeigt. Und so wird die Geschichte Wohlthäterin der Menschheit, wenn sie die jedem Boden eigne Pflanze nicht in ein fremdes Treibhaus geben, oder gar ausreißen, sondern pflegen lehrt.

Diese Betrachtungen gehen in der That nicht bloß auf das vorliegende Buch: wir werden aus gleichem Gesichtspunkt viele andere historische Werke beurtheilen; ungünstig die sophistisirenden, ungünstig romanhafte; mit Achtung alle, aus denen etwas zu lernen ist; mit Beifall die, welche so viel Gutes vereinigen, wie diese Geschichte der alten Schwaben.

Ihr, noch junger, Verfasser verspricht sehr viel;

gründliche, wohlgeordnete Gelehrsamkeit, gesunde Kritik, Verstand, Mäßigung, und in der Schreibart Einfalt und Kraft: — so viel ist bei ihm. Von dem höchsten Alterthum, wo Orkyn's waldichte Felsenhöhen die westliche Gränze der griechischen Weltkunde waren, durch die unhistorische Zeit suevischer Ungebundenheit und die nur wenig hellere des mannichfaltigen Kampfs mit Rom, führt er in die Periode der ersten wahren Entwickelung durch aufgeschriebene Gesetze, christlichen Glauben und Anschließung an die in der Hierarchie und bei den Franken erhaltene Cultur. Und nachdem gezeigt worden, wie auf die Herzoge (748) die Kammerboten gefolgt, schließt er mit Erhöhung Burkards und Herstellung des neuen Herzogthums (916 ff.). Es ist sichtbar, daß er aus den Quellen schöpft, und Arbeiten anderer Geschichtforscher weder verschmäht, noch ohne eigene Prüfung benutzt. So brauchte er Schöpflin, Sattler, Müller und Mannert, berichtigend. Seiner Denkungsart und Manier ist Jugend nirgend, überall das reife Studium anzusehen. Die celtischen Etymologien, so wie andere Dolmetschung der alten Völkernamen, braucht er; aber wo keine Evidenz ist, nicht absprechend, und in solcher Beziehung auf Orte oder Waffen, wodurch seine Muthmaßung meist sehr wahrscheinlich wird. Was, unsers Erachtens, ihn besonders wohl zum Geschichtschreiber eigenschaftet, ist jene Verbindung der Gabe, jede Zeit nach sich zu beurtheilen, mit der, die Keime der spätern und unsern Zeit bei der ältesten Erscheinung zu bemerken. „Land um Kriegsdienst," wie die Cimbern es begehrten (S. 11), ist allerdings „die Grundlage „des ganzen Feudalwesens, den Krieger mit Land „zu besolden."

In der etymologischen Deutung alter Namen

pflegt er Fulda und historischen Spuren zu folgen. Orkyn (Ωρκυνια) übersetzt er richtig „das äußerste „höchste Waldgebirge" der denselben Alten bekannten Erde (S. 1); hingegen dürfte irrig seyn, zu glauben, daß man den Ister aus den Pyrenäen entspringen ließ. Der Berg Pyrene war das von Breuner, von Bernina, genannte Tyrolergebirge, und man konnte wirklich so gut den Inn, als die abnobischen Flüßchen für die Isterquelle nehmen. Nicht ohne Grund wird gezweifelt, welches Wasser Tiberius dafür gehalten (S. 34). Zum Theil beruht es auf Bestimmung der Insel des Bodensees, welches sein Waffenplatz (ὁρμητηριον) in dem Krieg wider die Vindeliken war. Diese kann die Reichenau, Meinau oder Lindau seyn; die Rheinau scheint von den feindlichen Sitzen zu entlegen; Lindau, zwischen den Rhäten und Vindeliken, zu gefährlich für diesen Zweck: so wäre Reichenau am wahrscheinlichsten. Von da konnte Tiberius, ein Freund schnellen Reisens, leicht in einem Tage nach Donneschingen kommen. Wir glauben aber, daß er die feindliche Seemacht vorher in den großen obern Wassern bezwungen; daß er zu Lande Thurgau hinauf, hin an den Sümpfen, durch welche der junge Rhein damals dem See zuschlich, an die nördliche Landmark der alten Rhäten gekommen, dort (im Maienfeldischen!)

grave proelium
commisit, immanesque Rhaetos
Auspiciis pepulit secundis;

dann aber auf dem Rückzug nach Gallien die kleine Entdeckungsreise an den Abnoba von Reichenau oder selbst Rheinau sich erlaubte. Als, 113 Jahre nach diesem, Tacitus (wenigstens zum Theil nach des großen Sammlers, Plinius, längst verlornem

Werk) Germanien beschrieb, kannte er die jetzt noch mit dem großen Namen prangende Quelle so wohl, daß ihre Localität (*molli et clementer edito montis Abnobae jugo*) sich kaum genauer beschreiben läßt. Die germanischen, fränkischen, alemannischen, longobardischen und andere Namen erläutert H. P. (S. 14, 18, 56, 60, 111, u. s. w.) meist aus der jedem Volk eigenen Waffe (wie von der sabinischen Quiris Quiriten, sind), aber so daß er den Gränzen der Wahrscheinlichkeit und noch selteneren Bescheidenheit getreu bleibt; wie er auch über Hadrians Wall, über die helvetische Wüste (S. 39 f. 43) mehr seine Gedanken äußert, als entscheidet. In der That war in viel späterer Zeit eine Wüste der Helvetier auf dem linken Rheinufer, der Stadt Aventicum schon zu Ammians Zeiten erödete Mark, Uechtland, welches in lateinischen Urkunden *Desertum Helvetiorum* übersetzt wird. Wer kann sagen, ob eines Abschreibers unverständiger Fleiß den Namen in seinen Ptolemäus, und am unrechten Orte eintrug, oder ob ein älterer Eremus in Oberschwaben in die Periode vor den Alemannen zu setzen ist, und aus Nachlässigkeit noch dann genannt wurde, als nicht nur *decumates agri*, sondern volkreiche Gauen an dem Ort wieder aufgekommen waren!

Wir bezeichnen als Proben guter Kritik und weiser Behandlung die Anmerkung (S. 50) über Caracalla's Feldzug, die Berichtigungen Schöpflin's (S. 70 und 74), die Bemerkung (S. 101), wie die Gefolge Grundpfeiler der erblichen Fürstenmacht wurden (S. 119), die Beobachtungen über das alemannische Gesetz (S. 144), über das Christenthum in solchen Ländern, den schönen Ueberblick des Gangs der alemannischen in Vergleichung anderer deutschen Geschichten (S. 104) und die rich-

tige Angabe des Ueberschrittes aus der altsuevischen Kriegsverfassung von dem an, als die Alemannen in ihrem Lande seßhaft wurden (S. 107). „Carl Martell, der die Ueberschwemmung der Sa„racenen in den Abendländern" (der Abendländer durch die Saracenen!) „aufgehalten, der die ganze „Monarchie der Franken, ohne König zu heißen, „in seiner Gewalt hatte, dieser vermochte kaum „die deutschen Völker diesseits des Rheins in Un„terwerfung zu halten" (S. 149). Solche Betrachtungen veranlassen den Leser zu nützlicher Vergleichung der verschiedenen Zeiten wilder Freiheit und bezähmender Einrichtungen, auch wohl zu dem Gedanken, daß die Erduldung mancher Dinge Convenienz einiger Gewalthaber, und nicht im Charakter der Nation seyn dürfte.

Ueber Einiges haben wir Zweifel. S. 19 sollte die 17. Note etwas deutlicher zeigen, daß die Tusken und ihre rhätischen Enkel für keine griechische Colonie gehalten werden dürfen. S. 27 werden die Bündnerischen Zehengerichte undiplomatisch den Centgerichten angeschlossen, da sie bald acht, bald eilf heißen, und erst dann jener Name dauernd wurde, als wirklich zehn Gerichte diesen Bund ausmachten, vor dem das Ländchen gar keine geschlossene Einung hatte und namenlos ist. S. 28: „daß die Germanen weder Priester, noch eine Prie„sterreligion gehabt," ist wohl zu absprechend. Auch unter ihnen waren Sagen der Urwelt und von übernatürlichen Kräften, die sie mannichfaltig verehrten; und mit dem Vorstand der Stämme wohl, wie anderswo, derselben Repräsentanz bei der Gottheit verbunden. Bei Vergrößerung der Gemeinden und Vervielfältigung der Gebräuche, da nicht Einer alles vermochte, mußte manches durch Untergeordnete geschehen. Auch ist in dem Gang der

Natur, daß hin und wieder, wie anderswo, die Kenntniß und Uebung solcher Dinge eine ausgezeichnete Profession wurde: welches alles ohne scharfsinnige Combination oder besonderes Feuer der Phantasie hinreichte, Priester hervorzubringen, die darum nicht brauchten, weder römischen noch ägyptischen ähnlich zu seyn. Zu S. 54 ist anzumerken, daß der, von Augustus geliebte, rhätische Wein hieher nicht gehört; er war eine Frucht, wo nicht völlig der Südseite dieser Alpen, doch der südlich liegenden Thäler. Zu S. 63: wir finden keine Nothwendigkeit, Salinas für Gränzflüsse zu nehmen; Salae, eigentliche Wohnungen, passen wohl auch nicht einem wandernden Volk; in Hessen, und im alten Kurmainzischen, wohin sich die Burgundionen ausgedehnt haben mochten, fehlen *Salinae* im eigentlichsten Sinne nicht. S. 66 wird „am südlichen Ufer des Bregenzersees, an der „Aare hinauf," wohl die Argen seyn sollen, die eher, als die Aare, zum alten Linzgau führt. Daß, nach S. 77, Julians Schlacht am Rhein wider Chnodomar „ungefähr in derselben Gegend" geschehen seyn soll, wo 400 Jahre zuvor Cäsars Schlacht gegen Ariovist, wird denjenigen schwer begreiflich seyn, die aus Cäsars Nachricht sich erinnern, daß der Rhein von seinem Schlachtfeld 50,000 Schritte entfernt war. Bei S. 117 scheint nicht billig, die ehrwürdige Theudelinde mit einer Brunhilde und Fredegonde in die gleiche Classe zu setzen. S. 140: das Zuger Thal ist an den dem Gallus geschehenen Unfugen ganz unschuldig; Tuken, wo er predigte, ist von jenem durch Berge getrennt. S. 151 wird Gripho vielleicht unrichtig als Krummnase übersetzt; es ist eher Abkürzung von Gottfried. Daß die schöne Freiheit, nur von seines Gleichen gerichtet zu werden, Charakter

auch der deutschen Städteverfassungen sey, werden, wo nicht Bürger, die nicht regierungsfähig sind, wenigstens die Unterthanen dieser Städte schwerlich zugeben. Ob (S. 181) aus der Menge der Dörfer (deren auch in Brandenburg das Landbuch Carls IV. ungleich mehrere hat, als noch sind) auf die Zahl der Volksmenge zu schließen sey, ist eine so lange nicht auszumachende Frage, bis (welches nicht zu hoffen scheint) aus diesen alten Zeiten Tabellen der Volksmenge aufzufinden sind. Hingegen ist außer Zweifel, daß der Dörfer größere Zahl, und also beschränktere Feldmarken, der Bevölkerung sehr vortheilhaft waren. S. 191 pflichten wir dem Verfasser bei, daß etymologisch oder herkömmlich Teutsch dem Deutsch vorzuziehen ist.

Den Charakter der Schreibart haben wir schon angegeben: sie ist in großer Einfachheit körnig. Es mißlingt auch der poetische Schwung nicht, wo Begebenheiten, wie die Alemannschaft gegen Julian (S. 73 f.), das deutsche Gemüth entflammen. Es ist eine Kleinigkeit, daß S. 48 die Bewohner der Murr (Fische oder Krebse!) mit ihren Anwohnern vermengt werden. Daß „vergeblich" Claudius dem Norden widerstand, wird jedem ein unbequemer Ausdruck scheinen, der weiß, daß doch erst nach mehr, als 200 Jahren, und von andern Völkern der abendländische Thron gestürzt wurde. S. 59: eben so ist wohl nicht gut gesagt, daß der Markmannen Verein „in einer großen Ueberschwemmung" sich aufgelöset habe. Hier könnte eine Sündfluth, wie die, der die Cimbern entflohen, so gut, als eine Völkerwanderung, verstanden werden. Unrichtig wird S. 59 Constantius Cäsar genannt; etikettenmäßig war er weit mehr, als ein Cäsar; der Seele nach unvergleichungsmäßig unter dem Cäsar. Unbequem ist S. 90 von

Honorius gesagt, er habe Stilichon in die Abendländer gesandt; er selbst lebte in den Abendländern; ist Ravenna nicht in Hesperien?

Es ist eine richtige Bemerkung S. 195, „daß „ehemals die Ehre des Mannes höchstes Gesetz „war, zuerst aber das Christenthum Gleichheit „vor dem Gesetz dargethan hat.“ Wofür einerseits dieses von unsern Zeitgenossen hätte sollen Gnade finden, andrerseits aber nicht unnöthig war, zu bemerken, was des Mannes selbstständige Kraft im Ganzen dadurch verloren oder gewonnen.

Dieses alles zeigt, daß in diesem Verfasser ein vorzüglicher deutscher Geschichtschreiber aufblühet.

Zweites Buch. Heilbronn, 1805. 348 S. in 8.

Den ersten Theil dieses Werks haben wir mit dem verdienten Lob angezeigt, und freuen uns, die Erwartung so bald gerechtfertiget zu finden. Weder an Gründlichkeit, noch an Darstellung, oder an Reife des Urtheils läßt dieses Buch etwas zu wünschen übrig; was wir über einzelne Stellen bemerken werden, vermindert um nichts den Werth der großen Arbeit, noch die dem Talent gebührende Hochschätzung; es ist auch nicht möglich, eine in so vieler Rücksicht schwere Geschichte, der nur theilweise so gut vorgearbeitet worden, auf Einmal, vollendet, wie Minerva, aus dem Chaos hervorzuziehen. Immer ist Hrn. Pfisters Werk wahrer Gewinn für die gemeinvaterländische Geschichte, welche, wenn jeder Kreis so bearbeitet würde, bald in vollkommener Gestalt auftreten könnte.

Vorliegende Abtheilung begreift die von Ernennung Burkhards des Ersten zum Herzog Alemanniens bis auf Konradins Ermordung verflos-

flossenen vierthalbhundert Jahre. Herrgotts, Schöpflins, Heß und viele andere, auch einzelne Deductionen anhängende Urkundensammlungen sind, so wie die Jahrbücher, wohl benutzt, und, wie es einer ernsten Geschichte ziemt, gehörig angeführt. (Bei diesem Anlaß können wir uns nicht enthalten, oberdeutschen Geschichtsforschern die angelegentliche Bitte zu thun, hin und wieder die bei Schöpflin und in S. Blasischen Werken herausgegebenen Urkunden mit den Originalien zu vergleichen, und das Resultat auf irgend eine Weise bekannt zu machen. Dieses ist durchaus nicht bei allen erforderlich, wohl aber bei solchen zu wünschen, wo die Ansprüche der Fürsten und Klöster betroffen werden. Dem Recensenten ist von einem redlichen und wohlunterrichteten Mann, der auch mit Urkunden umzugehen hatte, etwas beigebracht worden, das er nicht glauben will, aber, aus Interesse für historische Wahrheit, an einigen Proben verificirt oder vielmehr widerlegt zu sehen sehr wünscht.) Im übrigen hat Hr. Pfister auch ungedruckte Quellen, deren Resultat also reiner Gewinn ist, benutzt, und, wie es seyn muß, angegeben. Die vornehmste ist (außer andern Wiener Handschriften) eine daselbst befindliche Briefsammlung aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert; neben oder zunächst nach derselben der von Lori seinem Werk über den Lechrain beigefügte Urkunden-Codex. Proben siehe S. 182, 185 f. 286, 300 f., 308, 310 f., 312 f., 319, 322, 331, 334 und an ein paar Stellen, die wir jetzt nicht wieder auffinden können. Urkunden aus Deductionen, wie S. 317, sind so gut wie neu zu Tag erscheinende.

Stellen, die einer zweiten Erdaurung würdig seyn möchten, sind etwa folgende. S. 32 wird die

berühmte Kaiserin Adelheid Königs Hugo von Italien Tochter, und in erster Ehe Gemahlin Königs Lothar von Italien genannt; auf diese Weise hätte sie ihren eigenen Bruder geheirathet. Aber nein! Sie war König Rudolfs II. von Burgundien Tochter von der schwäbischen Bertha, die freilich nach Rudolfs Tod Hugen angetraut wurde (ihm jedoch nicht gefiel; besser die junge Adelheid!). S. 55 Not. 106 ist in der zweiten Zeile Luithulf statt Otto verschrieben. S. 67, Not. * ist „sagt ein sächsischer Geschicht„schreiber" (der nicht genannt wird), nicht eine Citation, wie der Verfasser nach den Regeln historischer Kritik sonst zu machen pflegt; (S. 155 heißt es doch auch, „siehe die Chroniken hin und „wieder"). Daß Bern S. 58 aus Ditmar zu dem 982. Jahr (als civitas, wo Fürstentage waren) angeführt, und S. 266 die im Jahr 1191 erbaute schweizerische Stadt dieses Namens damit verwechselt werden will, ist wohl etwas eilig. Was ist gemeiner, als daß dieser Name von alten Deutschen der Stadt Verona gegeben wird? Wer kennt nicht Dietrich von Bern? So ungefähr nennen auch die Byzantiner die italienische Stadt. Hinwiederum nennen lateinische Chroniken das schweizerische Bern Verona in Burgundien. Ditmar mag hier einen deutschen Bericht in Eile oder aus Mißgriff unrecht übersetzt haben. Bern in der Schweiz hat (wenigstens als civitas) im J. 982 so wenig existirt, als Plinius, des Aeltern, Bernenses Berner gewesen sind. Was für eine Grafschaft an der italienischen Gränze (nach S. 67) jener alte Welf um 1027 verlor, zeigt der Freiherr von Hormayr (tyrol. Beitr. I. 134 f.): die im Norithal (valle Noricana; das Eisakviertel; Botzen). Kaiser Heinrich II. war nicht Gemahl (S. 69),

sondern Sohn Gieselen von Burgund, der Schwester (nicht Schwestertochter) König Rudolfs III. Daß das Dorf Zäringen den Namen eines Herzogthums je bekommen (S. 93, N. 197.), hat, so viel wir wissen, niemand je sagen wollen: wohl aber, daß die Grafen jenes altbreisgauischen Geschlechts einmal in Kärnthen zu herzoglicher Würde erhöhet, auch nach des Herzogthums Verlust den Namen nicht abgelegt haben. S. 95, N. 203 haben wir uns gewundert, über des Gegenkaisers Rudolf mütterliche Abkunft aus dem Hause Oeningen etwas wegwerfend abgesprochen zu sehen. Die Händel Heinrichs IV mit den Sachsen gehören zwar nur wegen der eminenten Theilnahme des Herzogs von Schwaben in diese Geschichte: doch scheint, es hätte in einigen Zeilen die Natur der Klagen erläutert werden sollen. So wie es liegt, hätte ein wider Heinrich parteiischer Geschichtschreiber es nicht anders machen können: es kömmt von großen schweren Klagen, in einem Tone, der sie zu billigen scheint, viel vor, ohne daß der Leser vernimmt, worin sie eigentlich bestanden, und inwiefern sie Grund haben mochten. Dem Verf. scheint unmerklich etwas von dem Eindrucke der einseitigen Erzählung Bertholds (S. 127) geblieben zu seyn. S. 124 wird von einem Grafen Otto gesprochen, ohne zu bestimmen, wer er und wo sein Schloß war. Sollte S. 127 das „Haus Ruck" nicht Ruchaspermont seyn? S. 128 werden Hugens von Montfort Besitzungen so bezeichnet: „sie gin„gen von Rhätien bis an den Bodensee." Aber der rhätische Name ist vieldeutig; er erstreckte sich oft bis an denselben See und noch weiter; auch hatten die von Montfort nicht nur bis an, sondern eigentlich an dem See große Güter. Bei S. 168 ist zu bemerken, daß nicht der vierte,

sondern der dritte zäringische Berthold die bayerische Sophia geheirathet, und keinen Sohn hinterlassen hat. Reinold, welcher S. 174 als Herzog von Burgund vorkömmt, war in Hochburgund Graf, wie er in einer andern Stelle richtig genannt wird. Bei S. 195: daß der heilige Bernhard um 1147 unmöglich von dem Verlust Jerusalems hat sprechen können, da er über vierzig Jahre später erfolgt ist. Sollte (S. 252) wirklich Philipp von Heinsberg, Erzbischof zu Köln, der aus der Acht Heinrich des Löwen das Herzogthum Westphalen gewonnen, sehr eifrig für Heinrichs Herstellung gewesen seyn? Ein Schreib- oder Druckfehler macht S. 255 aus dem Herzoge von Meran einen von Mähren. Die Söhne Heinrichs des Löwen waren Neffen, und nicht Enkel (272) des englischen Königs Richard Löwenherz. Was aber ist das für ein Neffe (man sieht nicht, ob des Papsts oder Kaisers), Sohn König Richards, dem der Papst Philipps von Schwaben Tochter geben wollte (275)? Der Verfasser meint wohl Otto IV, Richards Neffen. Wir schließen dieses mit der Bemerkung, daß das Haus Kiburg das Haus Hohenstaufen nicht überlebt hat (333); es ist fünf Jahre früher ausgestorben; die spätern Grafen waren von habsburgischem Stamme. Noch müssen wir den Verfasser bitten, bei der zweiten Ausgabe die Citate zu berichtigen; der Setzer (glauben wir) hat sich in denselben viel zu Schulden kommen lassen; wir haben sehr viele vergebens nachgeschlagen.

Mit gleicher Wahrheit, womit wir das aufblühende Genie vor Uebereilungsfehlern warnen, die wir auf dieser Seite des Rheins nicht so leicht aufkommen lassen dürfen, mit eben der Wahrheit, und mit mehr Vergnügen, loben wir, nebst dem Fleiße, den Geist, den Ueberblick, und wol-

len davon Proben geben, die zugleich die Schreibart bezeichnen werden. S. 212: „Das war die „erste Frucht der italienischen Heerzüge, daß sie „Anlaß wurden zu bessern Gesetzen. Friedrich der „Erste that für die Lehenverfassung, was vierthalb„hundert Jahr vor ihm Karl der Große für die „Verfassung des Heerbannes gethan. Diese bei„den Könige sahen, daß kein Herrscher seine Macht „sicherer begründet, als durch Gesetze, welche sei„ner Zeit angemessen sind." Wir empfehlen die Beschreibung des Reichstags zu Mainz 1184 (S. 229 f.). S. 268 f.: „Karls des Großen Reich „zerfiel allmählich, weil keiner seiner Nachfolger „Kraft oder Muth hatte, etwas Außerordentli„ches zu wagen: Friedrichs (Kaiser Friedrichs I „Sohn (Heinrich VI) brachte durch seine Vermes„senheit alles in plötzlichen Umsturz." S. 273: „Frankreich und England waren ursprünglich in „derselbigen Verfassung, wie Deutschland; aber „ihre Könige haben bald die Erbmacht erhalten, „und damit die Fürstenrechte vernichtet. In „Deutschland blieben diese, durch die Tapferkeit „der Fürsten, durch der Stände Festigkeit, und „durch die Wachsamkeit des Papstes. Es konnte „nicht anders seyn. Das Reich ward oft ein „Spiel der Parteien; aber ohne diese wäre die „innere Festigkeit nie gewesen." Ganz recht: unsere ehrwürdige alte Reichsverfassung, so vieler Helden und Weisen Werk, muß, zumal seit einigen Jahren, sich viel Böses unschuldig nachsagen lassen, weil man lieber den schweigenden Buchstaben anklagen mag, als sich, oder weil man die völlige Auflösung vorbereiten möchte. Die Nation würde hiebei den Vortheil so vieler Mittelpunkte des Fleißes und der Cultur, so mannichfaltiger Freistätte gedrückter Menschen, und den edelsten

Theil ihres Werthes, die Entwickelung so vielseitiger Individualitäten, verlieren: und — nichts gewinnen. Ihre künftigen Häupter würden zusammenhalten, oder nicht: In diesem Fall, welch unabsehliches Elend, welchem nirgendwo zu entgehen wäre! im ersten Fall, was braucht's des Umsturzes der Gesetze? Wenn die Hauptmächte deutschen Namens jetzt zusammenhalten, so sind die andern gewiß zufrieden und sicher. Es ist wahr, wenn in einer freien Verfassung jeder nur kurzsichtig sich, niemand das gemeine Wohl sucht, so kann sie leicht untergehen. Geht es aber in Spanien besser? Irret nicht: an der Verfassung unserer Voreltern liegt's nicht; weit näher, in uns, liegt der Fehler, in dem undeutschen Egoismus, in der unerhörten Verweichlichung unserer Charaktere. Gebt einem Honorius die französische Macht; je concentrirter sie ist, um so mehr wird ihre Erschlaffung sichtbar werden; indeß die Zeiten unserer Väter durch Fürsten von geringer Macht gewaltige Monarchien beschränkt gesehen haben, weil sie es wagten, und weil man sich verstand. Wir kehren wieder zu dem Buche. S. 333: „Wie die Staufen im hohen Herrscher„geist, die Welfen in starkem Widerstand, so ist „dieses Haus (Zäringen — Baden) sich immer „gleich geblieben in Mäßigung, in Staatswirth„schaft und Beförderung der Friedenskünste. Da„durch hat es sich und sein Land unter allem „Wechsel des Glücks erhalten. Es ist von den „wenigen Häusern eines, das aus den uralten „Zeiten bis auf heutigen Tag im Wohlstand ge„blieben ist." Wahr und gut gesagt; wer kann ohne Rührung bedenken, wie viel auch stilles, persönliches Verdienst in manchem fürstlichen und edlen deutschen Stamm, Generationen lang, ohne

Prahlerei gewirkt hat! S. 339 wird bemerkt, wie mit dem Herzogthume die allgemeine Geschichte von Schwaben aufhört; aber nicht ohne Einschränkung läßt sich dieses zugeben. Die Nation ist geblieben; freilich in hundert Formen des Seyns; das ist aber eben des Geschichtschreibers Sache, was allen gemein blieb, oder das gemeinsame Schicksal oder den Charakter so und anders bestimmte, aufzufassen, zu zeigen, daß und in welchem Sinn ein gemeines Vaterland noch ist, und noch Liebe verdient; im übrigen das jedem Gau Wichtige nach einem, freilich nicht leichten Plan so zu ordnen, daß jedes aufzuführende Bild das andere beleuchte und sie in aller Wahrheit einander folgen, bis auf diesen Tag. Das ist ein dieses Verf. würdiges Werk, und welches, wenn er dazu Zeit hat, er vor andern sehr gut vollbringen kann. „Das ist das Wesen der Geschichte," so endiget er, „daß sie die allgemeine Aufgabe „der bürgerlichen Verfassung durch die mannich„faltigsten Verkettungen hindurch führt, damit" (sie zeige, wie in ihr) „alles erreicht werde, was „in die menschliche Natur gelegt ist." Ungern enthalten wir uns, das schöne Stück von den Verdiensten des Hauses Hohenstaufen und über den Charakter desselben Zeitalters abzuschreiben; es ist nur für diese Blätter zu weitläuftig. Ein wahres Verdienst findet der Verfasser in dem bessern Schwunge, den diese Fürsten einer wirklich freien, selbstthätigen Cultur im Norden gegeben; durch ihre Siege wurden die Deutschen das geehrteste Volk, da denn auch durch sie die Sprache außerordentliche Fortschritte gemacht; Hierarchie und Despotismus untergruben einander, aus ihren Trümmern erhoben sich freiere Formen.

Aus diesem allem erhellet auch die Güte und Kraft der Schreibart. Wir würden sehr wenige Ausdrücke anders wünschen: die Stelle 91 unten und 92 oben ist etwas schwer. „Er erstieg den Stuhl," S. 103, gibt eine gewisse sonderbare Vorstellung übermäßiger physischer Höhe; bestieg dürfte genug seyn. S. 121: „die Legaten waren „verwundert, wie die Herrschaft eines solchen „Menschen so lange ertragen worden wäre." Und dieser Mensch war Kaiser Heinrich IV. durch die unerschrockene Standhaftigkeit eines mehr als dreißigjährigen Kampfs wahrlich zu ehrwürdig, um in der Geschichte so ein Mensch genannt zu werden. Bei einer neuen Ausgabe würde bequem seyn, unter dem Namen eines jeden Herzogs den Anfang und das Ende seiner Verwaltung, wohl auch am Rande die Jahre wichtiger Begebenheiten, angezeichnet zu finden.

Herr Pfister braucht keine Ermunterung; sein Trieb zum Vortrefflichen ist in ihm; aber unsere Unparteilichkeit ist das beste Lob; man braucht die ganze Wahrheit am liebsten gegen den, der sie leicht ertragen kann.

68.

Tübingen, bei Reiß und Schmidt: Versuch einer kirchlich-politischen Landes- und Cultur-Geschichte von Würtemberg, bis auf die Reformation; in zwei Theilen. Erster Theil. Von M. David Friedrich Cleß, Diakonus in Göppingen. 1806. 651 S. in 8.

Mit vielem Reiz der Neugier über den Gegenstand, nicht ohne Verwunderung aber, wie er zwei starke Bände füllen könnte, ergriffen wir dieses Buch. Was wir zuerst, aber vergeblich, suchten, war eine Uebersichtstafel des Inhalts, dergleichen bei Werken, wo der Gang nicht ganz nothwendig bestimmt ist, wirklich nie fehlen sollte; die Darstellung der Oekonomie des Buchs trägt viel zur Deutlichkeit, viel zur Erleichterung des Nachschlagens bei. Die Stärke des Werks hörte bald auf, uns Räthsel zu seyn: die ganze Urverfassung des Mönchwesens, zumal die reichhaltige Geschichte St. Gallens und anderer alemannischen Kirchen und Klöster, ist quellenmäßig ausgeführt; alles bis auf die Reformen Abt Wilhelms von Hirschau zur Zeit Papst Gregors des Siebenten von Würtemberg selbst und von würtembergischen Klöstern ist und konnte in diesem Zeitraum die Ausbeute nicht reichhaltig seyn. Diese, und was endlich außer diesen Instituten in den würtembergischen Landen zu ihrem und dem allgemeinen Nutzen für die Geistescultur geschah, wird im zweiten Theil zu finden seyn. Wollen wir den Verfasser darum tadeln? Mit nichten. Er kannte kein Buch, und wir hätten ihm keines nachwei-

sen können, wo der Geist des Klosterwesens, eben für Schwaben, so kritisch treu, bis zur Anschauung umständlich, so unparteiisch und in einem so angenehmen Vortrage dargestellt wäre. Diese Arbeit hat er selbst übernehmen müssen, wenn einmal die verwirrten Begriffe geläutert, und ins Licht gesetzt werden sollten, nicht nur, was diese Institute haben seyn sollen und etwa gewesen sind, sondern auch, was etwa noch mit ihnen zu beginnen, wie sie zu benutzen seyn möchten. Hier ist mehr als Localinteresse. Was dem Hebräer die Prophetenschulen, was die Mysterien und die Anstalten der Weisen dem Griechen, solche Quellen westeuropäischer Cultur waren die Klöster unseren Voreltern. Ihr Geist ist entflohen; möge er, so wie er war, nie wieder kommen! seine Zeiten hat er gehabt; über diese Schulen fühlt man sich hinaus. Aber außer den Tempeln und palastähnlichen Wohnungen ist noch vorhanden ein reichliches, in jedem Sinn der Menschheit geweihtes, Eigenthum, dessen Verwendung zu jedem andern Zweck als Bildung und Unterstützung des Menschen allemal unmoralisch, eine Gewaltthat, ist. Aber dieses alles ist seit langem einseitig, polemisch, und so wenig nach den ewigen Grundsätzen des Rechts und Unrechts, als nach den Bedürfnissen der Humanität, betrachtet worden. Es ist nicht unverdienstlich, das Ganze, wie es ward, wie es sich fort- und ausbildete, und das Verhältniß zu der bürgerlichen Gesellschaft, aus den Quellen wieder einmal treu hervor, und mit Lebendigkeit in die Erinnerung des Publicums zu bringen, wie dieses Herr Cleß auf das beste gethan hat.

Nach der allgemeinen Darstellung ist von der Einrichtung des Buchs eine Idee zu geben. Zuerst

wird der alemannisch-römische Zeitraum behandelt, und gezeigt, wann, wie das Christenthum hier angefangen (S. 1 — 37). Nicht St. Peters persönliche, aber Freunde und Schüler seines Stuhls in Rom waren Maternus, Eucherius und ihre Gefährten im Anfang des dritten Jahrhunderts. Die Glaubensboten aus Erin erhalten billig eine vorzügliche Stelle. Die Meinung Fürst Martin Gerbert's, Fridolin habe unter dem zweiten Clodwig in diesen Landen gepredigt, will uns nicht ganz einleuchten, weil wir nicht fassen, wie er dem fast gleichzeitigen St. Gall und seinen Gefährten und Schülern so fremd hätte bleiben können, daß ihre Legenden seiner gar nicht gedenken. Die überstrenge Regel Columbans (beinahe trappistisch). Alles dieses bis S. 58. Hierauf die Klöster St. Gallen (unstreitig lang das beste) S. 58 — 64; die Gränzbestimmung der Diöcese Kostanz (überhaupt kömmt vieles vor, das die oberdeutsche Geographie berichtiget) S. 64; die Reichenau (Pirminius auch Stifter von Amorbach) S. 74; der heil. Bonifacius (Würdigung seiner Verdienste. Verzeichniß der altabergläubigen Gebräuche; wie, ursprünglich der Freya zu Ehren, Schweine geschlachtet und Geschenke davon gemacht worden; Liebestrank aus U. L. F. Bettstroh; Figuren von Mehl auf heilige Tage — schon zu Athen! — Geschrei bei Mondsfinsternissen, auf daß der Mond siege — wie in Indien —) S. 76 — 87. Corbinian S. 87. Verdienste der Mönche um den Landbau (nicht zu viel, doch auch nicht wenige) S. 92; die Hierarchie (die schwäbischen Bisthümer) S. 96. Die beigebrachten Urkunden werden mit gebührender Schärfe beurtheilt, viele verworfen, und das Hauptwesen des Inhalts doch angenommen. Man

lernt bescheiden seyn, wenn man den besten Diplomatikern (einem Grandidier) bisweilen etwas entwischen sieht, was offenbar den Stempel der Verwerflichkeit trägt. S. 110 — 123 wird geliefert, was aus dem Zeitraum vor Karl dem Großen eigentlich Würtembergs Culturgeschichte betrifft (mit scharfsinnigen Anmerkungen, wie überall). Hierauf Bertoldisbara, das den Karlowingen verschwägerte Geschlecht der Bertolde (von Zäringen, später der Stammväter von Baden).

Es folgt Karls Zeitalter: die kirchlich-politischen Einrichtungen in Bezug auf Alemannien: was die (nach ganz verschiedenen Epochen ihres Ursprungs wohl zu sichtenden) alemannischen Gesetze davon enthalten (die Auszüge werden authentisch gegeben; alles aus den Quellen) S. 125; was die (fälschlich) dem Bischof Remidius von Chur zugeschriebenen Sammlungen pseudo-isidorischer Ordnungen S. 135, vermuthlich aus dem neunten Jahrhundert. Von den Erwerbungen der Geistlichkeit S. 138. Sehr gut über die Precareyen, die vom fünften in das zehnte Jahrhundert aller klösterlichen Erwerbungen Grundlage und als wahre *feuda oblata* der Ursprung des kirchlichen Lehnwesens waren S. 141. Warnung vor den meist unächten Klosterfreiheiten, sowohl der merwingischen, als der karlowingischen Zeit; auch nicht zu leicht für wahr anzunehmen, was zum einzigen Zeugen den Brusch hätte. Die Verhältnisse der Kirchen und Klöster gegen ihre Leibeigenen, Dienstbaren (Colonos) und Ministerialien S. 164 — 173. Ihre äußeren Verhältnisse: zum Schirmvogt S. 173; vom Commendenwesen (schon unter Karl dem Großen) S. 182; die Patronatrechte S. 192; Verhältnisse zur Weltgeistlichkeit S. 196, den Bischöfen S. 200, zu

dem Volke, das unterrichtet werden sollte S. 204. [Leider nie der erste eigentliche Zweck; der große Karl hatte Mühe, für einige Zeit auf denselben zu fixiren: aber die Zeit ist gekommen, da (wir sagen nicht Erziehung, welche von Mönchen selten gedeiht, aber andere) wissenschaftliche Arbeiten, die einen starken Fonds erfordern, beinahe die einzige Rechtfertigung ihrer Erhaltung bleiben.] Bei dem Parochialwesen (S. 210) wird vom Widdum, den Altären und Reliquien (selbst Eginhard, ja Kaiser Arnulf haben zu Rom Reliquien gestohlen), von den (779 allgemein eingeführten) Zehnten, hierauf der Verwendung für Armenpflege und Hospitalität, und von den Visitationen, gehandelt; hierauf die Spitäler S. 228; die Erzpriester und Erzhelfer S. 230, endlich die Verhältnisse zu der weltlichen Macht und Gesetzgebung S. 235 betrachtet. (In der Note S. 232 ist statt Corduba Sevilla zu lesen.) In dieser Rücksicht wird von S. 238 — 263 der Bischof nach seiner geistlichen Gerichtsbarkeit, nach seiner persönlichen Sicherheit bei Ehre und Leben, als Gehülfe und Beobachter der weltlichen Macht (das ist er schon unter den Merwingen; dafür erkennt ihn Karl der Kahle), nach seinen Hoheitsrechten, und wie er im Kriege, wie er bei Hofe war, geschildert, und von seiner Wahl gehandelt. Gut wird bemerkt, daß die Geistlichkeit, das erste Muster eines gesetzlich organisirten Standes, vielen Schutzes gegen die herrschende Rohheit bedurfte, und es in dem großen Geiste Karls gewesen, eine Macht der Meinung der wilden Kraft entgegenzustellen, das bezweckte Gleichgewicht aber allzubald gebrochen worden. (Der Titel: Wahlbischöfe, S. 258, ist unbequem, oder eher ein Druckfehler; es gab ja keine erblichen.) Von S.

263 — 270 wird beigebracht, was über die Sicherheit des übrigen Clerus zu sagen ist. (Unter Mißhandlungen, die den Geistlichen widerfuhren, kömmt häufig die Entmannung vor). Von dem Kirchenfrieden (Asylrecht); man sieht auch (932) auf der Erfurtischen Synode, welche Harzheim liefert, eine treuga Dei in Ansehung der Gerichtsproceduren eintreten. Der Verfasser kehrt auf das Mönchswesen zurück, und schildert ausführlicher und besser, als kaum je ein anderer, die übertriebene Regel Columbans (S. 276 — 291), deren Geist Selbstvernichtung ist, und welche aus den Klöstern Folterkammern gemacht. Man ertrug sie nicht, es wurde ein verwirrter Zustand (S. 292 — 300), ehe 743 Benedict's Regel durchgängig eingeführt ward. Nun wird letztere, nicht ohne Mönchspedanterei, doch väterlich, wohlwollender, nur nicht durchaus ausführbar, abgefaßte Regel excerpirt, und aus der Geschichte, zumal St. Gallens, commentirt (S. 301 — 457); ein Stück, dessen Interesse gern übersehen macht, daß es in dieser Ausführlichkeit für die Geschichte eines einzigen Landes vielleicht nicht ganz paßt; die nachmalige Reform Abt Wilhelms, welche in diesem Lande ihren Ursprung nahm, würde sonst nicht verständlich seyn, und Einmal mußten die Bildungsanstalten der mittlern Zeit so genau geschildert werden, daß künftige Geschichtschreiber anderer Provinzen sich bloß darauf beziehen dürfen. Der Artikel ist überdem durch Sittenzüge und Blicke in den Charakter Otto's des Großen und anderer wichtigen Männer höchst anziehend. Ordnungsliebend war Otto zur Strenge geneigt, und auffahrend, aber wieder vergütend und großmüthig. Bei seinem langen Barte schwur er und brachte ihn zu hohen Ehren. So unterhaltend

sind auch die folgenden Stücke von den Abtswahlen S. 457, dem Commendenwesen S. 466, dem Kampf bischöflicher Gewalt mit klösterlichem Freiheitssinn, und den Exemtionen S. 479, den Reformversuchen S. 482 (vergleiche S. 298 den des Benedicts von Aniane), der Klöster Armuth, Reichthum und Bedrückungen S. 498, ihrem Sittenzustande S. 511. (Wie durfte man sich vernachlässigen! der Teufel hat ein Kerbholz für jede schlecht gehaltene Betstunde, für jede verschluckte Sylbe; und in diesem Leben wird man, vor allen Brüdern, mit Ruthen oder Besen auf den bloßen Leib gehauen. Bei Columban durfte keiner den andern anrühren. Auch St. Benedict hat wohl vorgesehen, daß nie zwei junge Mönche neben einander, sondern immer ein älterer zwischen ihnen schlafe.) Alsdann kommen die Frauenklöster S. 520, Canonici und Collegiatkirchen S. 533. Die allgemeine Beschreibung endiget hier. Jeden Freund der Geschichte können wir versichern, daß er über alle diese Punkte viele neue Erörterungen und Berichtigungen antreffen wird.

Die Hierarchie in Schwaben, vorerst die Bischöfe, Costanz zumal, nach den Berichtigungen der Sanct Blasischen Germania S., werden hierauf beschrieben; da sind die berühmten drei Salomo und der heilige Conrad; billig wird der mannhaften Regentin Hadewig Leben eingerückt (S. 542 — 566; die Geschichte läuft von 839 bis mitten in das eilfte Jahrhundert). Untersuchungen über den Ursprung von Ellwangen (allerdings schon 764 beschenkt). Interessantes Leben Ulrichs von Dillingen, des heiligen Bischofs zu Augsburg, S. 424 f. 474 ff. 570 — 579, und nicht weniger Merkwürdiges des Nachfolgers, Heinrichs von Gaisenhausen, S. 580. Die würtembergischen Klöster. Höchst

verdächtiger Stiftungsbrief von Murrhard, S. 586; Untilgbarkeit des Glaubens, daß der heilige Walderich die mannslustigen Jungfrauen hört, S. 591. Mit Otto's III Urkunde für den würzburgischen Bischof Berward, und mit dem Stiftungsbriefe von Obristenfeld, sieht es nicht besser aus (S. 590 595).

Der letzte Abschnitt von Schwabens literarischem Zustande vom achten bis in das eilfte Jahrhundert ist der übrigen Behandlung würdig. In den Klöstern, es ist wahr, wurde aller Keim eigner Thätigkeit erstickt; die Novizenmeister quälten bloß mit der Pedanterei, die sie selbst erfahren hatten; in geistlosen Uebungen, im Lesen der trübsten Schwärmer, in allen Arten von Ertödtung (in confusione sui) war ihr Geschäft, und bildete finstere, tückische Menschen oder ausgemachte Heuchler (S. 447 ff.). Es läßt sich denken, daß die Natur ihre Rechte sich nicht nehmen ließ; wenn alles buchstäblich ausgeführt worden wäre, die Institute hätten in der Welt nicht fortdauern können; doch große Lichter sind selten, und gemeiniglich solche, die (Heucheleien abgerechnet) sonst nicht eben durch genaue Möncherei berühmt sind. Rabanus, Erzbischof zu Mainz, der dritte Salomo (dessen großes Glossarium von seinem Lehrer Iso für ihn, wo nicht von ihm geschrieben ist), Ottfried und Walfried Strabo sind die vorzüglichsten; der erste und letzte nicht ohne eigenes Verdienst um die Auslegung sowohl der Schrift, als des Ceremoniells. Auf einer Synode, die zu Ottfrieds Zeit Rabanus hielt, wurden deutsche Uebersetzungen patristischer Homilien verordnet. Unter den spätern Gelehrten ist der gichtbrüchige Hermann vom Hause Vöringen (geb. 1013, st. 1054) nicht weniger seines Fleißes, als seines herrlichen Gemüthes

müthes wegen, der ehrwürdigste (S. 621); wie er denn auch lange und weit herum fortgewirkt hat.

Uebrigens wissen wir an diesem trefflichen Buche keinen anderen Fehler zu finden, als den leicht verzeihlichen, seltenen, daß es mehr liefert, als man sucht und fordern konnte: nun aber wird der Strom eingedämmt; möge er nur auch so erfrischend und fruchtbringend bleiben!

69.

Wien, bei Gaßler: Tyroler Almanach auf das Jahr 1802, 223 S. in 8; auf das Jahr 1803, 229 S. in 8.; auf 1804, 296 S. in 8., mit Kupfern.

Ebendas., bei Degen: Tyroler Almanach auf 1805, 232 S. in mittlerm Almanach-Format, mit dem Bildnisse Erzherzog Johanns und mehreren Kupfern.

Nicht leicht ein Almanach verdient so sehr in gelehrten Blättern eine Anzeige als der, welcher zugleich der gelehrteste, in anderer Hinsicht aber auch der zweckmäßigste ist. Wie oft haben wir diese gute Gelegenheit, einem großen oder bestimmten Publicum etwas an das Herz zu legen, zu elenden Romänchen und anderem seichten Geschwätz mißbraucht gesehen! Der Herausgeber dieser Almanache und sein vornehmster Verfasser ist der Freiherr Joseph von Hormayr, dessen Gelehrsamkeit wir aus seinen Beiträgen zu der tyrolischen Geschichte kennen, der aber auch in dem Landsturm die Waffen und als Hofsecretär bei der

Staatscanzlei in Wien für andere Sachen die Feder mit gleichem Geschick und Eifer geführt hat, ein der größten Auszeichnung und Ermunterung würdiger, noch junger Mann.

Der Hauptzweck dieses Almanachs ist Unterhaltung des Gemeingeistes in einem dafür bekannten Lande, welches die eigentliche Vormauer Oestreichs ist. Zu dem Ende wird bald aus den ältesten Zeiten beigebracht, was die Entstehung und Natur der Verfassung erläutern, was Familien und Ortsverhältnisse interessant machen kann, bald aus den neuesten Kriegen, welche Beispiele von Muth, Biedersinn und Beharrlichkeit den Ruhm erneuert, und die in Wahrheit schöne Freiheit behauptet haben.

Das Felsenland hat noch, „singt hier ein Dichter,“
was nicht besitzt
Manch mächt'ger Staat, sein Landbuch, seine Ehre.

Der deutschen Völkerschaften sind nicht viele in der physischen und politischen Lage gewesen, solche altgriechische oder schweizerische Scenen in unsere neueste Geschichte zu bringen. Ist aber für die Menschheit etwas wichtiger, als die Ueberzeugung, wie viel vermögend fester Wille allenthalben und allezeit ist?

Es würde zu weit führen, aus den ältern Jahrgängen alle einzelnen Stücke zu recensiren. Der Almanach des 1802ten Jahrs ist besonders reichhaltig für die Geschichte des Landsturms von 1797, welche theils überhaupt und urkundlich, theils durch die Darstellung einzelner Vorfälle und vaterländischer Helden sehr anschaulich erzählt wird, so daß man sieht, wie viel ein gerader, mannhafter Sinn mit festem Blick auf Einen Zweck selbst gegen revolutionäre, siegtrunkene Schaaren vermag. Bald würde einer sagen, daß bei solchen

Thaten im Vaterland nicht mehr so nöthig ist, an Alten und Fremden den Muth der Jünglinge aufzunähren, wenn nicht eben die Ewigkeit der Lorbeere von Marathon und Sempach das heilige Unterpfand wäre, daß der Tod fürs Vaterland nicht bloß in gleichzeitigen Schriften und nur bei Einem Volk sein Lob findet. Auch Pater Pirminius Berghofer erscheint unter den Helden, der bei Lisignago seinen Pfarrkindern zurief: „Nur, wenn ich gefallen bin, werde ich euch flie„hen lassen;" und allezeit am gefährlichsten Orte erschien — ein guter Hirte; er gab sein Leben für seine Schafe.

Von anderen Sachen ist in diesem Jahrgang zu bemerken: das Grundgesetz, das tyroler Landlibell von 1511 nebst der nach dem französischbayerischen Ueberfall abgefaßten Landzugsordnung von 1704; am rechten Ort beide; die Landesordnung soll jeder wissen, seine Pflicht ein jeder so, wie sein Recht.

Mannichfaltigern Inhalts ist der Almanach von 1803, obschon Scenen der Kriege von 1797 und 99 auch hier nicht fehlen. Eine Ballade über den Ehrenkampf Graf Albrechts vor Mailand 1158 beginnt; eine zum Andenken des Weibes, dessen Warnung 1408 Bregenz vor den Appenzellern rettete, schließt. Wir lieben diese heimischen Familienporträts, aber sie müssen die möglichste Aehnlichkeit behalten, sonst verwirren sie die Ueberlieferung, welche sie verewigen sollten. Warum die gute Hergothe, die für das Vaterland handelt, in eine Gräfin umgeschaffen, deren Motiv Zärtlichkeit für Einen ist! Bericht von dem, zu Bozen 1508 vor dem Krieg des Cambraybundes, wider Venedig versammelten Landtage; die Stände waren freigebig, doch mit Sicherheit und kluger

Umsicht. Es ist angenehm, einen seiner Zeit berühmten Ritter, einen der ältesten Dichter, von dem in Musik notirte Lieder sind, Oswalden von Wolkenstein (S. 85 — 125; 1804: S. 127 — 159) auf das genaueste nach den urkundlichen Berichten beschrieben zu sehen. Er ist in Herzog Friedrichs romanhafte Geschichten verflochten, worüber viel sonst nicht Bekanntes zu Tage kömmt (vgl. 1805 die Erklärung der Kupfer). Es ist dessen so viel in der Mittelaltersgeschichte, daß ihre Bearbeitung zum Roman keine Entstellung, nur Ausmalung, erfordert. Oswalds Werke sind in zwei Foliobänden in den Bibliotheken zu Inspruck und Wien: er (auch über die Kriegskunst einer der Früheſten) singt mit rührender Einfalt die Natur, die Liebe, die schöne castilische Königin, welche ihm den Greifenorden und seine große goldene Kette gab. S. 126 bis 187 in Verbindung mit 1804 S. 46 bis 103 und 1805, S. 34 bis 129 ist eine ausführliche diplomatische Geschichte der Herzoge von Meran und ihrer Väter von Huosigau, Norithal, Sundergau und von Andechs anzutreffen. Gewiß ist über dieses Haus nie mit größerem Fleiß, nie erschöpfender geschrieben worden. Ob aber diese Erörterungen nicht schicklicher in die diplomatischen Beiträge aufgenommen wären, ob für den gemeinen Leser, dem Almanache bestimmt zu werden pflegen, dieses eine Speise, ob der durch dieses Buch sonst bezweckte politisch-moralische Nutzen hievon nahe liege, diese Entscheidung überlassen wir dem Verf., welcher seine tyrolischen Leser kennen wird. Er ist an Urkunden und Geschichtsnotizen und an Phantasie zu ihrer Darstellung so reich, daß wir diese eigentlich dem Geschichtforscher interessanten Untersuchungen mit Verwunderung im Almanach angetroffen.

Die Urkunden sind populär merkwürdig, S. 186 — 192, wie ein armer Hirtenjunge, ein Findelkind, aus Mitleiden für die im Arlenberg erfrierenden Menschen daselbst im J. 1379 eine Rettungshütte errichtet, für die Unterhaltung eine Brüderschaft zusammengebracht, und wie freundlich die östreichischen Herzoge es unterstützt. (Daß — im Vorbeigehen — der Verf. allzeit Heerzog schreibt, ist uns aufgefallen, weil Neuerungen in Kleinigkeiten eher bei Schriftstellern vorkommen, die sich durch nichts Besseres auszuzeichnen wissen, und weil diese Schreibmanier nur für Eine Periode die wahre ist; bald waren die Herzoge nicht mehr Heerführer; auf mehrere spätere scheint so eine Rechtschreibung eher Satyre.) S. 201 — 215 gute Nachrichten über alte und neue Landesverwaltung; bis 228 über tyrolische Künstler. Von Muheln war jener Colin, Urheber des außerordentlich künstlichen Denkmals, welches Maximilian der Erste in der Inspruck'schen Hofkirche hat. S. 229 wird in gleichzeitigen Versen die Bewirthung besungen, welche dieser Kaiser 1497 zu Stams Gesandten des Padisha's Bajedssid gab.

Auch der 1804te Jahrgang beginnt und schließt mit Balladen zu Verewigung zweier edlen Züge der älteren Historie tyrolischer Männer. In diesem und dem folgenden Almanach sind mehrere Züge der Landesgeschichte in der naiven alten Schreibart Canzlar Burglechners eingerückt. Man lies't sie mit Vergnügen. Da die Schreibart ungefähr die Landesmundart ist, so wird man auch im Tyrol sie ohne Mühe verstehen. Hier kömmt vor, was bei des Kurfürsten Moriz Einfall (1552) begegnet. Gewarnt wurde man, aber der Uebermuth glaubt es nicht. Ein wichtiges Actenstück (zu erläutern aus einer folgenden Abhandlung

über die von Frundsperg) ist Margareth Maultasche'n Uebergabe des Landes 1363, eine Vollziehung eigentlich der schon vor ihres Sohnes Tode 1359 beschlossenen. Da kommen auch ihre Liebesgeschichten mit dem Passeirer Bauern, mit den drei Brüdern Goldek, und ihre Dankbarkeit mit Ehren und Freiheiten zur Sprache. Uebrigens wird aus einer Urkunde bewiesen, daß ein Schloß, wo sie (wegen der schönen Männer in der Gegend) besonders gern war, schon vor hundert Jahren Maultasch hieß; von dem kam ihr Zuname. Merkwürdige Abhandlung über die von Frundsberg (Frundsperg), Väter des deutschen Helden S. 160 — 211, wie auch über den Adel und über die Kriegsthaten der Freiherren von Madruz S. 220 — 243. Diese Erneuerung der berühmten Geschlechter ist so löblich als zu Erläuterung der Geschichte zweckmäßig. Dann kommen wieder aus der neuesten Zeit, untermengt mit älterer, denkwürdige Männer. Endlich aus dem Protokoll eines ehrsamen Gerichtes zu Glurns und Mals der 1519 wieder eine Art Feldmäuse, Lutmäuse genannt, geführte Proceß, worin auf Klag und Antwort, nach Kundschaft und Recht, sie von der Feldmark der klagenden Gemeind zwar vertrieben, doch (wie diese Menschen gutmüthig waren) den allzu jungen, auch den schwangern Thierlein der Aufenthalt für noch etwas längere Zeit erlaubt ward. Man sieht, wie die Gerichte das einfältige Begehren der Bauersame zu eludiren wußten, ohne ihrem Glauben zu widersprechen.

In dem Almanach für das laufende Jahr, dessen Aeußeres, auch die Kupfer, viel besser in die Augen fallen, ist schon in Erklärung letzterer, z. B. über die Burgen von Greiffenstein und Firmian (Formigar), viele angenehme Gelehrsamkeit. Von

den Balladen ist eine nach wahrer, andere sind nach fabelhafter Geschichte. Hierauf werden vornehmlich die Urkunden des Bauernkrieges 1525, in so weit er Tyrol betraf, beigebracht. So interessant sie sind (wir werden es sogleich beweisen), so ist die Sprache von einigen für das gemischte Almanachspublicum doch wohl zu schwer: es wird den tyrolischen Lesern eine kaum zu erwartende Ehre machen, wenn diese sie nicht abschreckt. Anders wenn der Verf. sie **bearbeitet**, und nur gewisse Kraftausdrücke beibehalten hätte. Indeß, unser Wunsch ist kein anderer, als die Aufrechthaltung seiner schönen Unternehmung. Die größtentheils mit urkundlicher Treue abgedruckten Plane der Bauern, sind als Blüthen der im 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts aufgeweckten Denkungskraft dieses Bergvolks unerwartet merkwürdig. Ihr Blick ist so umfassend, manchmal so richtig, dann wieder so kühn herumirrend, daß kaum zu unserer Zeit die durch nichts beschränkten Flüge revolutionärer Phantasie sich wilder haben herumtreiben können. „Es sollen" — lautet **Michel Gaismayrs** für sie aufgesetztes Schreiben, — „Es „sollen alle Freiheiten (Privilegien) abgethan, und „hinfür niemand vor dem andern bevortheilt wer„werden. Man soll die Ringmauern an den „Städten, dergleichen all Schlösser im Land nie„derbrechen, und hinfür nimmer Städt, sondern „Dörfer seyn, damit nicht Unterscheid der Men„schen, also daß einer höher oder besser weder „der ander seyn wolle, daraus dann im ganzen „Land Zerrüttlichkeit entstehen mag, sondern ein „ganze Gleichheit im Stand seyn. Die Juristen „soll man ausreuten und derselben Bücher ver„brennen." Die Gerichte und Pfarreien sollen nach der Bequemlichkeit und Wohlfeile vertheilt

werden, jedes Gericht jährlich einen Richter und acht Geschworne wählen, mitten im Lande zu Brixen eine Regierung aufgerichtet werden, aus den Viertheilen des Landes; ebendaselbst eine hohe Schule, welche drei gelehrte Leute bei der Regierung haben soll. Alle innern Zölle sollten auf die Confinen verlegt werden: aus den Zehenten Pfarrer und Arme zu erhalten, das übrige in eine Landnothdurftscasse. Man soll nicht länger wegen einiger eigennützigen Personen die Auen und Möser ungebaut liegen lassen; sie können gute Weide geben, und wenn man Wein und Korn gemischt anpflanzt, so werden die bösen Dämpfe vergehen, und das Land wird gesunder werden. Auch soll jede Gemeinde jährlich einmal ihren Wald reinigen. Handwerker in Seide und solchen Artikeln sollen zu Trident seyn, wo es wohlfeil ist, und ihre Waaren sollen (nach einem Maximum) unter polizeilicher Aufsicht im Land verkauft werden, damit sie jeder zu guten Preisen haben kann. Im ganzen Lande einerlei Maß und Gewicht, und ein Jahrmarkt an der Etsch, einer am Inn. Dieses und mehr hatten sie vor, ehe Ferdinand mit fremdem Volk sie nöthigte, einzulenken. Aber noch ließen sie nicht alles fahren. Es ist in ihren Artikeln an ihm: daß sie für den Zehenten etwas Bestimmtes geben möchten; jede Gemeinde ihren Pfarrer selbst ein- und absetze; jede einen Vorrath von Korn und Wein habe, um billige Preise zu unterhalten; die jetztlebenden Pfaffen anständig unterhalten, aber nicht wieder ersetzt werden sollen; Wald und Wasser frei sey; die Hirsche wolle man, seiner Jagd wegen, schonen, bis sie in die Felder kommen und Schaden thun. Haben unsere Revolutionärs diese Acten gehabt, oder hat übergroßes Bücherlesen

diese Alten verführt? Keines von beiden: es ist im Herzen des Menschen, gewisse Einrichtungen unnatürlich zu finden, weil man ihm ihre Natur und ihren Zweck faßlich zu erklären verschmäht, und es liegt in dem Verstand auch des Nichtlesenden, auf Gedanken zu gerathen, die darum nicht verwerflich werden, weil er sie sagt. Uebrigens ist auch dazumal von beiden Parteien alles leidenschaftlich, gewaltsam und auf das unmenschlichste getrieben worden: so hell auch der Ungelehrte bei ruhigem Nachsinnen denken mag, so ungleich wird sich der Mensch, sobald Auflösung der Ordnung den Teufel in ihm loserläßt. Auch ist, wie gewöhnlich, wenn man Extreme sucht, dazumal alles ärger worden, als es zuvor war. S. 130 folgt eine schätzbare Abhandlung über römische Alterthümer. Die Vornehmsten verewigen das Verdienst Kaisers Claudius um die Herstellung der zuerst von seinem Vater Drusus vom Po bis an die Donau gebahnten Straßen. Monumente des Dienstes der Isis und des Mithra. Es ist auffallend, noch zu Ehren Kaisers Moriz ein marmornes Denkmal anzutreffen. Das unbegreifliche Zeug S. 135 über die Römer hinauf zu datiren, ist wegen der Buchstaben, in deren einigen selbst der Verf. den Namen Augustus findet, unmöglich, und nicht weniger schwer dürfte seyn, erweislich hetruscische Denkmale im tyrolischen Rhätien aufzutreiben. Daß übrigens der Verf., Hr. Pfarrer Schranzhofer zu St. Peter bei Tyrol (dem Schlosse) für antiquarische Untersuchungen Fleiß und mannichfaltiges Talent habe, erneuet vornehmlich [illegible] dem Auffatz S. 144 über die, auf Trümmer der altrömischen Maja erbaute, und durch ausgebrochene Bergwasser und Sandströme weggeführte

oder überschüttete Stadt Mays bei Meran, deren Ueberbleibsel genauer ergründet zu werden verdienen. Es folgt, nach einigen biographischen Notizen über Tartarotti, den tyrolischen Regierungskanzler von Hormayr (des Herausgebers Großvater) und über den Hofrath, Baron Sperges, eine eben so zweckmäßige als vortreffliche statistische Darstellung sowohl der alten vorarlbergischen Lande, Bregenz und Feldkirch, als der neuerworbenen Stadt Lindau und Grafschaft Rothenfels. Sie ist so reichhaltig, daß ein Auszug ohne Ueberschreitung unserer Gränzen wohl nicht möglich ist. Bloß weil es einem auswärtigen Regierungsblatte gefallen hat, Lindau mit Genua in ungefähr gleiche Linie zu setzen: so dient zur Nachricht, daß dieses schwäbische Genua mit aller seiner Zubehörde in der That 726 und ein Viertel Joch weniger als eine Quadratmeile füllt. Nun überlassen wir Anderen die Vergleichung des Bodensees mit dem mittelländischen Meer.

70.

Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. Erster Theil: asiatische; zweiter Theil: afrikanische Völker. Von A. H. L. Heeren, Prof. der Geschichte zu Göttingen. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Göttingen, 1804, 995 und 754 S. in 8. Mit zwei Karten.

Die Versicherung auf dem Titel und die beigemerkte Zahl der Seiten gibt genugsam zu erken=

nen, welche Veränderung dieses Werk, eine der ersten historischen Arbeiten in der deutschen Literatur, bei dieser zweiten Ausgabe erfahren hat. Indeß, hierauf gedenken wir weiters keine besondere Rücksicht zu nehmen, sondern das Ganze zu fassen, wie es nun vor uns liegt. Der Recensent erinnert sich nicht, ein ähnliches Werk durchgängig mit so vieler Befriedigung gelesen, so viele Klarheit in der Darstellung, so viele Zweckmäßigkeit und Fülle der Gelehrsamkeit, und einen so verstandvollen, umfassenden und humanen Blick vereiniget angetroffen zu haben; es ist ein wahres Muster des Vortrags, über die Gegenstände aber, so weit unsere Quellen bis dahin reichen, erschöpfend. Wir freuen uns, daß es das Werk eines Deutschen ist, bei welchen, wenigstens den eigentlich gelehrten Schriftstellern, man die Gabe hat bezweifeln wollen, in Ausspendung der gelehrten Kenntnisse das Maß zu kennen; hier ist weder zu viel, noch gehet etwas ab; Rec. wüßte nicht, hinter welchem ausländischen Product, auch als Kunstwerk betrachtet, dieses Buch zurückstehen sollte. Die Quellen sind, wie es ganz unentbehrlich war, angeführt; von andern Schriftstellern nur die, welche durch eigene Erörterungen oder irgend einen genialischen Blick auf den Gegenstand Licht verbreitet haben. Einige Citate wünschten wir anders: Diodor wird öfters nicht nach seinen Büchern und Capiteln, sondern nach den Bänden und Blattseiten der Wesselingschen Ausgabe, Xenophon zuweilen, Rec. weiß nicht nach welcher Ausgabe seiner Operum, und nicht nach der eigenen Eintheilung angeführt, wodurch für jeden, der eine andere Ausgabe hat, wo nicht unmöglich, doch beschwerlich wird, nachzuschlagen. Die Karten sind sehr gut und nöthig.

Der größte Theil des ersten Bandes beschäftiget sich mit Persien, welches Land eine Art Kern und Mittelpunkt war (besonders wenn das Wahre in den Ueberlieferungen der Morgenländer mit den Bruchstücken unserer Kenntniß von den babylonischen und assyrischen Dynastien verglichen wird). Billig werden die sichersten Quellen, die zeitgenossen Griechen und Hebräer zum Grunde gelegt; auch hat der Verf. hierin wie durchgehends das gesundeste Urtheil bewiesen. Wir haben bereits zu verstehen gegeben, daß wir die Pishdadischen Spuren und die Chajanidische Herrschaft weit entfernt sind, ganz zu verwerfen: aber sonderbar bleibt es z. B. an einem Richardson (einem Hadshi Chalfa kann man es vergeben), so späten Sagen zu Gefallen sich aufheften zu lassen, unsere durch Zeitgenossen berühmten Darius, Xerxes, wären bloße Satrapen des tief in Asien herrschenden Gushstap's, Bahman's, gewesen: wo war denn, wo fand sich dieser gewaltige König, als Alexander ganz Persien und weiterhin durchsuchte? Dieser Traum ist gleich jenem von der Nichtexistenz Troja's oder der Versetzung des Unglücks von Herculanum in das J. 1471. Unser Verf. ist für seine weise Enthaltung von so abenteuerlichen Einbildungen dadurch sehr belohnt worden, daß, sobald er sich an die ächten Quellen hielt und sie geduldig verglich und prüfte, alles ihm über die Erwartung deutlich wurde. Auch in dieser Hinsicht soll kein Freund der Geschichte sein Buch ungelesen lassen, weil durch selbiges der Werth, hauptsächlich Herodots, den man sonst wohl mit einem Schimpfnamen abweisen wollte, ganz bewunderungswürdig ins Licht gestellt wird. Etwa zuweilen scheint er unrichtig; bei genauer Prüfung, siehe, gemeiniglich findet sich, daß der

Alte Recht hat. Man kann sagen, daß man vor dieser Arbeit von der Gestalt, von dem Wissen, den Verbindungen jener alten Welt keinen rechten Begriff hatte: Es steigt „ein Bild von Leben „und Thätigkeit, von Völkerverein und Völkerver„kehr auf dem größten und schönsten Theil der „Erde empor, das in so angenehmeres Erstaunen „setzt, je mehr es durch die Menge und Man„nichfaltigkeit seiner Partien überraschend ist" (Th. I. 55). „Von den kalten sibirischen Step„pen, bis mitten in africanische Wüsten ist Vater „Herodot ein sicherer Führer." Kurzsichtige Kritiker haben oft seinen Schatten gelästert, aber die Stille dieser Wüsten bleibt in furchtbarer Majestät die Zeugin seiner außerordentlichen Genauigkeit (Th. II. 269). Je mehr die Pforten der Morgenlande sich öffnen und ihre unverstandenen Urkunden beleuchtet werden, je mehr gewinnen die Alten, auch die biblische Sammlung.

Im übrigen enthält diese Beschreibung des persischen Reichs eine lichtvolle Zusammenstellung der einander aufklärenden Berichte von den Bestandtheilen und der Verwaltung desselben; worüber wir nur wenig noch bemerken wollen. Wohl nicht 120 (Th. I. 185), sondern etwa ein Drittheil so lange Zeit (nach den äußersten Gränzen der verschiedenen Angaben, 60 — 70 Jahre) vor Cyrus that Nebukadnezar seine vornehmsten Eroberungen. Der Artikel von Persepolis und die beigefügten Beobachtungen der Hrn. Tychsen und Grotefend verdienen eigenes Lob. Tshilminar's Bestimmung zu einem Parsagad, Nationalpalast von Fars, dürfte mit einer Residenz älterer, noch nicht weiter westwärts vorgerückten Könige nicht unvereinbar seyn. Die sowohl hier durch Hrn. Grotefend als bei Aegypten vorge-

tragene Idee, daß zum Eingraben eine eigene, zu gewöhnlichem Gebrauch aber eine cursive Schrift war, empfiehlt sich durch im Orient fortwährend ähnliche Sitte. Zend ist die Sprache der Alten, wahrscheinlich meist auf die Hystaspische Familie sich beziehenden Aufschriften, pehlewisch die der Sassanidischen, deren Bau z. B. Nakshi Rustam scheint. S. 346 und sonst wird auch Ktesias aus guten Gründen zu Ehren gezogen. Man kann sich nicht genug sagen, wie wenig morgenländischer Sinn bis vor vielleicht hundert Jahren im Occident gewesen ist. Daher der Stolz der Unwissenheit, welcher wegwarf, was er nicht verstand, wie Voltaire die Bibel, weil er in ein Buch sich nicht hineindenken konnte, das seiner Zeit so fremd war. Es werden schöne Bemerkungen über den zunächst an Persien gränzenden Theil Indostans, als Wohnsitz der indischen Kriegercaste, gemacht. Wirklich wurde aus dem Gebirge das Meiste befürchtet; da herrschte Afrasiab in Turan, da waren Gog und Magog, und nicht nur Einfälle waren zu besorgen, man hatte die Caravanenstraße zu sichern: daher lagen hier Indiens Krieger; darum war Balch der alten Chajaniden Sitz.

Ein Interesse anderer, gewissermaßen höherer, Art gewährt der Artikel von den Phöniciern, diesem weit einwirkenden Volk; bei dessen Anlaß auch für Europens Zukunft, „wenn es unter dem Druck „des Despotismus und der Anarchie in die alte „Nacht der Barbarei zurücksinken sollte (S. 637)," die tröstende Aussicht anderwärts aufkeimenden Samens unserer Cultur angebracht ist. Hier wird von mehreren übereilt verworfenen Berichten der gute Grund wieder dargestellt. Viel schien unglaublich, weil wir von der Beharrlichkeit der Al=

ten keinen, von der Genauigkeit ihrer Angaben noch weniger Begriff hatten, und einmal Sitte geworden, alles nicht selbst Gefundene zu verschmähen. Siehe Th. I. 694 von der Schifffahrt an die Bernsteinküste, nnd S. 706 ff. (recht gut) von der Umschiffung Africa's durch die Phönicier. Für den Namen ihres Herkules (S. 622) hielt Rec. allezeit Baal.

Der Abschnitt von Babylonien enthält viel Berichtigendes über den Handel der persischen Bucht und nach Ceylan; es ist damit zu verbinden, was in der vorbereitenden Abhandlung über die Edelsteine gesagt wird. Ueberall umfassende Aussichten, wenn auch oft in ein Helldunkel, doch leitend. Dieses ist besonders der Fall, wo Skythien behandelt wird, und Herodot abermals nicht so fabelnd erscheint, als man glauben möchte. Er kannte noch die Goldminen zwischen der großen und kleinen Bucharei; den Weg der Biber- und Seeotterfelle tief aus dem innern Rußland; die Völker bis an den Altaj, eine Karawanenstraße zu den Kalmuken. In Chiwa sind des Ktesias altbaktrische Silbergruben noch kenntlich. Der Beilagen, die Persepolis betreffen, wurde oben erwähnt. In Beschreibung der Straße, von Susa nach Lydien (S. 987 ff.), mag Herodot, wie in der von Thebe nach dem Orakel Ammons, Stationen, die nichts Bemerkenswerthes anboten, unbenannt gelassen haben; deren mochten unter hundert eilfen leicht dreißig seyn. S. 978 wird eine allgemeine Anmerkung über die Staatsverfassungen gemacht, mit welcher man im Ganzen wohl zufrieden seyn kann, ohne darum die alte Eintheilung verdammlich zu finden. Wir glauben, daß die öffentliche Meinung eines gebildeten und muthigen Volks (die Krieger gehören auch dazu) den Mißbrauch der Alleinherrschaft

besser einschränken dürfte, als (S. 981) das Gewissen der Regierung; mit letzterem läßt sich eher paciscіren als mit aufgeregtem Nationalgefühl. Der vortreffliche Schluß dieser Beilage S. 985 stimmt gut hiezu: „von Formen ist nicht auf den Geist zu schließen; doch hat jede gewisse eigene „Vortheile und Nachtheile; nur die aus der Ueberzeugung ihres Werthes entstehende Anhänglichkeit „kann sie erhalten."

Der zweite Theil, von Africa, ist verhältnißmäßig noch merkwürdiger: „man hatte so wenig „über das räthselhafte Land, diese geheime Werkstätte, wo die Natur eigene Menschenracen gebildet, wo die großen Thiergattungen sich erhalten, und eine vegetabilische Schöpfung aufkeimt, „welche sogleich den fremden Welttheil verräth „(S. 2)." Die neue Scene eröffnet Carthago, wo der Unterschied ihrer Ansiedelungen für den Landbau im Innern und ihres Bundesverhältnisses mit anderen punischen Colonien an der See, dieser Hauptschlüssel zu Vielem, sogleich auffällt; Krieg und Landbau trieben die Großen, Carthago war nicht ausschließlich Handelsstaat. Von den Wüsten der Nasamonen, durch welche sie mit Innerafrika im Südost handelten, es (durch Hanno) bis über den Senegal kannten, und (so oder anders) beherrschten sie die Küste. Zwischen den Pyrrheniern und ihnen, 536 J. vor Ch., die erste bekannte Seeschlacht. Ihre ersten reichen Silberbergwerke in der Sierra Andalusiens. Andere Schlachten, als die wir nun liefern, als Polyb.) Regulus der Carthagischen Schiffe 50 in den Grund bohrte, durch Entern 64 bekam; als 330 römische Galeeren mit 140,000 Mann gegen 350 Carthagische und 150,000 Mann stritten. Von Mago die Herrschaft. Epoche des Verfalls, als Hamilkar

Bar=

Barkas den Samen der Parteisucht streute. In dem allem nichts schöner als das friedliche Verhältniß der ersten Phönicier zu den Völkern, bei welchen sie Colonien anlegten (S. 101); dasselbe nämlich, das Anquetil den Europäern so sehr empfiehlt. S. 135 leuchtet auch klar, wie bei Venedig und Bern, hervor, daß gemäßigte Aristokratie der Grund der Blüthe und Größe, Weisheit und Mäßigung dieser Stadt war. Die Verfassung war eigentlich von der Natur der Bernischen, mehr als der Venetianischen, durch die Natur nach und nach, ohne irgend einen Raub oder Druck, aber als für ihre Lage die beste, entstanden. Es ist uns auch wahrscheinlich, daß zwei Suffeten jährlich wechselten. Auf den Königstitel in Hanno's Inschrift (S. 149) möchten wir nicht viel rechnen; wir sind von der Genauigkeit der Uebersetzung zu wenig unterrichtet; öfters, meistens, bezeichnen die Alten mit diesem Titel den Ersten des Raths, den Vorsitzer im Thor. Die Frage über der Alten Kenntniß von einer neuen Welt ist S. 202 etwas unbefriedigend abgewiesen: daß sie von einer solchen, selbst von Inseln, die vor dem festen Lande liegen (Antillen), durch Sage oder Schiffer, Spur hatten, scheint gewiß; es sind auch von jenseits Irland verschlagenen oder verlornen Schiffen ein paar Meldungen; man glaubte vor einigen 20 Jahren in einem Wald jenseits Boston ein punisches Denkmal gefunden zu haben. Unbestimmt, ungewiß, dieses alles; natürlich ist aber der Wunsch, die americanische Art und Weise dem oder diesem Stamm unserer Hemisphäre anzuknüpfen, und von vielem den Sinn besser zu verstehen: daher Hypothesen zu vergeben, und ihre Untersuchung, wenn irgend ein Alter sie zu begünstigen scheint, nicht ganz zu verachten seyn möchte. S. 307 ist die

Jahrzahl 216 vor Ch. unrichtig; da war Hamilkar schon zwölf Jahr todt. „Carthago's letzter Kampf „war der eines Verzweifelnden, der des Unter„ganges gewiß, doch nicht unrühmlich fallen „wollte (!!!). Rom zählte auf sich und sein „Schwert; Carthago auf sein Geld und auf Andere. „Die Größe Roms war auf einen Felsen gebaut; „die von Carthago auf einen Grund von Gold„sand (S. 332)."

Die Uebersicht der äthiopischen Völker beginnt mit der Bemerkung, daß „eine ununter„brochene Kette von Beobachtungen, beinahe von „einem Extrem der Menschenbildung zum anderen, „kein Welttheil so wie Afrika darbietet" (S. 336). Anderwärts, „hat die Politik der Europäer die „Ausrottung und Verderbniß, besonders der gebil„detern und bessern einheimischen Völker, sich so „angelegen seyn lassen, daß der beste und reichste „Stoff dem Beobachter entzogen worden ist." Herodots Karawanenweg ist mit wenigen Veränderungen bis Cashna, Bornu, jetzt noch üblich: so haben Browne und Hornemann den von Thebe über die Oase (wie bei Diodor), und die Salzlager Herodots, bis zu den Ueberbleibseln des ammonischen Orakels wieder gefunden; man erkennet die Psyllen, die lotophagischen Länder, und noch in Fezzan (Ptol. Phazania) Germa, der Garamanten Stadt; in den schwarzen Garudshgebirgen des Plinius mons ater; bei Tagasa Herodots αλας μεταλλον; man lernt verstehen, welches Volk der aufgehenden Sonne zu fluchen schien. Das Schauspiel der Wiederanknüpfung solcher alten Bekanntschaften ist höchst anziehend; überhaupt sich im Alterthum so zurückzufinden, als wäre die Zwischenzeit ausgefallen. Was ist's? zwei und vierzig Menschenalter zwischen demselben und uns, in

Ländern, wo sich wenig ändert, oder bei Trümmern die leiten, und wir mit Herodot und Strabo; es wird sich endlich finden, daß das Alterthum so alt nicht, und die Erneuerung vieler Dinge nicht so unmöglich ist. Es wird seyn, wie, nach Denon (der bei diesem Anlaß das wohlverdiente Lob erhält, (Th. II. 704) bei dem Aufenthalt in Aegypten, wo Darfur, Sennaar, Tombuctu, einem ganz nahe scheinen. In dem Gemälde Aethiopiens ist Meroë anziehend; jener Hauptmittelpunkt des Karawanenhandels, zwischen dem Weihrauchland und den Goldländern, nach Africa, Aegypten, Arabien, Indien; in der Regenzeit ist Meroë noch Insel. Sonst vom Atbar (Astaboras) und el Abiad (Astapus; der Nil) und ihren Bächen fast umflossen; durch Nomadenvölker ging auch dieser Handel; und (was die Natur mit sich bringt, bleibt) Chandi, der alten Meroë am nächsten, zeichnet sich in ihrer Maße auch noch so aus. (Die kriegerische Unternehmung, welche an der Spitze eines ägyptischen Heeres Moses wider Meroë gethan haben soll, wird nicht erwähnt.) Bei Aegypten sind Hrn. Zoëga's vortreffliche Bemerkungen über die Hieroglyphen benutzt. Es war eine aus allegorisirten Symbolen bestehende Stütze der heiligen Sage auf öffentlichen Denkmalen; nicht Worte, Töne, sondern Sachen, einzelne Begriffe, bedeutend, hieratisch. Zwei Stämme, ein südafrikanischer, und später ein (vorherrschender) von hellerer Farbe werden unterschieden. Die Priester sind (wie Levi) als ein hochgefreiter Adel zu betrachten. Wie ungern übergehen wir, was über die Zeiten, Wissenschaften und Anstalten Aegyptens mit seltener Beurtheilung aus den Alten und aus den Denkmalen sonst reichlich angebracht wird! „Wird sie einst „kommen, diese Zeit, wo die merkwürdigste unter

„allen Nationen für uns aus ihren Gräbern aufersteht?“ so muß man mit dem Verf. schauernd seufzen, und wehmüthig mit ihm erwiedern: „Eher „nicht, als wenn die gehässigsten Leidenschaften der „Völker des gebildeten Europa's besänftigt seyn „werden!“ Wir endigen mit dem Wunsch, daß erstlich der dritte Theil bald erscheine, und dann, daß unsere Nation, deren Literatur durch die Leichtsinnigkeit Einiger, die den Namen der höheren Kritik gemißbraucht, und durch die Unverständlichkeit und Verschrobenheit Anderer, die sich der Zeit zu fügen glauben, etwas an ihrem Ruhm gelitten haben dürfte, durch Bücher, wie dieses von Heeren, sich gerechtfertigt, und auch im historischen Fach nicht mehr unter den anderen fühle. Deutsche Historiker, die auf sich dächten, hätten ihn zu beneiden; die über der Wissenschaft und dem Nationalruhm sich vergessen, müssen über ihn sich freuen.

71.

Nestor. Russische Annalen, in ihrer slawonischen Grundsprache verglichen, übersetzt und erklärt, von August Ludwig von Schlözer, Hofr. und Professor in Göttingen, des russ. kais. Ordens des h. Wladimirs 4ter Classe Ritter. Vier Theile. Göttingen 1802 bis 1805. CVIII S. Vorr. 964 S. Text in 8.

„Also nach vierunddreißigjähriger Erwartung „ein paar Bogen der ältesten, bisher bekannten, „eigentlich aber nirgend (Vorr. IV, S. XI) eri=

„stirenden russischen Chronik, deren Text verdor„bener, entstellter, deren Inhalt eben nicht lehr„reicher und auch in Hauptfactis nicht sicherer, als „der meisten übrigen ersten Zeitbücher anderer Na„tionen ist;“ — So wegwerfend, nach dem Ton unserer Zeit, urtheilt etwa der oberflächliche Kunstrichter, und meint, an Nestor zu rächen, was der alten Landeschronik von Ungarn, den Geschichten Wilhelm Tells, den von Dlugoß zu viel ausgemalten, von Dalin nicht genug gesichteten Sagen in dem vorliegenden Werk Gleiches, nur viel derber, widerfährt. Nicht ungern werden eine solche Behandlung, wie eine Nemesis, die sehen, welchen wehe thut, die Väter der Geschichte und Erdbeschreibung, die keine Lebensmühe gespart, um aus allen aufzufindenden Nachrichten und den sorgfältigsten Beobachtungen auf großen Reisen das Richtigste herauszubringen, Herodot und Strabo, deren Genauigkeit in unvermuthet hohem Grade die neuesten, gelehrten Forscher, selbst Seefahrer und berühmte Reisende bewundern durch witzig seyn sollende Epithete (Herodot — Berkenmeyer, Strabo — Moreri), den mittelmäßigsten Stopplern, die nie von ihrer Stube gekommen sind, gleichgestellt zu sehen.

Nichts desto weniger würde eine Ansicht, wie obige, ungerecht, und dem ruhigen Ernst, welcher nicht nach Nebensachen urtheilt, entgegen seyn. Einem solchen Veteran in der historischen Kritik, diesem unermüdeten, scharfsichtigen Forscher, schadet an seinem unsterblichen Verdienst um die nordische Geschichte die Art und Form des Vortrages in dem polemischen Theil nicht (jedem sagt sein Gefühl, wie das zu nehmen ist) und, wer wollte eine solche Arbeit so treiben, wenn er den Gegenstand nicht mit äußerster Vorliebe, und, da das

Reich nachmals unermeßlich ward, auch seine allererste Zeit für weitbedeutender als die Geschichten kleiner Staaten betrachtete?

Mit Dank also, mit Ehrfurcht empfangen wir die, nach so vielen anderen großen und glücklichen literärischen Arbeiten, jetzt mit Erfahrung, aber wahrhaft jugendlichem Fleiß, durchgeführte Ueberarbeitung der vor mehr als vierzig Jahren gesammelten Abschriften und unternommenen Kritik der russischen Annalen. Der erste Theil enthält Nachrichten von Nestor, bekanntlich Mönch in dem peczerischen Kloster bei Kiew (1056 bis 1116); alsdann was von der Vorzeit Rußlands, was überhaupt und ob etwas, oder vielmehr daß nichts von dem unbekannten Nord vor Karln dem Großen, vor Alfred, aus den Alten, oder den Byzantinern herauszubringen sey. Nach diesem die Geschichte russischer Geschichtschreiberei.

Der Annaliste selbst beginnt im zweiten Theil, welcher nebst der damals gewöhnlichen Einleitung (wo Nestor von dem Fabelhaften sich, als ein Mann von Verstand und Urtheil, ziemlich rein hält) bis auf den Tod Ruriks fortläuft. Wir enthalten uns, Jahrzahlen anzumerken, weil sehr wohl gezeigt ist, daß man vor 879, wo der Fürst starb, in dieser Geschichte wahrlich keine Chronologie hat. Die Manier der Bearbeitung ist, daß der slawonische Text (auch das ist wohl bemerkt, daß man nicht slawisch sagen soll, das n ist radical) vorangeht, worauf allgemeine Bemerkungen, diesen, paragraphenweise, die Uebersetzung, mit genauerer Betrachtung des Inhaltes, und manchmal am Ende allgemeine Resultate folgen; die Einschiebsel, die (besonders byzantischen) Parallelstellen werden in der Grundsprache beigefügt, und je nach Würde und Wichtigkeit er-

wogen. Es ist wohl unnöthig zu rühmen, welche erschöpfende Literaturnotizen bei jedem hauptsächlichen Gegenstand angebracht sind. Welche erste Geschichtsquelle irgend eines Volks hat sich einer solchen Beleuchtung zu rühmen? Wo ist der Grund mit solcher Sorgfalt gelegt? Das ist das Vorzügliche, der Ruhm, den diesem Werk niemand nehmen wird: es ist ein Muster von Genauigkeit oder vielmehr von vollständiger Erfüllung der Pflicht eines historischen Kritikers; es ist insofern ein die deutsche Literatur sehr ehrendes Werk. Man kann in manchem anders denken; man kann von Schwierigkeiten eine Lösung finden; man wird verschiedenes nicht so schnell für ein Unfactum erklären: aber man lernt, wie viel zu Constituirung eines Factums erforderlich ist! Nicht nur des Inhaltes, sondern der Logik wegen empfehlen wir das Buch allen Geschichtforschern. Sollte jemand (Russen, oder Andere, denen mehrere, etwa bessere Handschriften zu Gebrauch wären) Besseres finden, der Verf. dieses Buchs wird sich weder verwundern, noch ärgern: man sieht einen unbestechlichen Wahrheitssinn in seiner Untersuchung, und nicht selten hat er, schon in diesen Bänden, geänderte Gedanken nicht verhehlt. Mit Einem Wort, über den Ton (eine Sache des Gefühls) mag zu rechten seyn; in der Sache (über Nestor) ist der Verf. vortrefflich, wir möchten sagen unübertrefflich, sowohl in dem was er festsetzt, als in dem, was er in Anregung bringt. Doch weiter!

In Rurik's Zeit wird ausgestrichen, was Oskold und Dir gegen Constantinopel versucht haben sollen: es wären ganz andere, pontische Russen; auch sind gegen die Urkunden der Verträge 907, 912 und 946 bedeutende Zweifel erho-

ben. Doch scheint, wenn man einmal die Zeitrechnung Ruriks verwirft, und bei den Unrichtigkeiten jener Diplome die Verdorbenheit der Abschriften bedenkt, ein Theil der Schwierigkeiten wegzufallen, und aus dem, was die Chroniken nicht so sagen, wie uns (mit Recht) däucht, daß es hätte gesagt werden sollen, eben kein unumstößlicher Einwurf herzufließen. Wir wollen hiemit nicht über uns nehmen, diese Expedition 866 den kiewschen oder anderen warägischen Russen zu vindiciren, und wir lassen den Zweifeln Gerechtigkeit widerfahren; nur wollten wir aufmerksam darauf machen, daß die Acten noch nicht ganz geschlossen sind. Schneller im Wegwerfen (besonders wenn ein Mann von berühmtem Namen voran zu gehen scheint), ungeduldiger im Prüfen, weniger wohlwollend, billig, rücksichtlich im Auslegen war, so weit wir die Literärgeschichte kennen, nie ein Zeitalter; und kaum je nothwendiger, eben so gut vor dem Mißbrauch der kritischen Feile, wie vor Leichtgläubigkeit zu warnen; einst wird viel zu revidiren seyn.

Der ganze dritte Theil handelt von dem zweiten Stifter des Reichs, dem Großfürsten Oleg (879 bis 913), der vierte von Igor, dem Sohn Ruriks (913 bis 945). Diesem Maßstabe nach werden viele befürchten, daß eine überaus große Reihe von Bänden erforderlich sey, die russische Geschichte gründlich darzustellen. Zwar gedenkt der Verf. nicht über die ersten Jahre des dreizehnten Jahrhunderts zu gehen; aber außer daß schon diese Periode viele und sehr merkwürdige Regierungen enthält, ist eben die nach der Theilung und unter den Mungalen einer klaren und kritisch eruirten Darstellung, die man aus seiner Hand am liebsten erhalten würde, besonders be-

dürftig. Da wäre der beste Vorschlag etwa, die Wahrheit ganz, wie der Verf. sie fand, und mit ihren Gründen, aber ohne Polemik, ohne die Widerlegung fremder Mißgriffe und Irrthümer, darzustellen; letztere werden von selbst verschwinden; er braucht gar nicht Notiz von ihnen zu nehmen; sein Licht wird sie, wie die Sonne Eulen, verscheuchen; wer wird die elenden Arbeiten lesen, wenn Schlözer die russischen Aunalen liefert, wie sie sind! Hienächst ist anzumerken, daß in diesen ersten Theilen vieles aus der selten gewordenen Probe russischer Annalen, zum Theil mit Berichtigung, nachzuholen, daß der Leser mit dem Zustand der Handschriften und anderen Umständen bekannt zu machen war, wovon später nichts mehr vorkommen wird. Der Rec. spricht aus Interesse für die Vollendung der Arbeit durch die gleiche Meisterhand; sonst würde er selbst die Controversen wegzulassen kaum gerathen haben: sie veranlassen merkwürdige Erläuterungen, und sind voll Geist und Leben (dabei auf mehrere Art belustigend).

In dem zweiten Theil können wir den universalhistorischen Blick auf die Römer, Germanen und Russen, als Werkzeuge der Vorsehung zu Menschwerdung (Sittenbildung) unseres Welttheils, nicht unberührt lassen. Ebendaselbst verdient das Capitel von Christianisirung der Mähren, und was hier bei Anlaß der Bibelübersetzung von der frühen, feinen Ausbildung der slawonischen Sprache gesagt wird, auszeichnende Bemerkung. Bei Anlaß der Landschifffahrt Olegs und einigen anderen bei seiner Expedition vorkommenden Umständen verdient verglichen zu werden, was durch Herrn Collegienrath Krug in seiner Schrift über die russische Münzkunde von

ähnlichen Beispielen gesammelt ist. Olegs Tod soll nun wieder nach den isländischen Sagen erdichtet seyn: allein so gerecht es seyn mochte, diese aus der Reihe historischer Quellen auszustreichen (ihr Gebrauch erfordert wenigstens ungemeine Vorsicht und Gelehrsamkeit), so wenig ist ausgemacht und klar erwiesen, ob diese Sagen in die Historien der entlegensten Völker so häufig sich eingeschlichen, und diese sich mit ihnen geschmückt, oder ob die vielreisenden Isländer, was sie etwa aufgefaßt, in ihre Erzählungen eingetragen haben, oder ob in der That zwischen zwei, nach Zeit und Ort sehr entfernten, etwas ähnlichen Geschichten wirklich je Verhältniß gewesen. Ueber solche Punkte verkennen wir zuweilen die kalte, ruhige Prüfung. Die Schrift: Guillaume Tell, fable Danoise, deren Resultat hier auch wie fast erwiesen aufgeführt wird, ist in Ansehung des kritischen Gehaltes eines der elendesten Producte; es ist auch nicht die geringste Spur, daß Saxo in alten Zeiten bei Tells Landsleuten bekannt gewesen, oder daß sie isländische Sagen gekannt hätten. Doch, das im Vorbeigehen.

Nur noch einige Bemerkungen. Wir wunderten uns Th. II. S. 115 über den Namen der Ungarn, welchen Nestor einem Volke gibt, das die Byzantier Türken genannt, einigen Anstand zu finden, da Th. II. S. 55 aus Ihre bemerkt ist, wie dem finnischen Stamm, dem die Ungarn zugehören, der türkische Name nichts weniger als fremd war. Ueber die Korliazi S. 61 wagen wir die Vermuthung, ob nicht Corfu, das, wie die Insel Corcyra-nigra, auch wohl Curzola genannt worden seyn mag, zu verstehen seyn möchte. Th. II. S. 102 sind Nasireddin und Ulugh Beg (unerfahrnen Lesern sagen wir

dieses) späte Schriftsteller, nicht für den früh großen Namen Kiew's angeführt. Daß nach Th. II. S. 283 die französische Geschichte durch Daniel um ein Beträchtliches weiter als durch Mezeray gebraucht worden, darüber ließe sich reden. Es herrscht in letzterem gewiß ein besserer, freierer Geist, eine richtigere Ansicht. Warum die Suda, die Verpfählung der Linien, wie wir es nennen würden, und auch etwa des Einganges vom Hafen zu Constantinopel (III. 259), von Gyllius und du Cange nicht angemerkt worden, sollte das nicht daher kommen, weil die osmanische Dynastie diese Anstalt verschmähete, und sie ganz verschwunden war? Die Lieferung in dem Tractat mit Oleg (III. 278) ist was der Taïn, welchen die Pforte noch bis auf unsere Zeit fremden Gesandten zu geben pflegte; es war selbst in Venedig so, bis die Gesandtschaften permanent wurden. Daß Polybs Gäsaten mit Gast und Gost zu thun haben möchten, glauben wir kaum; es ist zu klar, daß sie vom Gaesum (wie Hallpartierer) genannt waren. Levesque und Leclerc, die übrigens I. 110 ff. sehr gerecht gewürdiget werden, verdienten bloß den Vorwurf III. 363 nicht, „daß sie sich nicht hätten anstellen „sollen, als ob kein Volk die alten Russen an „Barbarei übertroffen hätte;" „scheußlichere „Schandthaten," es ist wahr, sind, wie hier angeführt wird, von ihrer Nation geschehen, aber diese zwei Männer schrieben vor der Revolution.

Es ließen sich eine Menge Untersuchungen anstellen, und eben so viele hingestreute Notizen oder Resultate von Erörterungen beibringen; wozu Zeit und Raum gebricht: genug, wir haben das Daseyn der reichen Fundgrube angezeigt. Je tiefer gegraben

wird, desto herrlicher wird die Ausbeute seyn; Lichter mögen hereingebracht werden, so viele als möglich; es ist des Dunkels noch recht viel.

72.

Hugo Grotius, nach seinen Schicksalen und Schriften, dargestellt von Heinrich Luden. Berlin, 1806, XVI und 342 Seiten in 8.

Grotius, der Mann, mit ungerechter Gewalt und niedrigen Hofintriguen in ungleichem Kampf, der Gelehrte, welchen die Alten so gebildet, daß er wie einer aus ihnen ward, der viel umfassende, weitsehende Weise, den die Vourtheile seiner Zeit und selbst seiner Freunde nicht beschränkt, verdiente, wenn je einer, eine genaue Darstellung. Der Prinz, welcher ihn verfolgte, und seinen ehrwürdigsten Freund auf das Blutgerüst brachte, war in seiner Art auch vortrefflich: aber die Plane der Herrschsucht, für die er sich jenen Fleck anhing, sind mit seinem Leben, das Werk seiner Tugend, die durch ihn erhaltene Republik ist durch den Parteigeist, welchen Grotius im ersten Aufkommen ersticken wollte, gefallen: die Annalen und Historien des letztern überleben sein undankbares Vaterland, wie die, worin Tacitus die Tyrannen und Sklaven seiner Zeit ewiger Schmach übergeben, und nichts erhält besser den Ruhm seines Unterdrückers als das unparteiische Zeugniß, das Grotius seinen Thaten ertheilt. Wenn man das ganze Streben seiner mühevollen Laufbahn, die Bildung

eines gerechten Gemeinwesens und die Vereinigung der christlichen Secten in Betrachtung zieht: so möchten der Charaktere wohl nicht viele vorkommen, die an Reinheit ihm zu vergleichen, wenige die im Unglück ehrwürdiger und bewährter erfunden worden wären. Hr. L hat eine glückliche Wahl getroffen. Auch hat er die vornehmsten Quellen, die Schriften und Briefe des Mannes und die Geschichtschreiber desselben Zeitalters und Landes mit Fleiß benutzt. Er liefert eine gute Zusammenstellung, und manche nicht gemeine wohl herausgehobene Anekdote. Man muß sich freuen, in der wenig betretenen Laufbahn der Biographie von Gelehrten einen so fleißigen und wohldenkenden Arbeiter auftreten zu sehen. — Freilich ist die Schreibart nicht überall zu classischer Einfalt gefeilt. Auch die Urtheile über wissenschaftliche Gegenstände würden hin und wieder bei einiger Revision gewonnen haben. Die philosophischen Formeln unserer Zeit geben manchmal einen Anschein von Tiefe, Gewißheit und Ueberblick, der selbst einen Verf. über den Gehalt täuschen mag. An diese gewöhnt, wird er unsere Zeit über die schlichte Weisheit eines Alten, der sich nur classisch, das ist populär, ausdrückt, ungemein erhaben glauben. Wie verzeihlich einem Jüngling, da Männer von unläugbarem Verdienst, Lumina von hohen Schulen, die bis zur Unanständlichkeit rücksichtlose Behandlung der ehrwürdigsten Namen mündlich und in Schriften so weit treiben, als hätten sie selbst keine Nachwelt zu erwarten. Diese dem Zartgefühl für Billigkeit und Anstand so schmerzlichen Impietäten sollen die erstaunliche Höhe bezeichnen, auf der wir stehen. In der That glaubte man nie über die Grundsätze, z. B. des Natur-

und Völkerrechts mehr im Reinen zu seyn, als da es am meisten und schreiendsten mißkannt, und auf das schamloseste unterdrückt wird. Hr. L. hat sich von jenem Ton mit rühmlicher Mäßigung ziemlich frei gehalten. Wirklich darf dem Geschichtschreiber die Gedankenform jener Männer, die die Staaten gegründet und mit Würde behauptet, gegen den heutigen Schulvortrag, der jedermann so kalt läßt für ihre Erhaltung, nicht so leicht beträchtlich scheinen.

Noch eine Bemerkung glauben wir dem löblich aufblühenden Biographen großer Männer nicht vorenthalten zu dürfen, daß bei der großen Wandelbarkeit der Schulsprache die Aufnahme gewisser Ausdrücke, die ihren Lieblingsideen geweiht sind, in ein Geschichtwerk zu vermeiden ist. Wie unerträglich wäre nun Davila, Grotius, wenn sie unter dem Vorwand höherer Ansichten, wie sie jedes Decennium so oder anders sich beimißt, Aristotelische Phrasen oder Kunstwörter aus der Schule des Petrus Ramus in ihre Geschichten eingeflickt hätten! Die größten der Alten hielten sich an die Sprache des gebildeten Theils der handelnden Welt; selbst Tacitus, der nicht mit Unrecht beschuldiget wird, hin und wieder die Stoa durchblicken zu lassen, behielt im Ganzen die im Senat und unter dem Volk übliche. — Einen mehrmals (S. IX, S. 289) vorkommenden Ausdruck „daß der Mensch an sich kein Gegenstand der „Geschichte sey, daß die Menschen und ihre Tha„ten an sich für den Geschichtschreiber keinen Werth „haben," rechnen wir zu den scheinbaren Paradoxen, deren Mißverstand schlimm wirken kann, indeß der wahre Sinn eine längst bekannte Wahrheit ist. Es kömmt auf den Standpunkt an, von dem die Geschichte genommen wird. Der höchste,

von dem sich alles in wenige allgemeine Sätze verliert, ist freilich so erhaben, daß von ihm aus Einzelne so wenig beachtet werden, als in der gleich hochgenommenen Ansicht der Natur der Dinge vom Pferd oder Alligator die namentliche Meldung vorzukommen braucht. Aber so etwas wird nicht Geschichte, sondern der höchst unvollkommene Schattenriß jenes im unerforschten Schoße der ersten Ursache liegenden Gedankens der Menschheit seyn. Eine so geschriebene Universalhistoire würde entweder kaum einige Seiten haben, oder in ein philosophisch genanntes Gewäsche ausarten. Wir Sterblichen, gewöhnt in der Historie zu suchen, was von Zeit zu Zeit weislich oder thöricht, ruhmvoll oder schlecht, und mit welchen Folgen es geschehen, begnügen uns nicht mit Massen. Wollen wir von dem dreißigjährigen Krieg wissen, so darf Gustav Adolph und Oxenstierna, so darf die Schlacht auf dem Weißen Berge und die bei Leipzig nicht fehlen; ja, eben recht im Einzelnen, wie diese Männer selbst persönlich waren, und was, auch noch so Unscheinbares, dieselben Tage entschieden, das suchen wir in der Geschichte, denn wir sind Menschen, jenes ist für Gott. — Sollte wohl auch der Gedanke S. 21, daß „das Anerkennen ehemaliger Größe löblich, das Geständniß (des Vorzuges einer frühern Zeit) nicht rühmlich sey," genauere Prüfung ertragen? Was ist rühmlich, wenn nicht Wahrheit? was nützlicher? „Du sagst, ich bin reich, ich bedarf nichts. Weißst du denn nicht, daß du (o Zeitalter! in Vergleichung mancher andern Periode) elend bist, und erbärmlich, und blind, und nackt!" spricht der Engel zu den Laodicäern, und räth — nicht Selbstversäumniß, wie sie aus Eigendünkel, Trägheit und allerlei Täuschung wohl

entsteht, sondern Anstrengung und Maßregeln der Verbesserung eines so heillosen Zustandes.

Wir erlauben uns nur noch einen Wunsch über eine Nebensache. Hr. L. pflegt, wie seit einiger Zeit Viele, die gelegentlich vorkommenden Stellen der classischen Dichter, auch Verse des Grotius manchmal selbst, in eigenen oder fremden deutschen Uebersetzungen zu liefern. Den Werth letzterer zu schmälern, sind wir so entfernt, als den unlateinischen Lesern das Vergnügen zu mißgönnen, welches die Lesung derselben gewährt. Für den Freund der alten Originalität verliert sich jedoch ein so großer Theil des auf Erinnerung beruhenden Genusses, daß diese Anführungen gut überhaupt wegblieben; es ist auch in der Sprache selbst etwas, nur von eben so großen Dichtergenies zu Uebertragendes. Wir wünschten, daß (wie hier oft geschehen) die Originalstellen immer wenigstens unter dem Texte mit abgedruckt würden.

Im Uebrigen wird ein Auszug von Grotins Leben überflüssig seyn; wir begnügen uns, auf einige Züge aufmerksam zu machen. Seine höchst unverschuldeten Leiden in Holland, welche der selten untersagte Gebrauch von Büchern ihm allein milderte, und worin er den Heldenmuth eines rein tugendhaften Weisen, so wie im ganzen künftigen Leben eine fast zur Schwäche gehende Liebe seines Vaterlandes bewies, zeigen den Mann; das wenige Glück, welches er bei Höfen fand, wo er auch nie eingreifend gewirkt, ist ein abermaliges Beispiel, daß die wahre Wirksamkeit eines Weisen dieser Art mehr bei dem Publicum und der Nachwelt, als im Geschäftsleben zu seyn pflegt, weil die strengere Anhänglichkeit an gewisse Grundsätze mit der hier erforderlichen Biegsamkeit

samkeit sich selten verträgt. Unter seinen vielfachen Ansichten der Dinge scheint uns die merkwürdig, welche er von der Kirchenreform hatte. Sein, ganz auf die Vereinigung zu Hauptzwecken gerichteter Geist, nicht unkundig der theologischen Grübeleien, wurde über derselben Resultat immer gleichgültiger, so daß er im Allgemeinen kein Schisma billigte, obwohl er anderseits eine Religionsänderung als einen seiner nicht würdigen, überhaupt nicht leicht zu rechtfertigenden Schritt vermied, wenn er aber in einer anderen Communion geboren worden wäre, derselben wenigstens gleiche Anhänglichkeit des Herzens bewiesen hätte. Er fand fast alles Unterscheidende vereinbarlich, weil er den Ursprung und Sinn erforschte. Hierin glich er Leibnitzen, und hielt sich selbst nur an das überall vorkommende Wesentliche. Bei dieser Gesinnung ließ er den Gedanken äußerlicher Kirchenvereinigung, je mehr er seine Unthunlichkeit erkannte, gern fahren, benahm sich aber so, daß wenn dem Beispiel gefolgt würde, diese Unternehmung in der That unnöthig wurde. (Siehe S. 56, 79, 302, 309, interessante Stellen.) Es kommen auch über seine belgische Geschichte, welche bei weitem nicht bekannt genug ist, merkwürdige Angaben vor; 30 Jahre vor seinem Tode vollendete er sie, überarbeitete sie, feilte an dem Meisterwerke viele Jahre, und weil er nie die Wahrheit unkenntlich machen oder gar verläugnen wollte, hinterließ er sie ungedruckt; die erste Ausgabe erschien zwölf Jahre nach seinem Tod. Ist's möglich, daß Bignon ihn bewegen wollen, sie mit Austilgung alles, an Tacitus Erinnernden, in hübsch breit fließendes Latein umzuarbeiten (S. 285)? Das sieht Urtheilen und Vorschlägen gleich, die auch zu

unserer Zeit nicht unerhört sind. Er aber hatte Tacitus nicht anders, als so nachgeahmt, wie Thucydides den Homer, Demosthenes jenen. Was einer in seiner Art für das Trefflichste hält, eignet er, nach der Sympathie des Gefühls, sich an, hört aber darum so wenig auf, er selbst zu seyn, als die Natur seines Körpers durch die Nahrung, die er etwa liebt, individuell zu seyn aufhört. *)

73.

Kirchliche Geographie und Statistik, von Dr. Karl Friedr. Stäudlin, Prof. und Consistor. Rath zu Göttingen. Zwey Theile. Tübingen, 1804. XXII und 504, XXVI und 749 Seiten in 8.

Eine Kirchenstatistik war allerdings in mehr als Einer Form denkbar. Viele würden am natürlichsten finden, hier nicht politische Eintheilungen, sondern das eigentliche Religionsgebäude nach seiner innern Beschaffenheit zum Grunde zu legen,

---

*) Die feinen Anspielungen des Verfassers auf sich selbst und seine Grundsätze — in dem, was er im letzten Abschnitt dieser Recension von Grotius geringem Glück, das er an Höfen fand; von seiner Abneigung vor einer Religionsveränderung (die auch ihm verschiedenemal zugemuthet wurde) und von der, auch Grotio nachgesagten, Nachahmung des Tacitus sagt — werden Lesern, die ihn im Leben vertrauter kannten, nicht entgehen.

Anm. d. Herausg.

so daß der Zeitfolge nach z. B. die römische, oder, wenn man will, die griechische Kirche, mit ihren Unterabtheilungen, und bei einer jeden ihre Verhältnisse zu den Staaten dargestellt wären. Allerdings merkwürdig und an Folgerungen fruchtbar. Hr. K. R. St. hat gleichwohl für besser gehalten, den Religionszustand nach den Ländern zu beschreiben, mit deren Verfassung das Kirchenregimeut, die Ordnung der Disciplin und die Duldung der Secten zusammenhängt. Man kann auch dieser Manier ihre Vortheile nicht absprechen. Die Idee ist mit vieler Deutlichkeit, Ordnung und Gelehrsamkeit durchgeführt; es ist ein empfehlungswürdiges Werk. Die voranstehenden allgemeinen Notizen erfüllen in ihrer Maße auch, was von dem andern Plan zu wünschen seyn möchte. Hierauf werden im ersten Theil Großbritanien, Scandinavien, Rußland, Preußen, Ungarn und Italien, im zweiten der Rest von Europa und die übrigen Welttheile nach dem Religionszustande dortiger Christengemeinden geschildert. Viele Secten werden durch des Verf. luminöse Genauigkeit erst recht kenntlich. Wir wollen die Swedenborgische, die Kirche des neuen Jerusalems, von der ein Schriftsteller (Thl. I, 266) glaubt, sie werde unsere altchristliche Kirche dereinst verdrängen, zum Beispiel anführen: Die Zeit Swedenborgs war, seit 1747, die zweite Zukunft des Herrn; da geschah das jüngste Gericht, nämlich die alte Kirche wurde verworfen; das neue Jerusalem, nämlich der Zusammenhang der Geister- und Naturwelt, kam auf. Gott ist Christus; dessen Gottheit der Vater, und seine Kraft der heilige Geist; reine Liebe ist die Sonne der neuen Stadt; in die Ewigkeit nimmt der Mensch seine herrschende Liebe mit, und wird, nach derselben, glücklich oder das Gegentheil. Im

Uebrigen ist das Wort, nämlich die Bibel, mit Ausschluß der Episteln (auch Hiobs und Salomons) das Gebot und der Herr: es hat einen buchstäblichen, zugleich aber geistigen, und auch einen himmlischen Sinn. Gnadenwahl, Genugthuung, sind verworfen, alles beruhet auf Besserung und Wiedergeburt. Keine Taufe, keine Ehe, als die ihrige, gilt: jährlich unterschreibt jeder den Taufbund; jeden dritten Sonntag wird Abendmahl gehalten. Auf dem Stuhle des Präsidenten liegt das Wort; aber vier Männer, deren einer Bischof, leiten die Gemeinde. In Schweden mögen 2000, ungleich mehrere in England seyn. Sie sind unter sich auf das engste vereiniget; ein Volk Gottes, glauben sie, zu Beherrschung der Erde bestimmt; bekanntlich werden Projecte auf Innerafrica hiemit verbunden. Es läßt sich nicht zweifeln, daß bei der Erschütterung unserer ganzen moralischen und politischen Welt viele, ihrer Natur nach mystische, Secten sich zusammendrängen, und in der unzugänglichsten Verborgenheit für ihre Herzen den Trost suchen und finden werden, welcher in dem Weltgetümmel überschrien wird. Wie viele Menschen verlieren alles, was ihnen werth ist, und werden für den Charakter der Zeit mit Abscheu und Verachtung erfüllt! Es ist keinem zu verübeln, in seinen Gefühlen etwas zu suchen, was die ersetze, die man so grausam zerriß. Wenn man das ganze Werk durchgeht, so erscheinen die alten Formen der Kirchen ehrwürdig, aber abgenutzt; unbefriedigendes Räsonniren muß weit eher noch, als die Majestät geheimnißvoller Gebräuche die Kraft verlieren. In der That steht man in Ländern, welchen sonst Religiosität nicht fehlt, oft hinter den Alten. Vergleiche Polyb und Livius mit der Klage über die Eidschwüre in England

(Th. I, 135); ohne Feier, ohne Würde, offenbar gewissenlos, und über die größten Kleinigkeiten wird geschworen. Sollte unmöglich seyn, hierin zu helfen? Wir erinnern uns, wie Chrysostomus einst, eine ganze Fastenzeit durch, und (wie er endlich sagt) nicht ohne Wirkung, den Antiochenern wider das Fluchen gepredigt. In einer freien Verfassung beruhet soviel auf dem Eid; wir hören aber nicht, daß jemand sich zum Geschäfte gemacht, wider diesen Mißbrauch Mittel zu finden. Der Verf. bemerkt öfters, wie unverständlich die Sprache der Gebräuche geworden. Der Geist ist entwichen; Unfälle wie die, so wir sehen, müssen die Gemüther wieder bewegen. Die anglicanische Kirche ist zu reich; anderswo sind die Geistlichen auf Kosten ächter Vaterlandsliebe untheilnehmende Kathedergelehrte worden. Der unglückliche Zustand der katholischen Irländer wird unparteiisch dargestellt; $^{19}/_{20}$ des Reichs sind (nach A. Young) bei Anlaß der Kriege den Eigenthümern entrissen worden; unter hartem Joch bauen die Enkel derselben ihre väterlichen Aecker für Nachkommen der unbedeutendsten Menschen. Anbei wird endlich die nun bessere Aussicht eröffnet. Das Capitel von Rußland lehrt die rascolnikischen Secten bestimmter unterscheiden. Dem herrschenden Gottesdienst ist Popularität nicht abzusprechen; auch wirkt er wesentlich auf Gehorsam und Ordnung; vieles, uns ärgerlich Scheinende, ist einer noch nicht abgelegten Rohheit gemäß, aber die Arbeit geht glücklich fort. Bei Ungarn ist die (nichts weniger als überschätzte) Summe von beinahe anderthalb Millionen Einkünfte der Bischöfe und Capitel bemerklich. Den Klagen der Protestanten S. 376 ff. wird nach den, seit dem letzten Frieden geäußerten milden, liberaleren Gesinnungen ohne Zweifel ge-

holfen werden. Wie wenn ein Reich wäre, wo bei offenbar nöthiger besserer Entwicklung der natürlichen Fähigkeiten, in dem Augenblick höchst nöthiger Vereinigung aller Unterthanen zu dem frohesten, zutraulichsten, festesten Anschließen an einen guten und gerechten Monarchen in der allergrößten Krisis, alle Schulen, auch die protestantischen, der katholischen Geistlichkeit unterworfen würden! Wenn eine solche Kränkung einer schätzbaren, in Millionen gehenden Menge durch öffentlichen Druck als Gesetz verkündiget würde! Wenn Gegenvorstellungen nicht einmal vorgelegt würden! So wäre ja nicht zu zweifeln, wer eigentlich das Emporkommen regerer Verstandesübung und einer froheren Geistescultur in so einem Reich hindert. Was müßten hievon in ganz Europa alle diejenigen halten, welchen der Flor und das bessere Glück desselben Bedürfniß für das Allgemeine scheint? — Der Papst, sein Amt, seine Herrschaft, und Rom, sind vorzüglich gut beschrieben. Zu Napoli besteht 1/40 Theil der Nation aus Geistlichen; von Grund und Boden haben sie die Hälfte, von den Einkünften ein Drittheil; in der Hauptstadt sind 146 Klöster. Gewiß also einer der Staaten, wo das gepriesene Mittel für Sittlichkeit, Religiosität, Gehorsam, nicht fehlt! Ward er dadurch fest? Sein Volk besser, muthiger? Wie Viele fielen denn für die Verfassung? Oder, was haben die *letzteren* Jahre gezeigt? Wenn die Remedur der öffentlichen Uebel zweckwidrig angegriffen, wenn der Geist (dessen Erhöhung und Veredlung so überaus dringend ist) unter falschem Vorwand niedergedrückt werden soll, muß man Verräther seyn, um nicht zu warnen. Wenn alles fallen soll, so soll man auch mit Fingern auf die deuten können, welchen aus dem Unglück ein großer Antheil zuzuschreiben

ist. Jedoch, genugsam sehen wir nun, was in diesem Buch zu finden, wie viel daraus zu folgern ist. Nur noch einige angestrichene Stellen wollen wir berühren.

Zuerst Th. I, 40 die sehr wohlgerathene Vergleichung des morgen- und abendländischen Christenthums. Die Charakteristik der Lutheraner S. 73 ist richtig von denen, welche sich an die alte Confession halten. Mit rühmlicher Unparteilichkeit wird S. 76 das Mißlingen vieler ehemaligen Vereinigungsversuche den lutherischen mehr, als den reformirten Theologen zugeschrieben. (Das 17te Jahrhundert war das ärgste, worin keine Partei der andern etwas vorzuwerfen hat; wollte doch der ehrwürdige Züricher Antistes Breitinger Gustav Adolphs Porträt nicht gern in der Stadtbibliothek sehen, weil derselbe das Lutherthum begünstiget hätte! Wie anders, vor nun schon mehr als fünfzig Jahren, der lutherische Kanzler Mosheim: Rite qui cuncta ponderaverit, is cum Reformata ecclesia nihil amplius nobis certaminis esse, libenter fatebitur. Institut. H. E., 909). Durch einen, hundertmal wiederkommenden, Druckfehler werden Menno Simon's Schüler Memnoniten genannt. Nicht mit Unrecht wird S. 100 Calvins herbem Temperamente Einfluß auf die Prädestinationslehre zugeschrieben (der nämliche Einfluß auch auf die Denkweise der reformirten Geistlichkeit wollte 1675 die Lehre durch die *Formula Consensus* symbolisch machen); dessenungeachtet scheint eine philosophischere Ansicht Calvinen diese Idee vorerst empfohlen zu haben. S. 104 ff. wird nach einleuchtenden Gründen die Zahl der Christen in aller Welt für ein Zehntheil des menschlichen Geschlechts angenommen; es ist aber der gebildete,

der thätigste, die anderen meist regierende Theil. Nicht weniger wahr ist die Bemerkung S. 111, daß die Richtung der Gemüther jetzt nicht auf Unglauben, eher auf Katholicismus zurücksteht, „welcher, nicht so unstät und unruhig, wie der Protestantismus, in seiner alten Glorie dasteht, durch „eine anziehende Mystik, hohes Alterthum, reizenden poetischen Anstrich fesselt, immer sich wieder „erhebt, auch seinen Papst sich nicht hat" (wohl auch nicht wird!) „nehmen lassen." Es ist hiemit, wie mit der Herstellung alter Verfassungen, unter welchen man sich viel behaglicher befunden: Herz und Einbildung rufen in die altgewohnte Ruhe, die aber auch ihre großen Unbequemlichkeiten hatte, welche man jetzt nicht sehen will; man mag die Partei genommen haben, sich diesen zu fügen; das muß aber von selbst geschehen; wer es den Leuten auf eine Verdruß machende, hämische Art aufzwingen will, wird so wenig der alten Kirche, als dem Staat hiedurch dienen. Das Räthlichste ist Vertragsamkeit, Ueberzeugung von dem gemeinschaftlichen Interesse in Erhaltung der Kirche, und bei den Protestanten Rückkehr zu der alten biblischen Manier Luthers, und eine nothwendige Herablassung aus den Wolken der Theorien zu den Menschen, deren Sinne und Herz gewonnen und befriediget werden müssen. Von dem gegenwärtigen Zustande urtheilt der Verf. sehr schonend, und schildert die theologische Klugheit nicht, wie man ihr in Journalen und Vorträgen begegnet, sondern wie sie in seinem richtigen Verstand und biedern Charakter freilich ist.

Den Schriftstellern über Malta ist das beste, erschöpfendste Werk, Malte ancienne et moderne par le Chevalier Louis de Doisgelin, beizufügen, von dem zu Marseille 1805 zwar nur der erste

Theil herauskam; die übrigen sind aber fertig, und des ersten durchaus würdig. Die verwickelten Artikel, Deutschland und Schweiz, finden sich mit möglichster Bestimmtheit, die außereuropäischen so reichhaltig, wie nirgend anderswo, behandelt. Die herrenhutische Brüdergemeine hat einen recht guten Artikel bekommen; man sehe Th. II. 435 — 468; wer wollte ihn nicht mit Vergnügen lesen, nicht die Erhaltung „der ersten Liebe" einer Verbindung wünschen, worin so Viele das Glück ihres Lebens, Heilung und freudige Zuversicht gefunden! Sie haben ein wahres, durch die Welt verbreitetes, heiteres Cönobium (Gemeinleben), das, wie wir glauben, bleiben und noch wachsen wird, wie jene alte erste Kirche, deren Bild keine lebendiger darstellt. Die musterhaften Einrichtungen, welche Gotha der weisen Tugend Ernsts des Frommen zu danken hat, werden hierauf in guter Uebersicht dargestellt. Nicht drei, sondern neun Bände, deren 1799 der letzte erschien, hat das S. 491 angeführte, in mannichfaltiger Rücksicht interessante Werk des preußischen Historiographen, G. R. Erman, über die Réfugiés. S. 679 wird von der Aehnlichkeit des Christenthums mit dem Glauben Indostans gesprochen. Und allerdings gründet sich alles auf gewisse uralte Begriffe, welche, nach Zeiten und Ländern verschiedentlich gestaltet, in jenen Sitzen der Urwelt, wo man wenig ändert, ihre Einstimmung kenntlicher erhalten haben: aber der grundlose Traum, Christi Person im Crishna und etwa die Apostel in den Zeichen des Thierkreises zu finden, bleibt nichts desto weniger eine portentöse Mißgeburt regelloser Einbildung, die für historische Wahrheit gar keinen Sinn hat. Wünschenswerth ist, daß die asiatischen Religionen und die Verbindungen der Völker immer mehr Beleuchtung erhal=

ten. Möchte die calcuttische Gesellschaft, statt vieler Dissertationen, mehr kritisch genaue Ausgaben und Uebersetzungen alter indischen Werke liefern; welches das einzige Mittel wäre, selbst zu erkennen, was es denn ist, wie es kam, wie alles zusammenhängt. Wie viel mehr wäre über dieses lehrreiche, treffliche Werk zu sagen!

74.

Konstantinopel, in der Patriarchatsdruckerei; Επιστολαριον, εκ διαφορων ερανισθεν. 1804. 343 Seiten in 4.

Der gelehrte Arzt Basilius, Herausgeber dieses Werks, wollte Jünglingen Muster eines guten Briefstyls in die Hände liefern; die Arbeit ist aber so ausgefallen, daß die Nebensachen viel mehr, als die Hauptabsicht interessiren. Wenn Einfalt, Kürze, Zweckmäßigkeit Briefe empfehlen, so kann die steife Rhetorik und wortreiche Leerheit der meisten hier vorkommenden Muster unmöglich eine gute Anleitung seyn. Allein die langweiligen Chrien endigen S. 71. Von da bis S. 273 folgen merkwürdige Briefe des bei der Pforte als geheimer Staatsrath (εξ αποῤῥητων) angestellt gewesenen Alexanders Maurocordatus, dessen Einfluß auf Krieg und Frieden, besonders von 1653 bis 1699 sonst bekannt ist. Zwar sind auch seine Briefe nicht frei von jenen ampullösen Rednereien: sie haben manchmal, aber nicht immer, das Herzliche, was dem Briefe den Vorzug vor geschmücktern Aufsätzen gibt; überdem ist kein Einziger datirt, und es gehört eine nicht oberflächliche Kenntniß der Zeiten dazu, um sie in ihre Jahre

hinzuweisen; mühsam ist dabei die Lectüre durch den elenden Druck mit ganz abgestumpften Typen auf beinahe durchsichtigem Papier. Dennoch wird niemand ohne mancherlei Belehrung die Sammlung aus der Hand legen. Man sieht einmal den Charakter eines der edelsten neugriechischen Großen, als Bürger (das Geschlecht war von Chios), Gatte, Vater, Freund, Geschäftsmann, wahrer Verehrung würdig, nicht unglücklich in Vergleichung Anderer, aber durch die despotische, mißtrauische Regierung, wie durch die unpatriotische Handlungsweise vieler Griechen selbst, unaufhörlich gebeugt. In den Alten war er sehr gelehrt; rührend empfiehlt er dem Alexandrinischen Patriarchen Gerasimus, und unaufhörlich seinen eigenen Söhnen diesen einzigen Weg, wieder etwas zu werden, daß man die Vorzeit sich aneigne. Er dringt sehr auf die Cultur der alten attischen Grazie, deren Ueberbleibsel Margurus und Korydaleus gesammelt, sehr auch auf die Uebung im alten Styl, und seinem eigenen ist von Seiten der Reinheit wirklich nicht viel vorzuwerfen. Sein Führer in der Kritik scheint vornehmlich Photius, nach dessen (Seite 314) abgedrucktem Schreiben an Erzbischof Amphilochius von Cyzicus er seinen Söhnen die dem Phalaris zugeschriebenen (αναφερουμενους) Briefe (auf welche auch Sir William Temple so viel hielt) als die schönsten Muster empfiehlt. Er kennt übrigens alle Zeiten seiner Nationalliteratur, und führt Kirchenväter und spätere Grammatiker oft an. Zum Vergnügen im Lager muß Meletius, Bischof zu Arta, ihm die Erotiker senden. Die Hauptaufmerksamkeit verdienen jedoch seine historischen Aufsätze, nämlich mehrere Briefe über Kriegsvorfälle, und besonders die S. 315 bis 340 abgedruckte Rede, πρεσβευτικος προς Γερμανȣς περι ειρηνης, vom

J. 1691, auf die er sich mit Recht etwas einbildete (Brief an Constantinus Dukas). Thucydideisch ist sie nicht; wer würde sie gefaßt haben? Jedoch nicht ohne Beredsamkeit in Darstellungen. Padisha Achmed II sandte ihn bei dem Antritt seiner Regierung. Da war die Hauptsache, den Oestreichern den Wahn zu benehmen, daß dieses aus Erschöpfung oder Furcht geschehe. Zu dem Ende geht er die Reihe ihrer Siege durch, um zu zeigen, daß zufällige Fehler der Uebereilung osmanischer Feldherren und nicht Uebergewicht sie ihnen in die Hände geliefert, und nach dem erlittenen Verlust immer noch die größten Ressourcen der Pforte bleiben. Sie sollen sich durch die öftern Unruhen der Provinzen, ja der Hauptstadt, nicht lassen täuschen; es habe mit dem türkischen Reich eine eigene Beschaffenheit. Wenn der Padisha zu gut oder hinlässig sey, so möge wohl etwas ausbrechen, und einige Tage fürchterlich wüthen; aber bald erhebe sich der Herr selbst oder sonst ein Mann von Kraft, welcher die Aufrührer in kurzem vertilge, da das Ansehen der Religion beim ersten Aufruf eine Menge begeistere. Die Geschäfte werden da nicht von Leuten geführt, welche durch veraltete Familiennamen (εξοφωμεναι εικωναι) emporkommen. Talente und Fleiß (φιλοπονια και της φυσεως επετηδειοτης) gebe dem Geringsten zur höchsten Würde Anspruch; man betrüge sich bisweilen, da sey aber bald geholfen, man mache mit ungeschickten Ministern keine vielen Complimente. Also, wenn das unermeßliche Reich in der größten Gefahr scheine, sey immer möglich und wahrscheinlich, daß unter so vielen talentvollen Völkern der Großherr den rechten Mann finde, welcher der Noth gewachsen sey. Wir haben dieses anführen wollen, weil auch noch oft mit Uebereilung verach-

tet wird, was in diesem Reiche nicht nach dem Maße unserer Aufklärung und Einrichtungen ist. Wenn sich alles so verhielte, wie man schon seit Ricaut es vorstellt, es hätte vor hundert Jahren in sich zusammenfallen müssen. Von S. 273 bis 304 sind Briefe von Johann Nicolaus, des Sohnes von Alexander Maurocordatus, Woiwoden bald der Moldau, bald der Wallachey; nicht nach des Vaters größerm Sinn (ο αοιδιμος παππος wird dessen Söhnen immer als der größte Sporn der Auszeichnung vorgehalten), doch nicht ohne Interesse. Es kommen überhaupt einige treffliche Männer zu näherer Notiz; besonders Jacob Manas, der gelehrte Argiver, jener Gerasimus, und (mit welchem Alexander am genauesten verbunden seyn mochte) der Jerusalemische Patriarch Dositheus. Endlich ist, vermuthlich vom Herausgeber, eine Erklärung der Monate (S. 304—313), nicht ohne viele Anführung der Grammatiker, doch eben so wenig ohne merkliche Proben von Unwissenheit. Die Indictionen leitet er von Augustus her; es sey verdorben aus *in Actium;* bei den Aegyptiern, Italienern und Böhmen (Μποχεμιοις) werde der Tag von dem Niedergang; bei den Babyloniern, Persern, Griechen und Nürnbergern von dem Aufgang der Sonne gezählt. Den Beschluß machen ein paar Gebete nicht ohne etwas βαττολογια. Es wäre merkwürdig, durch die Patriarchaldruckerei von dem Wissen und Wirken solcher Männer, wie der alte Maurocordat und seine Freunde, mehr Proben und Berichte zu erhalten, und die Berührungspunkte der Nation mit der Literatur anderer europäischen Nationen vervielfältigt zu sehen.

75.

Tübingen, bei Cotta: Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tyrol; von Joseph, Freiherrn von Hormayr zu Hortenburg, Tyroler Landmann, k. k. Hoffecretär bei der Staatscanzlei in auswärtigen Geschäften. Erster Theil, erste Abtheilung, 1806. XXVII u. 310 S. in 8.

Wie auf den Gränzmarken Deutschlands und Italiens eine Menge der verschiedenartigsten Herrschaften durch Zufälle und wohlangelegte Plane nicht nur unter Einen Herrn in Ein Land zusammengediehen, sondern sich auch in der Verfassung Züge von Freiheit erhielten, welche bis in die neuesten Zeiten einen besondern Volksgeist hervorgebracht haben; dieses historische Problem verdient seine Lösung. Wer war geschickter dazu, als der Verf., dessen Eifer und Glück in Sammlung und Bearbeitung der Urkunden durch seine Beiträge (Wien 1803. II. B. 8.) und seit 1802 erschienenen Tyroler Almanache, eben wie durch seine Theilnahme an der ersten (glücklichen) Landwehre sein Sinn und Muth für das Vaterland bewiesen war. In den vorliegenden Bogen liefert er bis S. 110 die Einleitung und Beschreibung der ersten Zeiten der Landesgeschichte bis auf den Augenblick des durch die Waffen Roms herbeigeführten Untergangs ursprünglicher Selbstständigkeit. Seinem Charakter gemäß und der Zeit, worin er (vor der letzten Veränderung) schrieb, ist er nicht bloß als Geschichtschreiber, sondern oft als Volksredner zu betrachten, welchem an Befriedigung der Neugierde nicht so viel, als an Emporhaltung des National=

geistes liegt. Da diesem Zeitraum eine zusammenhängende reiche Fülle historischer Darstellung ohnehin fehlen muß: so nimmt der Verf. um so weniger Anstand, die Erzählung durch patriotische Anreden zu unterbrechen. In der That würde der Alten einer sich manchmal mit einem kurzen Spruch begnügt haben; aber das Publicum der Alten war nicht so zahlreich und gemischt, um so gebildeter, und nicht wie unseres zu eilfertigem Weglesen verwöhnt.

Wie zu erwarten war, fängt der Verf. von den Euganeern, Rhätiern und Galliern an, welche sich in diesen Gegenden herumtrieben und zum Theil festsetzten (1 — 61). Das zweite Buch handelt von dem cimbrischen Krieg, von dem wider die Pusterthalleute (Pyrrusten) und von der Unterjochung, die Horaz besungen. Daß hier sehr vieles Allgemeine von den genannten Stämmen, eben so passend in die Beschreibung jeden andern Zweigs, vorkömmt, ist an so einem Buch nicht wie an andern zu tadeln, weil es zum Theil für Leser geschrieben ist, welche andere Geschichtbücher nicht nachschlagen, und nach Einem das Gemälde der Voreltern sich vollständig entwerfen wollen. Die Erzählung endigt wehmüthig mit einem Epiphonema, das in dem Volk und seinen Beherrschern die Achtung für das Untilgbare eines auf die Lage, Verfassung und Angewohnheit gegründeten Charakters zu erhalten zweckt. Es dringt sich hiebei ein gewisses gehemmtes Gefühl peinlich, auf. Wie können Nationalhistorien anders endigen!

Es folgen hierauf Anmerkungen, die sehr lehrreich sind (über Naturereignisse, den durch Erzherzog Johanns Veranstaltung endlich erstiegenen Ortels, viele Alterthümer u. s. f. S. 111 — 145), ein Idiotikon der deutschen Mundarten in Ron-

cegno, Lavarone, Pergine und den Sette-comuni (S. 182), Aufschriften (S. 186), endlich alle Stellen der Alten. Da diese aus Büchern genommen sind, welche der Gelehrtere überall findet, und ihre Sprache dem, der es gar nicht ist, sie wenig brauchbar macht, so hätte, wo nicht Anführung hinreichen, doch vieles abgekürzt werden können. Wir stellen uns vor, daß der Abdruck des Werks vor dem letzten Unfall angefangen war, und der edle Verf. nicht über sich gewinnen konnte, in diesem Augenblick von der Geschichte mehr zu sagen, da denn, um dem Theil schickliche Größe zu geben, dieses zur Ausfüllung dienen mochte. Für die historische Kritik ist es immer bequem. Bei den folgenden Theilen, deren urkundliche Quellen Hr. von Hormayr sonst schon geliefert, fällt es meist von selbst weg; die gänzliche Unterlassung wird niemand wünschen; es können Urkunden vorkommen, die sein rastloser Fleiß seither entdeckte, und wenigstens die bedeutenden Stellen derselben werden allezeit erwünschter Gewinn seyn.

Um so mehr empfehlen wir, den Buchstaben der Quellen bei der Ausarbeitung sich immer gegenwärtig zu halten, da ein Mann von warmem Gefühl und ein Dichter sonst leicht dazu kömmt, mehr aus denselben hervorzubringen, als darin liegt. Wir sind auch nicht sehr für die lebendiger Einbildungskraft sich leicht darbietenden Parallele; da unmöglich Einer alle Geschichten gleich genau ergründen kann, so werden sie nicht selten unrichtig ausfallen; wie S. 19 Graf Julians Verrätherei an dem westgothischen Reich als gewiß gegeben; S. 20 Wilhelmen Tell nicht dieser oder jener Umstand, sondern die Existenz angestritten; S. 28 die Plünderung von Delphen durch die Gallier als nicht bloß versucht, sondern vollendet,

erwähnt

erwähnt wird. Vermuthlich ein Druckfehler setzt S. 72 den Pontus hinter den Ural. Die Denkmale des Mithradienstes können allerdings aus den Zeiten des römischen Aufenthaltes, keineswegs aus dem tuskischen Alterthum erläutert werden (S. 125). In allem den Gegenstand unmittelbar Betreffenden ist genaueste Anführung der Quellen nicht überflüssig: wie man S. 33 begierig wäre, die Stelle zu finden, welche ausdrücklich bezeuge, daß zwischen dem 532sten und 571sten Jahr von Rom die hier genannten Stämme gerade an die Quellen der Reuß, der Flüsse Rhein, Inn u. a. sich verpflanzt haben. Je unbestimmter in der Lage dieser Völkerschaften vieles ist, je kühner der eine diese nach der Schweiz, der andere dieselbe in die Mitte von Tyrol versetzt (man erinnere sich Tschudi's und Gulers), desto nöthiger ist's, hierin die Phantasie durch die Kritik zu fesseln. „Der schlechteste Ruhm" sagt der Verf. S. 57 sehr gut, „der schlechteste Ruhm ist, „alles verwerfen; der größte, etwas beweisen zu können; Spuren zu verfolgen, und, wo „Gewißheit unerreichbar, der Wahrscheinlichkeit eine „gebührende Stelle einzuräumen, ist die Pflicht eines Geschichtschreibers der Vorwelt." Bei Anlaß des cimbrischen Kriegs ist Martius S. 82 gut beschrieben. Die deutschen Gemeinden im Gebirg werden, vernünftigerweise, in viel spätere Jahrhunderte versetzt. In der That enthält auch ihr Idiotikon meist nur Beweise eines durch die Vereinzelung in die Alpthäler auf längere Zeit erhaltenen Provincialdialekts, und ist nicht merkwürdiger als viele von ähnlichen Gemeinden im Gebirg. Eher die in Valsugana (Vallis Euganea) und bei dem Volk der Berge zwischen der Drau und Brenta erhaltenen Sittenzüge (S. 144 ff.);

da wird auf des Hausvaters Grab noch Libation vollzogen, und werden auf Allerseelen Bohnen auf die Gräber gelegt. Kein Jäger wagt sich um die Mitte Jänners auf die Wildbahn; die Waldfrau, der wilde Mann, haben da ihr Wesen; dann holen Kinder das Wasser, und die Heerden werden im Stalle getränkt; man spinnt der Waldfrau am Rocken ein Haar, das ins Feuer geworfen wird.

Allein, der Geschichten erwähnen, ist, wie wir gesagt, nur eine halbe Anzeige des eben so sehr politischen Buchs. Die Aussichten, welche geöffnet werden, sind wahr, mehr als erfreuend, nicht nur für Tyrol. „Ein Zwischenstaat, wenn zwi„schen benachbarten das Gleichgewicht aufhört, wird „Waffenplatz, Schlachtfeld; sein Geschick ist kläglich, „die Gegenwart erlaubt nur halbe Genüsse, trübe „Aussichten die Zukunft, selbst die Vergangenheit „nur folterndes Andenken der bessern Tage. Was „ist Freiheit ohne Wehrstand, Glück ohne Dauer!“ „Doch (S. 61), lebendig spricht an die Seele der „Wechsel der Staaten, das Leiden der Völker; „kein Unglück, das nicht ein anderes warnend hin„dert (!).“ (S. 71). „Unglück schlägt erhabene „Seelen nicht zu Boden; es spornt zu Thaten. „Niederlagen haben in der Vergangenheit jene „Bündnisse erzeugt, die gebieterischen Siegern Bil„ligkeit abnöthigten. Ungleich zusammengesetzte „Heere sind freilich wie eine Arznei, tropfenweise „zusammengesetzt aus auflösenden und stärkenden „Mitteln, wo das eine gewiß verdirbt, was das an„dere gut macht. Aber keine Reihe von Siegen ist „so bewundernswerth, wie die lange ungetrübte „Eintracht zwischen Eugen und Marlborough.“ Vortreffliche Bemerkungen über den Krieg im Gebirg! S. 100 f. Wer so denkt, fühlt, schreibt, wäre

er auch bei weitem nicht so gelehrt und belehrend in Anderm, dessen Buch werden wir allezeit loben; der Geist ist's, der da lebendig macht, und dessen ist Noth.

Wir verbinden hiemit die Anzeige zweier andern Schriften des Freiherrn von Hormayr, weil, bei zwar ganz verschiedener Form, derselbe Geist in ihnen weht.

76.

Wien, bei Degen: Friedrich von Oesterreich, ein historisches Gemälde, in fünf Aufzügen. 1806. 132 S. 8. (14 gr.)

Ebendas., bei Ebendemselben: Leopold der Schöne; ein Sittengemälde der Vorzeit, in fünf Aufzügen. 1806. 89 S. 8. (12 gr.)

Das erste Stück stellt besonders jene Scene lebhaft dar, wie Herzog Friedrich, in Kaiser Sigmunds Acht, im Bann des Conciliums von Constanz, zwischen Verräthern im Lande und einem Bruder, dem er nicht ganz traute, endlich dem Landmann sich in die Arme wirft, heimlich, verkleidet, unkennbar durch Kummer und Leid, über den Arlenberg sich hereinstiehlt, und allein mit ein paar treuen Freunden, als ein Fiedler, endlich sich dem guten Volk zu erkennen gibt. Der Grund des zweiten Stücks ist ebenfalls, doch weder so rein historisch, noch, unsers Erachtens, so ganz glücklich gewählt, obwohl gut bearbeitet. Es bezieht sich auf die Fehde zwischen Oesterreich und Böhmen, worin Herzog Wratislaw im langen

Thal an der Teja 1082 über Leopold gesiegt, und Azo von Kuenring auf der Azmannswiese 1083 ihm wieder das Siegesglück entriß. Der Stoff des ersten Gemäldes ist vortrefflich; ein tapferer und liebenswürdiger, höchst unglücklicher, von Heer und Hof verlassener, von grausamen Feinden unversöhnlich verfolgter, aufs äußerste getriebener Fürst, was vermag er nicht, durch den Entschluß, bei seinem, ebenfalls leidenden, das unwürdige Schicksal theilenden Volk die Kraft aufzuwecken, vor der, wohl geleitet, auch große, sieghafte Heere manchmal haben weichen müssen! Die Geschichten sind mit poetischer Wahrheit und einem ergreifenden Interesse dargestellt; alles ist vaterländisch, und gefällt, wenigstens dem Leser, dem ein Herz dafür schlägt. In diesem Gesichtspunkt müssen diese Arbeiten genommen werden, sie haben ihr Local, ihren bestimmten Zweck, einen großen und guten, der dem Theater der Alten nicht unbekannt war.

Der gute Herzog Friedrich scheint S. 46 vor Gram sein Gedächtniß verloren zu haben; er weiß nicht mehr, wie sein Vater geheißen (nimmt den Großvater dafür), verwechselt Braun und Weiß, entstellt eine Geschichte, wirft die Chronologie unter einander, und (das ist das Bedauerlichste) täuscht sich über die wahren Ursachen der Unfälle seines Hauses! Darüber hätte ein treuer Rath ihn etwas vollständiger belehren sollen. Doch — wer wird den Geist des Ganzen nicht ehren! der Verf. fahre fort; er wird es so wenig an dem fehlen lassen, was die Fürsten und Führer sich zu merken, als was Volk und Heer zu bedenken haben.

77.

Oratio de bonis Academiae Jenensis, *D. Henr. Car. Abr. Eichstädt.* 1806, 4. St. Petersburg.

Bei der gegenwärtigen Umbildung der alten deutschen Verfassung ist billig der Hauptzwecke einer, nicht nur die Verwirrung, Schwäche und andere, der bisherigen Form anhängende Uebel durch eine einfachere Zusammensetzung und eine zweckmäßigere Stellung zu tilgen und zu vermeiden, sondern auch aus den bisherigen Grundstoffen und von den guten Sachen, die man der Weisheit und Wohlmeinung der Voreltern schuldig ist, alles das in die neue Periode mit hinüber zu nehmen, was Bedürfniß und einer Veredlung fähig ist. Hiezu gehören unstreitig unsere Universitäten, welche in Ansehung der Zahl und Verdienste großer Lehrer, des Einflusses auf die Wissenschaften, und der Wichtigkeit für die Nationalbildung, Deutschland mit Recht allen ähnlichen Anstalten in Europa gegenüber zu stellen wagen darf. Ihre Mängel sind bekannt und verbesserlich. Es ist voraus zu sehen, daß der Geist einer neuen Ordnung der Dinge viele durch seine erste Wirkung schon abstreifen, und einen höheren, freieren Sinn verbreiten wird. Aber ist nicht eben so nothwendig, in so kritischen Epochen auf die Beibehaltung einer gewissen Ordnung und Mäßigung zu achten, ohne welche ein von gewohnten Banden losgerissenes Geschlecht bald, wie man anderswo erlebt, über alles Ziel und Maß hinaus in die ungeheuersten Träume und verderblichsten Plane sich verirren kann? Unsere akademischen Gesetze, das Beisammenleben so vieler kenntnißreichen Männer, der

Wetteifer der mehreren Anstalten, können dieser Gefahr mit am besten vorbeugen. Eine Mutteruniversität, welche Muster und Führerin wäre, ist leichter zu wünschen, als nach der Form, welche Deutschland wahrscheinlich doch immer behalten wird, zu hoffen: aber daß die germanischen Bundestage mit mehr und besserem Leben, als der entschlafene Reichstag, das große Geschäft der Nationalerziehung und des Ganges der öffentlichen Meinung nicht unbeachtet lassen, und so von dem gemeinsamen Mittelpunkt heilsame Lichtstrahlen auf diese Angelegenheit der Humanität selbst geworfen werden dürften, ist eine wohl nicht schwärmerische Erwartung. Zu Hervorbringung aller heilsamen Wirkungen müssen die Werkzeuge, diese gelehrten Institute, wenn auch nicht alle, doch großentheils, mit ihren Fonds bleiben. Dieses kann nicht genug empfohlen werden. Selbst anderen Mitgliedern der großen Föderation Europens können diese, uns in der Art eigenen Anstalten, um so nützlicher werden, wenn künftig die ganze gesittete Welt mehr und mehr von Einem Geiste belebt werden soll. Deutschland liegt zu einer Völkerschule vortheilhaft; eine so große Masse der mannichfaltigsten Gelehrsamkeit ist nicht leicht anderswo verbreitet, und man muß uns lassen, daß wenn, wie unvermeidlich, manches auch bei uns übertrieben worden, dieses mehr in das Lächerliche gefallen, als weltverderblich gewesen ist. Italien hat seine Künste; Frankreich, wie vielseitige Bildsamkeit für alles! möge Deutschland die Lehrerin seyn! Was haben wir als unsere Sprache und Literatur? —

Diese Betrachtungen dringen sich auf, wenn man in der vorliegenden Rede die nicht bloß bei uns noch berühmten Namen, die mannichfaltige

Einwirkung des stillen Jena auf die allgemeine Wissenschaft und Literatur, und um alles die milde väterliche Sorgfalt des Hauses von Sachsen-Weimar, in einem Gemälde dargestellt sieht. Man erblickt nicht ohne eine theilnehmende Rührung die Stiftung dieser Anstalt, im Schoße der schönsten Natur und fast mitten in Deutschland, als Hauptgeschäft des ehrwürdigen Johann Friedrich mitten in seinem Unglücke; unter nachmals getheilter Herrschaft und oft äußerst niederschlagenden Verhältnissen, bei sehr mäßigen Fonds, Jena doch bestehend, bei einer jeden großen Aenderung der Lehrform oder Ansichten sein bedeutendes Wort mitsprechend, und endlich in Zeiten gediehen, wo ausnehmende Freiheit in Untersuchung und Vortrag, mit anständiger Sittlichkeit und unermüdetem Forschungsfleiß gepaart, diese anmuthige kleine Stadt zu einer der Metropolen der Wissenschaft stempelte, wo der Zweck des Universitätslebens besonders gut (und auch der Armuth unschwer) erreicht, und in mehr als Einem Sinne Licht und Recht weit und fern verbreitet wurde.

Man kann hiebei die von jeher charakteristische Musenliebe der weimarischen Fürsten nicht mißkennen. Herren eines kleinen Landes, hatten sie kein besseres Mittel, Ruhm zu erwerben, ja sich selbst ihr Leben interessant zu machen. Ist nicht auch jener löbliche Versuch zu Veredlung der deutschen Sprache, die fruchtbringende Gesellschaft, bei ihnen entstanden? Was aber zumal wichtig für Jena gewesen und noch ist, war die fortwährende Sorgfalt, Lehrer, wie die Zeit sie forderte, überall auszuspüren, den Zunftgeist, die Landsmannschaft nicht aufkommen zu lassen, sondern diese Universität jedem offen zu halten, der, ohne

Unterschied aus welchem Lande, geschickt schien, seiner Wissenschaft neuen Schwung und Reiz zu geben. Das Beste und Angenehmste ist übrigens, nicht von vergangenem sowohl, als gegenwärtigem und fortdauerndem Glück reden zu dürfen. Wodurch der Hof zu Weimar selbst einen eigenthümlichen Glanz in den 30, 40 letzten Jahren erworben, weiß die Welt, so weit die großen Namen von Goethe, Herder, Wieland, Schiller gereicht, und die Nachwelt wird es wissen, wenn die Geschichte auf die Urheber dieser edlen Vereinigung stößt. Es wird ohne Erinnern begreiflich, wie die attische Urbanität bei Hofe, wie die ununterbrochene Arbeit im Schönsten und Besten, die Nähe so vielen Geistes und Genie's auch auf die nahe Universität wirken mußte. Besser in der That, als wenn sie an dem Orte selbst existirt hätte; der ernste Fleiß ist für die Einsamkeit im romantischen Thal; die Pedanterei aber wird verscheucht durch das vielfältige Zusammentreffen des grazienvollen Hofs. Daß aber diese günstige Lage dauern muß, ist schon darum zu hoffen, weil sie in den Verhältnissen liegt: Jena, vernachlässiget, schlecht versorgt, würde nicht abnehmen, sondern verschwinden; es würde kein Mensch mehr hingehen. Zweitens, wo man in aller Art von Vorzüglichkeit so weit gekommen, sind Rückschritte (wenn keine Revolution einbricht) kaum denkbar: besonders unter demselben Fürsten, dessen vortreffliche Denkungsart und eigene Genialität von dem vielen Guten die Hauptquelle war, wo das ganze Haus, wo namentlich auch die fürstlichen Räthe in gleiche Gefühle zusammenstimmen, und Flor von Kunst und Wissenschaft (einzige Zierde des Landes) der stärkste Beweggrund für alle wohldenkenden Menschen ist, in den schwersten Umstän-

den mit Eifer die Rettung und das Glück so verdienstvoller Fürsten zu suchen.

Wir schließen mit dem Wunsch, daß bald jede erhaltungswerthe Universität zugleich die Beruhigung Europens und die Befestigung ihres Institutes mit neuem Schwung feiern möge.

78.

Mailand, bei Sonzogno: *del cavallo alato d'Arsinoe. Lettere filologiche di V. Monti*, Prof. emerito e membro dell' istituto, al cittadino *G. Paradisi*, consultore di Stato. 1804; 77 Seiten in 8.

Wer erinnert sich nicht der etwas dunkeln Stelle Catulls in der Elegie über die Haarlocke der Königin Berenice:

Abjunctae paulo ante comae mea fata sorores
 Lugebant, cum se Memnonis Aethiopis
Unigena, impellens nutantibus aera pennis,
 Obtulit Arsinoës Locridos ales equus.

Wie die Ausleger herumgeirrt sind, ohne Befriedigung zu finden oder zu geben, ist in den ersten dieser Briefe lustig zu lesen. Hrn. Monti, und wer seine Ausführung prüfend lies't, wird klar, daß Arsinoë hier vergöttert, jene Venus auf dem Zephyrium, ihr geflügeltes Roß der Vogel Strauß, dieser aber Memnonide ist, nämlich bei Memnons Wiedergeburt mit ihm sich zum Leben erhoben hat. Wenn wir die Gründe darlegen wollten, so hieße das, unsern Lesern viel Vergnügen vorenthalten zu wollen, welche das eigene Nachlesen des geistvollen

Vortrags in der schönen Sprache ihnen gewiß verschaffen wird.

Aus den Anmerkungen können wir eine sehr lange (S. 54 — 76) nicht unerwähnt lassen, welche einen Hrn. de Coureil, Hauptverfasser oder Herausgeber des pisanischen gelehrten Journals, betrifft. Wir lernen daraus, daß die Herabsetzung der Ehrwürdigsten im Alterthum und der großen Classiker auch neuerer Nationen keine so seltene Sache mehr ist. Aehnliche Menschen gibt es auch dort; quel ciarlatano di Socrate heißt ihnen il Cagliostro dell' antichità; der Oedip des Toreiroli ist ja wohl molto superiore a quello di Sophocle; Euripid's Iphigenia, was ist sie gegen Racine's als un cattivissimo ed insipido abbozzo? Was Pulci gegen Ariosto, das ist Euripid's Hippolyt gegen die Phèdre von Racine, und überhaupt, wenn so ein Alter wieder käme, würde er solennemente fischiato (möglich) und fischiato a ragione (das nun wohl nicht). Aber was ist auch langweiliger, als Theokrit; und wer wird Tasso lesen, wenn er Florian haben kann? Beiläufig werden dem verehrten Parini seine Verdienste hart angestritten.

Zu bedauern ist der gute de Coureil, bei dem Hervorbringen dieser großen und neuen Ansichten so unsanft empfangen zu werden, wie hier durch Monti's ganz unbarmherzige Hände geschieht. So ist seit jenen kräftigen Zeiten der Burmane, der Saumaise, wohl nie einem widerfahren; quel acutissimo ingegno della Germagna, Lessing, verstand sich auch darauf, seinen Mann zu pulverisiren; doch nicht so herabsehend und durch und durch zermalmend, wie hier Monti thut, welcher hierin, dünkt es uns, seit Valla, Poggio, Filelfo, allein steht. Warum das, warum gebärdet sich der Mann so, wie kam er zu solcher Inurbani-

tät? „Dieser Coureil,“ antwortet er (S. 58 und 73) „insultirt durch seine schändlichen Urtheile die öffentliche Meinung aller gebildeten Menschen und Jahrhunderte, welche von der Achtung ihrer Decrete nur Narren dispensirt. Es gibt auch im Literaturwesen eine Religion, auf die Zusammenstimmung der gebildeten Welt sich gründend. Wer über die sich wegsetzt, setzt sich weg über die Vernunft, welche das Resultat dieser Uebereinstimmung ist. Solche literarische Bübereien verletzen sehr die Ehre des Landes, wo man sie ausheckt; solche pöbelhafte Schimpfreden auf die anerkannten Väter (z. B. des Theaters) beleidigen die Asche unserer größten Neuern, welche diesen Mustern so viele Vortrefflichkeit abgelernt hatten. Ja, wer durchdrungen ist von jenem unaussprechlichen Gefühle der Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit, welches aus dem Studium der Gedanken und Werke der großen Todten entspringt, wie kann er ihre Lorbeeren zerreißen sehen? Eltern gab uns die Natur, deren Name uns heilig ist: die Studien geben andere, denen wir das Leben des Genie's (das edlere, das vom Grabe aufruft, und für die Nachwelt heiliget) schuldig sind. Aber, wird man sagen, ein Narr macht nicht viele Proselyten. Gesetzt auch; aber daß man das Zeug so unwiderlegt sich herumtreiben läßt, erregt bei Fremden einen, für die Nation entehrenden Verdacht der Gleichgültigkeit!“ — Es muß jenseits der Berge ein sonderbares Geschlecht wohnen: Wir kennen ein Land, wo von Moses und Johannes bis auf Klopstock und Friederich auch nicht Eine Ehre den Jungen heilig ist, und man findet es — genialisch.

79.

(Zusatz zu der Recension eines andern Verfassers über eine neue philosophische Theorie der Geschichte; auch vom Jahr 1806.)

Unsern Vätern, so viele derselben seit Moses und Herodot Geschichte geschrieben oder gelesen haben, schien sie eine Vergegenwärtigung vergangener Dinge, zu dem Zweck, den gegenwärtigen Zustand und alle Einrichtungen aus dem Geist ihres Ursprunges zu erklären, und für alle Künste des Kriegs und Friedens, wodurch ein Staat behauptet oder verbessert wird, lehrreiche Beispiele in Erinnerung zu bringen. Selbst in den heillosesten Zeiten der dürresten Scholastik blieb der historische Vortrag von den Grillen der Theoretiker meist unangetastet, und, nach den Zeiten, populär. In den Jahrhunderten der Stiftung und Anordnung alles dessen, was wir jetzt verlieren, war diese Weisheit in den Rathstuben, war sie in den Hauptquartieren zu finden. Das ist die Dynamik der Geschichtschreibung, die da lehre, so viel Licht in den Kopf und so viel Feuer in das Gemüth zu bringen, daß dadurch Thatkraft für das Vaterland geweckt werde. Jetzt, wo das Geschelle jährlich neugemachter Formeln die altväterischen Ideen von Freiheit, Muth, Selbstständigkeit, Ehre übertönt, wo die Erklärung des Ursprungs und Geistes bald aller Verfassungen in Einem Wort ist: „Er wollte es so," und wo wir zu unserer Bequemlichkeit der mühseligen Sorgen für Sicherheit und Eigenthum immer mehr entladen werden, hat freilich die Muse der Historie diesem Geschlecht nichts weiter zu sagen. Da kommen unsere Jünglinge, sonst bewundernde Hörer des Alters; jetzt, ehe sie die Wissenschaft durchstudirt, mit Re-

sultaten fertig; allerdings sehr erhaben, denn sie bauen die Pyramide von oben herunter; wohlversehen mit einem furchtbaren Apparat von Productivität und Eductivität, Identität und Duplicität, Activität und Passivität, Sub- nud Objectivität, Dualität und Triplicität, und Gott weiß wie vielen Polaritäten, lauter hohen Dingen, wovon die Helden der Tage von Marathon, von Sempach und von Roßbach nichts gewußt, worüber Scipio und Brutus, Wilhelm von Oranien, der große Kurfürst und Friedrich so unwissend waren wie Polyb, Livius, Tacitus und ähnliche Stümper; damit schleudern sie die Historie weit aus den Augen der Menschen über das Empyreum hinaus. Seit wir nicht einen Schweinstall mehr zu vertheidigen wissen, helfen wir Gott das Universum machen; seit wir nicht mehr wissen, wer in acht Tagen unser Herr seyn wird, speculiren wir über den Plan des Ewigen mit seiner Welt. Wenn die Götter Homers das erlebt hätten, sie würden sich des ganz und gar undämpfbaren Gelächters nicht haben enthalten können; das geht aber dem nicht eben so, der Bücher dieser Art (von Gravitationsgesetzen, Dynamiken, auch manche Kriegsgeschichten, Annalen, Zeitschriften) zu recensiren verurtheilt ist. —

Will sich nun jemand in dem Bedlam unseres philosphischen Zeitalters herumführen lassen, der findet in dem (angezeigten) Buche das historische Zimmer, ganz so prächtig eingerichtet, wie es seyn muß für Geschichtschreiber dieser unserer neuesten Zeit. Wir haben den so hohen Pegasus dieser Philosophen nie gewollt: in der olympischen Stallung steht ein, dem Silen bekanntes Thier daneben; man könnte sich vergreifen. Zu Fuße mit ganz natürlichen Führern waren wir an Tells Hütte, fragend,

wie es läßt, für's Vaterland sein Leben zu wagen; zu Fuße in des Oraniers einsamem Cabinet, fragend, wie es hat seyn mögen, ohne Macht noch Siege, und noch dazu mit Coalitionen, durch bloßes Festhalten und großen Willen, Europa zu retten; zu Fuß im Xystus des Thrasea, zu bewundern, wie viele Würde und Kraft bei ungünstiger Lage doch der Tugend bleibt. Nichts der Art in der neuen Weisheit: auch nicht Falerner, nicht dulces sub arbore somni, oder Tibur, Bajä, Präneste, wobei der Venusiner Sünder den (gleichwohl oft ausbrechenden) Römersinn etwas zahmer stimmen lernte; nein, saft- und kraftloses Formelnwesen, Stroh gibt sie uns anstatt jener Kraftspeisen, welche die altmodische Historie, ich will nicht sagen, durch die Hand eines Thuans oder Grotius, nein, oft in Stadtchroniken darbot.

Aus zwei Ursachen, die in Eine fließen, haben wir unserer Mißbilligung dieser Manier einmal freieren Lauf gelassen: mit solchem Ideenreichthum, so vielem Schwung, wenn sie nicht im leeren Luftraum wie Blasen verschwendet würden, wenn die vielen schönen Talente benutzt würden, um dem Vaterlande (dessen Zeit einst auch wieder kommen wird) Männer zn bereiten, was wäre nicht auszurichten!

80.

Leipzig, bei Breitkopf und Härtel: Encyklopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients, aus sieben arabischen, persischen und türkischen Werken; von einem der orientalischen Literatur Beflissenen *) in Konstantinopel. Erster und zweiter Theil. (Mit fortlaufenden Zahlen.) 1804. XIV und 699 Seiten. 8.

Mustafa Ben Abdallah, Katib Tschelebi, von Konstantinopel, genannt Hadschi wegen seiner Wallfahrt nach Mekka, zuletzt Chalfa (Assessor) im Bureau Bash Mohassabeh, hat unter Morad IV im Krieg wider die Perser und in den Canzleigeschäften gedient. Eine Predigt Kasi Sadeh Effendi's, eines vernünftigen, aber der Ketzerei beschuldigten Gelehrten, erweckte in ihm die Triebe der Wissenschaften. Da zog ihn die encyklopädische Kenntniß zuerst am allermeisten an. Auf einer Reise notirte er sich alle in den Buchläden zu Haleb sich vorfindenden Bücher; von seiner Erbschaft verwandte er 3000 Piaster, sich selbst eine Bibliothek zu sammeln; oft wachte er über seine Bücher Nächte durch. Wir haben von ihm (durch Carli sehr schlecht übersetzte, und besserer Bearbeitung sehr würdige) chronologische Tafeln, vermittelst welcher der Mufti bei dem Großwessier des Verfassers Glück gemacht. Man hat viele andere, noch nicht übersetzte wichtige Werke von ihm; denn außer daß er wöchentlich zweimal die Canzlei besuchte, war der

---

*) Hrn. Joseph von Hammer.

Chalfa immer bei seinen Büchern. (Die morgenländischen Großen ehrten das: „Schems=ed=din Fetari gab den Professoren außer dem Dienstag und Freitag auch den Montag frei," nur damit sie ihre Werke desto besser ausarbeiten.) Die encyklopädische Uebersicht aller morgenländischen Wissenschaften und der darüber geschriebenen Bücher war das Werk seiner vier oder fünf letzten Jahre. Er starb 1658. Der Verfasser des Buchs, welches wir anzeigen, hat letzteres zum Grunde gelegt, und hin und wieder aus anderen Quellen ergänzt.

Wir werden unsere Unparteilichkeit durch die Rüge verschiedener Uebereilungsfehler beurkunden; es hätte verschiedenes besser eingerichtet werden können. Dessen ungeachtet welch ein Werk! und auf dem ungebahnten Wege wie weit! Wo hatte eine Nation hierüber mehr, oder so viel? Aber bei uns ist oft Sitte, den Gesichtspunkt zu verrücken, über Krittelei an Kleinigkeiten das Verdienst des Ganzen zu übersehen, Bedeutungen, welche unsere unvollständigen Wörterbücher nicht haben, ohne weiteres für unrichtig zu erklären. So unbillig ist diese mühsame Arbeit (welche anfangs von zwei der gelehrtesten Orientalisten Deutschlands genau geprüft worden war) in einer andern Literaturzeitung behandelt worden, als wollte man den Verf., von dessen reger Thätigkeit ungemein viel zu erwarten ist, durchaus abschrecken, und Verleger, die für solche Werke so schwer zu finden sind, warnen, ihm ihre Pressen zu leihen. Ein solches Benehmen bringt uns um die eben so ausführliche und in ihrer Art anziehendere Notiz morgenländischer Geschichts= und Literaturwerke desselben Verfassers und Uebersetzers. Wenige sprechen vor dem Publicum über solche Unternehmungen: es scheint weder liberal noch patriotisch, wenn dieselben, anstatt ihren Fortgang zu

för=

fördern, ihre Herabwürdigung zum Augenmerk zu nehmen scheinen.

Der Uebersetzer hätte genauer, kritischer unterscheiden sollen, wo Hadschi Chalfa, oder ein anderer, oder er selbst spricht: es wäre leicht gewesen, das Buch durch Kleinigkeiten genießbarer zu machen (sehr viele orientalische Büchertitel (S. 229), viele Namen der Quellen (S. 57), auch Titel von Aemtern und Würden, sind gar nicht übersetzt, einige, wie das Almagest als Medshisti (S. 118) undeutlicher als sonst, selten die Jahre der Hedjhra auf unsere Zeitrechnung reducirt; bei den vielen Namen einer Person war der vorherrschende, worunter man sie anderwärts aufsuchen mag, durch den Druck zu unterscheiden; öfters hätte eine Zeile Anmerkung eine Schwierigkeit gehoben): es hat wohl hin und wieder die letzte Feile gefehlt. S. 247 sind fünfzehn classische Geschichtschreiber, aber so angeführt, daß Nichtorientalisten von keinem die kleinste Notiz, nicht einmal den Namen erfahren; dieses ist auch S. 408, 421 und sonst unbeschreiblich unangenehm. S. 299, 513, wo von Uebersetzungen aus dem Nabatäischen in das Arabische die Rede ist, wünschte der Leser auch ein erläuterndes Wort über das Verhältniß der beiden Sprachen. S. 300 war gut zu sagen, von was für einem Sultane Masud gesprochen wird. Zu Ebn Sina's Zeit (st. 1036.) war freilich dieser Gasnevide zu Isfahan, sonst aber in Persien bujidische Fürsten im Besitz der Herrschaft, welches zur Deutlichkeit nähere Bestimmung erheischte. S. 361 war bei der Erwähnung astronomischer Tafeln Hulaku Chan's Nassir=ed=din der Verf., der ihm sie zuschrieb, zu nennen. S. 389 macht ein Schreib= oder Druckfehler die Stelle zu wahrem Unsinn: „3000 „Schritte hatte die Meile nach der Rechnung der

„Alten, nach der Rechnung der Neuern (wieder-„um) 3000 Schritte; der Unterschied beträgt 96000 „Zoll.“ Sollte S. 422 das Buch Ezechias nicht der Prophet Ezechiel, das Buch in zwölf Capiteln nicht unsere kleinen Propheten seyn? S. 433 ff. würden wir für Verstand Idee (wie anderswo für Aufschluß Ausspruch) deutlicher finden. Wie kann (S. 584) Mudshahid Ibn Chair, wenn er im Jahr der Hedshra 103 starb, unter den Abbasiden gearbeitet haben, welche erst nach dreißig Jahren die Regierung erworben?

Bei diesem allem, was wir anzeigen, um den Uebersetzer behutsam zu machen, ist nicht leicht ein Buch über orientalische Gelehrsamkeit merkwürdiger; schwerer zu übersetzen auch wohl keines: Es gibt Abtheilungen von Wissenschaften, welche deutsch auszudrücken so viel Nachdenken kosten mußte, als in der Grundsprache den Sinn zu fassen.

Hadshi Chalfa, zu Empfehlung seines Werks, führt eine Ueberlieferung des Propheten an, welche zeigt, wie Mohammed, wenn auch anfangs nicht für das Aufschreiben (S. 128), doch für Geistescultur eifrig war: „Lernet die Wissenschaft. „Wer von ihr spricht, preiset Gott. Sie ist das „Licht auf dem Wege des Paradieses, sie ist in der „Wüste unsere Vertraute. Durch sie erhöhet der „Allmächtige die Männer, die er zu Herrschern „setzt; in der Nacht der Ungerechtigkeit ist sie die „Leuchte der Augen; Studium gilt für Fasten und „Verbreitung der Wissenschaft für Gebet“ (S. 48 ff.). Daß Bücher endlich würden seyn müssen, habe er begriffen: „Wissenschaft ist die Jagd, und „Schrift das Netz. Durch die Schreibkunst hat „euer sich Gott erbarmt“ (130). Hierauf wird eine gute Geschichte des nach und nach entwickelten

Literaturwesens gegeben. S. 108 wird jene alte Sage erwähnt, wie in Katakomben um oder unter den Pyramiden der Hermes der Urwelt alle Instrumente der Künste und Lehren der ersten Wissenschaft eingegraben. Uebrigens werden die Hauptzüge der allgemeinen Literaturgeschichte ziemlich gut ausgehoben und vernünftig vorgetragen. Als Probe jener alten Weisheit in Fabeln und Sprüchen siehe die schöne Erzählung von Beschir und Schadan S. 24, deren Ende (S. 40) auch wir fühlen können: „Hat die Zahl der Jahre (den Re„genten) wohl gefrommt? Dinge sind gekommen, „die sie nicht erwarteten, und worauf sie pochten, „hat nichts genutzt." Die Araber behalfen sich lange mit Ueberlieferungen: Perser waren die ersten, wurden die größten Gelehrten; denn in Ruhe wohnten sie, jene lang nicht in Städten, und hierauf mit Krieg und mechanischen Künsten lang ausschließlich beschäftiget. Von Aristoteles war vieles schon von Alters her persisch; den Euklid bekam El Mansur, der zweite Abbaside (st. 775), von dem griechischen Kaiser.

Die Eintheilung der Wissenschaften wird gemacht in die zwei Classen, der Geschichte und der Theorien (S. 134); was Hadshi Chalfa da sagt, ist im Hauptwesen mit Baco, seinem Zeitgenossen, einstimmig; in den Unterabtheilungen ist er Orientaler. Die Beschreibung der Wissenschaften nimmt ihren Anfang S. 187; Schreibekunst in 9 Abtheilungen S. 197; Philologie und Geschichte, jene in 18, diese in 28 Zweigen (da ist auch die Räthsel-, Wort- und Reimspielkunde, die (schwere) Kunst, Könige zu unterhalten u. s. w. S. 221; Propädeutik (Logik, Pädagogik, Kritik, Dialektik, Polemik) S. 265; speculative Philosophie überhaupt (Mathematik, Phy-

sik, Methaphysik, Musik) S. 285; und besonders Zahlenkunde, Meßkunst, Sternkunde, Tonkunst, in 54 Zweigen S. 303; die Metaphysik in fünf Unterabtheilungen (die Prophezeyung ist auch *μετα τα φυσικα,* und zwar von Rechts wegen) S. 401; die Physik, Arzneikunde in 12 Zweigen (auch Tintenmacher= und Fleckenausbringerkunst, und die große Wissenschaft von den zum Liebes= genusse stärkenden Mitteln, mit Beschreibung der verschiedenen Arten des Genusses; die tausend Liebesgeschichten, wodurch Frau Elfijé der Natur eines abgematteten Fürsten aufhalf — dieses Buch, voll Gemälde — habe der Freiherr von Knigge nach dem Occident gebracht); Vieharznei=, Gliederkunde, Pflanzen=, Thierkunde, Landwirthschaft, Edelsteinkunde, Kosmogenetik, Meteorologie, Physiognomik (mit eilf Unterabtheilungen; worunter die Wahrsagung aus den Fußtapfen; hier gedenkt er der Geschichte der Söhne Nesar's, Quelle der Voltaire'schen Erzählung von Zadig; die Orgasmomantik, Kunst aus Zuckungen zu wahrsagen u. s. w.); Traumdeuterei; Astrologie mit 5 Zweigen (auch aus Sandfiguren, aus aufgeschlagenen Bücherstellen, wozu besonders die lyrischen Gedichte des Haphyz gebraucht wurden; wo er vom Wein, vom schlanken Jünglinge aus Shiraz gesungen, wurde, wie einst Virgiln, mystischer Sinn untergelegt); Zauberei in 14 Zweigen (die Geisterverkörperungskunst, die Kunst sich unsichtbar zu machen, die Herzensbezauberungs=, doch aber auch die Betrügerentlarvungskunst); Talismanenkunde (Beschreibung eines Talismans, um sich Liebe zu verschaffen), die Lehre von Luftgestalten und andern Phantasmen, die Chemie (Stein der Weisen; Festmachung des Quecksilbers; wie Moschus, Ambra, Juwelen, Silber, Gold

zu machen, mehrere Vorrichtungen) 437; praktische Philosophie, sieben Abtheilungen (Militärdisciplin dabei) 531; die Gesetzwissenschaft (Kunst den Koran zu lesen in 7 Zweigen: die Kunde der Ruheplätze, die der Lesefehler u. s. w.; die Kunst, ihn auszulegen, in 70 Zweigen, mehr als rabbinisch; Ueberlieferungskunde, und derselben Lehrgebäude in 9 Haupt- und 8 Nebenzweigen; Dogmatik; Rechtslehre in 7 Abtheilungen) S. 567; die Vervollkommnungslehre, die Wissenschaft des Innern. „So ist es denn vollendet das Werk! „Bei Gott dem Höchsten! Fehler wird Er verzei„hen. Es ist keine Kraft als bei ihm" (S. 697 ff.). Und wir sagen, welch wunderbarer, fremder Bau! Subtilitäten bis zur Abgeschmacktheit, aber doch wie vielseitig, wie viele unerhörte Fächer, über jedes diese oder jene gelehrte Arbeit, innige oder muthwillige Behandlung; alles fern von unsern Begriffen und Sitten; die Weisheit der schönsten und wie großen Länder der alten Welt; was ist in der Türkei, Persien, Arabien, alles verborgen, wie viel Seltenes, Seltsames, hervorzubringen! Der Rec. konnte nicht ohne Erstaunen diese Mannichfaltigkeit übersehen; man wird hingerissen, alles liegen zu lassen für das Orientalische; unsere Sachen erscheinen alltäglich erschöpft; unangetastete Schätze der sonderbarsten Producte eröffnen sich.

Der Verf. hat sich begnügt, eine Reihe von Titeln zu liefern: er hat eine Menge auffallende Stellen, Sprüche und Anekdoten. Wir heben hier einige der erstern aus. Hadshi Chalfa ist kein Lobredner seiner Zeit, und der Tadel dieses Fremden ist lehrvoll für uns: „Einige „Mufti, Feinde der Wissenschaften, haben unter „den Osmanen sie unterdrückt. Aber Ibn Cha-

„ledun sagt, das sey allemal Vorbote des Verfalls der Staaten (S. 294). Es kömmt bei uns „auf die Fürsten an; einige derselben haben mit „Recht gesagt: wir sind der Geist der Zeit. Aber „nun ist aller Unternehmungsgeist erstorben, und „damit nehmen auch die Wissenschaften ab, und „verhallen die Sprüche der Weisen.“ So schrieb er in der Minderjährigkeit Mohammeds IV, von welcher Zeit an die osmanische Macht mehr und mehr gesunken. Schriftstellern sagt er oft allerlei Denkwürdiges: „Der Mensch ist sein eigner Herr „und vor bösen Zungen sicher, bis er ein Buch geschrieben, oder ein Weib genommen hat: darum „gib dein Werk nicht aus den Händen, ehe du „es oft gelesen, wieder geschrieben, beschnitten „und gefeilt hast“ (S. 144). „Viele heften ihren „Seelen Gedanken auf, die sie nicht besitzen“ S. 142. „Mancher wird verschiedene Methoden erst „alsdann recht verstehen, wenn er die Urheber persönlich kennen gelernt hat“ (S. 155). „Die „Abkürzung der großen Werke stiftet mehr Schaden als Nutzen.“ „Viele wissen eine Wissenschaft „auswendig und verstehen sie nicht“ (S. 159). Sehr dringt er auf Sittenreinheit; Schüler von verderbter Moral möchte er zurückweisen, „auf „daß nicht in ihren Händen die Wissenschaft Werkzeug der Verderbniß werde,“ (S. 161). Der Morgenländer hat bei vieler Sinnlichkeit weit mehr innigen Religionssinn. — Wo er von den Schriftzügen spricht, vergleicht er S. 207 jene hamyaritischen der abyssinischen Schrift: von der Linken zur Rechten; die Buchstaben verbunden; jedes Wort mit drei Punkten von dem folgenden getrennt. (Mit Ungeduld erwarten wir die Herausgabe eines, 70 Alphabete verschiedener Schriftarten enthaltenden Buchs, welches der

Uebersetzer dieses vorliegenden Werks aus Aegypten mitgebracht hat; wir haben die Erwartung, daß es die Entzifferung vieler Aufschriften und Papyrusrollen erleichtern wird.) Hier ist über die höhere Grammatik manches Merkwürdige angedeutet. Wo das Wiederaufleben der Griechen bei den lernbegierigen Arabern berichtet wird, S. 295, erzählt der Chalfa: dem Fürsten der Gläubigen El Mamun sey im Traum eine ungemein ehrwürdige schöne Gestalt erschienen, und der Fürst habe gefragt, wer sie sey? „Ich bin Aristoteles.“ „Woher aber so schön?“ „Die Schönheit ist in der Befolgung des Vernunftgesetzes.“ Eine Legende, die immer neben den unsrigen sich sehen lassen darf. Die „Geschichte Antars, Sohns Shedad, Vaters der Ritter,“ von Ben Obeid Asmai, ein Roman von sechszig Bänden, wird S. 260 genannt. (52 von den 60 Theilen dieser großen Fundgrube morgenländischer Romandichterei sind in die kaiserliche Bibliothek zu Wien gekommen.) S. 280 ist eine entsetzliche Prophezeyung aus den Ueberlieferungen: „es sey nämlich Zanksüchtigkeit und ein roher Ton unter den Gelehrten ein Zeichen des herannahenden jüngsten Tages!“ Davor ist ihm wirklich bange:

So oft ich einen Zweifel sage,
Sobald ich um Belehrung frage,
So hör' ich nichts, als nein, nein, nein,
Dieß soll, dieß wird, dieß kann nicht seyn!

Zu untersuchen, ob seit 1658 dieses ab- oder zugenommen? Die Griechen, meint er S. 291, haben zu Alexanders Zeit vieles von persischer Wissenschaft sich zugeeignet, aber, da sie Christen wurden, durch Vertilgung vieler Bücher den Fortgang der Wissenschaften gehemmt (S. 294).

Von Abulfeda wird geurtheilt, er sey nicht nur unter den Eyubiden, sondern, nebst El Mamun, unter allen muselmännischen Königen, Chalifen und Fürsten bei weitem der gelehrteste gewesen; wie er denn unter andern alle Fehler des Edrisischen Geographen, Ibn Haukali's und Ibn Chordads, verbessert, und durch seine Rechnungen die Länge und Breite von 623 Städten gefunden habe. S. 517 — 322 Zahlentalismane und Erläuterung derselben. Im übrigen sagt Ibn ol Dschisi S. 485: „Es haben „üble Vorbedeutungen ihren Einfluß nur auf den, „der sie fürchtet; wer Gott vertraut, scheut nichts! „nur wiederhole er oft drei arabische Verse, die „heißen: Kein Uebel als von dir; kein Segen „außer dir; kein Gott ist außer dir." Ibn Sina's und Taki-ed-dins Ben Jetim Zeugnisse wider die Goldmacherei S. 515. Ueber die Familienverhältnisse, ein interessanter Abschnitt S. 550; man erkennt einen tugendhaften vernünftigen Mann. Bei Anlaß der Staatswissenschaft lehrt er S. 561: „ob ein König durch sich oder „seine Minister regiere, daran liege so viel nicht; „und daß ein großer Mann alle Jahrhunderte „komme, sey so nöthig auch nicht, Einer wirke „auf lange Zeiten. Aber ein vernünftiger Lenker, „zu Erhaltung der Einrichtungen des großen Man„nes, müsse in jedem Jahrhunderte seyn." Unter den Zweigen der Politik hatte er einen, in unseren meisten Compendien etwas versäumten: Die Wissenschaft des liberalen Sinnes, S. 560; und unter den „Staatsreformen der Unwissenheit," hält er die „der Freiheit und Gleichheit „für die mächtigste, denn sie ziehe das Vortreff„lichste und das Schlechteste groß" (S. 565). Der Prophet hat seinem Volk etwas versprochen, das

nun aufgehört haben mag: einen großen Mann zu Befestigung des „Glaubens im Anfang eines jeden Jahrhundertes" (S. 634). — „Gestern ist gestor„ben; Morgen ist noch ungeboren, und Heute liegt „in Geburtsschmerzen; sey über das Vergangene „ruhig, nicht zu bekümmert um die Zukunft, nutze und genieße die Gegenwart" S. 690. Das ist seine Ascetik. Haben wir noch nicht genug gesagt, um für den Herausgeber Theilnahme und Ermunterung zu Fortsetzung seines Fleißes zu erwirken? —

81.

Berlin, bei Dieterici: Berlin oder der preußische Hausfreund. — Zeitschrift für gebildete Leser jeden Standes. Erstes Vierteljahr. 1806. 136 S. 4.

Diese Blätter sind eine periodische Unterhaltung, in reinem Deutsch, in allgemein verständlicher Sprache, mit einem vernünftigen wohlwollenden Theil des Publicums, dem nicht immer um anmaßenden Witz auf Kosten verehrter und geliebter Gegenstände, Personen und Bücher, oder um das Emporbringen verwirrender Zweifelsucht auf Kosten wohlthuenden Glaubens, sondern auch wohl um richtige Schätzung des ehemaligen und gegenwärtigen Zustandes, und um die Bildung wahren Bürgersinns zu thun ist. Daher dürfen diese Blätter keine solche Lobsposaunen erwarten, als wenn sie in der Einführung einer Weltmonarchie die wahre Volksfreiheit und Fürstenwürde entdeckt, oder wider die Aechtheit etwa der paulinischen Briefe oder des Thucydides innere Gründe erfunden, oder das altmodische Christen-

thum aus der Welt vollends weggepredigt hätten: Sie sind aber von vielen Hohen und Niederen mit Beifall gelesen worden; dieser scheint sogar zuzunehmen. Wir wollen die Aufsätze durchgehen; alle nicht: es ist hin und wieder eine gutgemeinte Declamation, wie in älteren deutschen Wochenschriften, auch wohl ein verunglückter Scherz; diese Erbsünden aller Zeitschriften sind vorauszusetzen; auf dem Geist, auf dem Verhältnisse zwischen dem Guten und Mittelmäßigen, beruhe das Urtheil.

Unter den historischen Artikeln bemerken wir mit vorzüglichem Vergnügen das Schreiben Friedrichs des Großen an das Dragoner-Regiment Ansbach-Bayreuth (nun, Königin) und die dadurch veranlaßten Bemerkungen über die Stamm- und Rangliste der Armee (39, 51, 61); eben wie die Aeußerungen treuer Liebe, welche die Grafschaft Mark dem Könige unlängst gegeben (97); und so jederzeit, was irgend ein Corps, einen Stand, ein Ländchen an Tage erinnert, wo es sich hat zeigen können, und jeden treuen Handschlag, den im Augenblick des nie willkürlichen Losreißens irgend ein deutscher Stamm zum Pfande der untilgbaren Nationalität seinen Brüdern gibt. Nur Sittenzug ist Kurfürst Georg Wilhelms Gevatterbrief an seine Städte bei des großen Friedrich Wilhelms Geburt. (S. 10. Es ist aber der Abdruck durch die vielen s am Ende der Wörter verunstaltet; ein schön seyn sollender Schriftzug ist für einen Buchstaben genommen worden.) Die Denkmale der Prediger Pischon und Woltersdorf, des Kriegsraths Steffek und der Frau des verdienstvollen Zelter (Stifters der Singakademie) sind sehr an ihrer Stelle; Ergießungen des Gefühls im Augenblicke, wo die vollendete Laufbahn die theilnehmendste Uebersicht veranlaßt;

ein Mittel, mancherlei individuelle Erfahrungen und Gewohnheiten merkwürdiger Menschen aus der Vergessenheit zu retten; gerade für so ein Blatt, welches nicht an die ganze Welt, d. i. an niemand gerichtet, sondern der Laut der Meinung des engeren Publicums ist, wovon der Mann Theil war; späte Enkel werden Interesse dabei finden. Von Woltersdorf, der für seinen Ruhm hielt, ein christlicher Prediger zu seyn, den Gewissenszwang aber, da er im Gewande heiligen Eifers und unter höchster Begünstigung erschien, durchaus mißbilligte, wird eine Lebensbeschreibung angekündigt. Eine Menge einzelner Züge, welche die alte Zeit (wie man seinen Stiefel trank (11, 113), Tanzordnung 1535. S. 52, Stadt Brandenburg wider treulose Schuldner 1403. S. 99 und ff.) oder den unter Bauern, im Soldatenstande, auch unter Bürgern, noch bestehenden Charakter (17, 27, 35, 63) schildern, oder Gewohnheiten (das Kauderneſt 115) und Vorurtheile (die weiße Frau 15) erläutern. Die Alten haben uns gewöhnt, aus dergleichen Anekdoten von ihren Völkern uns Begriffe einzuprägen, die oft viel mehr haften, als die Berichte der großen Historiker. Dabei sind sie zu gerechter Würdigung der Zeiten gut. Nicht alles Alte war so edel und groß, wie in den Rittergeschichten oder auf dem Theater; und nicht so schlimm ist unsere Zeit, wie man es nach Politikern und Schriftstellern glauben sollte. Im Volk und Heer ist überall noch viel gerader deutscher Sinn; es fehlt am Vereinigungspunkt, sich anzuschließen. Indessen ist wichtig, den Glauben an uns selbst nicht zu verlieren. Der Jüngling wisse, daß noch nicht alles wegsophistisirt ist, und fasse den Muth der Tugend. Vieles über das Drama von Luther; es ist gut, daß dergleichen

Gegenstände in der Zeitschrift (ohne Bitterkeit) zur Sprache gebracht werden; man muß die Urtheilskraft des Volks an Dingen üben, die für dasselbe ein augenblickliches Interesse haben. So über die Luftreise des Professor Jungius. Woher bessere Berichte, wenn nicht aus der Stadt, wo ein Factum sich zutrug? Hierüber einige, zum Theil sehr gute Gedichte; man kann das plattdeutsche von Bornemann S. 74 nicht ohne heimelndes Vergnügen lesen. Verordnungen, Notizen und Vorschläge (von den Seiltänzern (109); das Soolbad zu Schönebeck (125); Chausseebau (127); über die Schulprüfungen ein betrachtungswerther Aufsatz (29, 31); Leihbank für Staatsofficianten (47); militärische Nachtwache für große Städte (57). — Gut, daß endlich überall auf die Benutzung des Militärs im Frieden, welche die Römer so wohl verstanden, Rücksicht genommen wird: hiedurch gewinnt es ungemein an Verdienst um den ganzen Staat; sein Auskommen wird erleichtert; Arbeit erhält besser als Müßiggang; Disciplin wird so leichter. — Ueber den botanischen Garten (91) mit der nicht unnützen Bemerkung der Wichtigkeit wohlgeordneter (und schön angelegter) Museen, Galerien, Bibliotheken, für eine Stadt, welcher hierin noch allzuviel fehlt. — Von dem neuen Plane für das Armenwesen (101). — Jedoch, wir erwähnen nur noch des aufmunterungswürdigen Dr. Zeune Reisebeobachtungen (22, 27), einige Anekdoten von dem großen Friedrich und aus seiner Zeit (98, 113). — Es wäre sehr gut, eine solche Zeitschrift von recht vielen solchen wie zum Magazin zu machen (Preußen werden doch immer gern von Friedrich lesen), und mitunter ihre Genauigkeit zu prüfen. Wie viele sind, deren Zeugen sich täglich mindern? Wie viel Geist-

reiches von ihm liegt bei Familien! — Die Pfingstfeier von Hrn. Friedrich Dellbrük, des Kronprinzen würdigem Erzieher (Muster eines großen Gottesdienstes nach einer bestimmten Localität) 77, 129, — den guten Sohn 69 (eine schöne Erzählung) — die wohlthätige Dauphine, die verlästerte Unglückliche, die Marie Antoinette 110; vieles, besonders die Gedichte, erlaubt uns der Raum dießmal nicht zu berühren. Möge Hr. Professor Heinsius, der das Unternehmen leitet, von dem Publicum und von Mitarbeitern wohl unterstützt werden.

82.

Winterthur: Joh. Jacob Altdorfers, Lehrers der Theologie und Philosophie, und Rectors des Gymnasiums zu Schaffhausen, poetische und prosaische Schriften nebst dessen Leben von Prof. J. J. Altdorfer, und einer Vorrede von J. G. Müller, Professor und Oberschullehrer. Zwei Bändchen. 1806. XXII, 330 und 324 S. in 8.

Es ist nicht absolut nothwendig, daß jedes Buch neue, ungesagte Dinge enthalte, wodurch die Fortschritte des Geistes in den Irrgängen wandelbarer Meinungen befördert werden; ein Weiser, ehrwürdig durch ein wohlthätiges Leben, darf seinen Mitbürgern auch schriftliche Andenken seiner Ansicht göttlicher und menschlicher Dinge in der einfachen Art, wie er lebend sie vortrug, hinterlassen. Wenn, was er wohl nicht verlangt, sein Buch auf die

späteste Nachwelt käme, so würde es für die Denkungsart unserer Zeit vortheilhaft zeugen: was aber das Beste ist, es kann und wird in den nächsten Geschlechtsalter auf den Kreis, worin er lebte, äußerst heilsam wirken. Der Verfasser dieser Schriften war in der Art jener alten Weisen, ein Mann von nicht gemeiner Einsicht, am meisten durch die Alten und Britten unterrichtet; er hatte eine von seinen Aemtern unabhängige Würde, schien eher kalt, verbarg aber die wärmsten Gefühle, bis er Anlaß hatte, sie auf die edelste Weise zu bewähren: so daß niemand ihn genau kennen konnte, ohne ihn besonders zu achten und zu lieben. Er wurde, wie es seyn sollte, nie ohne eine besondere Veranlassung Autor, und nie mag er gedacht haben, in zwei Bänden zu erscheinen. Wie er war, und was diese Schriften sind, haben Hr. Professor Müller und sein Vetter und Lebensbeschreiber in dem hier vorgetragenen Sinne sehr gut gesagt. Wir bemerken aus des letztern Arbeit vornehmlich die Beschreibung der Liebe des Verstorbenen für seine nachmalige Frau, als ein interessantes anziehendes Bild, wie ein solcher Mann liebt. Er war geboren 1741, starb 1804 mit musterhafter Fassung: „Es ist doch," sagte er, auf den nahen Tod gefaßt, „es ist doch um das Reisen eine schöne Sache, „wenn man nur einmal in der Kutsche ist."

Es bestehen diese Schriften im Grunde aus drei Abtheilungen: Poesien, moralischen Aufsätzen und Predigten. Sollen wir von dem anfangen, was uns als das Beste angezogen, so waren es letztere, die den ganzen zweiten Band füllen und auch unter besonderem Titel zu haben sind. Wir halten diese Vorträge für musterhaft; besonders die, welche auf die Hauptbegebenheiten des Christenthums, historische Theile der Schrift, und auf den

Zustand des Vaterlandes bei Anlaß der Jahreswechsel Beziehung haben, und dann die vortrefflichen Trauungsreden seiner Kinder, und seines Zöglings und Vetters: in dieser Art kennen wir nichts Würdigeres. In jenen erkennt man den Menschenkenner, überall den Mann von so vieler Mäßigung, als edlem Wahrheitsgefühl, der seine Zeit wohl kannte, aber Christ blieb, und nicht eine Parteisache daraus machte, sondern seinen Glauben mit liebenswürdiger Heiterkeit unverhohlen zu erkennen gab. Wir wünschen, daß der, nichts weniger als gemeine, sehr klare, consequente Vortrag Vielen Muster werde; es ist nicht möglich, daß auch ein ungläubiger Mann von Rechtlichkeit und Vernunft solche Vorträge nicht mit vielem Vergnügen höre.

Den zweiten Rang würden wir den Poesien einräumen. Sie sind von der alten Hagedorn'schen oder Haller'schen Art, nur daß Albrecht von Haller aus dem unerschöpflichen Vorrath seiner Gelehrsamkeit oft manches in die Verse barg, was ein anderer nicht so nachthun kann. Mancher dürfte diese Poesien *magis extra vitia, quam cum virtutibus* finden: doch wird man denjenigen Gerechtigkeit widerfahren lassen, deren Gegenstand den Verfasser vorzüglich hob. Ohne von der Religion weiter zu sprechen, wollen wir die erwähnen, welche dem Vaterlande heilig sind (Thl. I. 96, 99, 122, 146, 150). Sie haben ihren Ursprung dem reinen Sinn der damaligen Schinznachergesellschaft zu danken, von der Altdorfer eines der beliebtesten und fleißigsten Mitglieder und letzterwählter Präsident war. Eine wehmüthige Erinnerung, selbst bei diesen Gedichten, wenn man bedenkt, wie ganz anders die Dinge wurden: testamentweise hat die Gesellschaft ihren guten Willen auf andere

Zeit gebracht. S. 152 ist ein schönes Lied auf den Besuch des Rheinfalls durch Kaiser Joseph, welcher eben in einer seiner guten Stunden war. Weniges geben wir zur Probe seiner Art: S. 169.

Halbzweifelnd, ob's ein Traumbild nur gewesen,
Was wir gehört, was wir gelesen,
Stehn wir am Ziel des Jahrs, und scheun
Den nächsten Schritt . . . . . .
Ein warnend Denkmal Völkern und Regenten
Steht die Geschichte unsrer Tage da,
Noch nicht vollendet!
Noch ist es dunkel, noch umziehn
Den Himmel Donnerwolken!!

Die prosaischen Aufsätze pflegten meist in einem Beiblatte der Schaffhauser Zeitung vorzukommen, und sind der guten Wochenschriften wohl würdig, die zur Zeit J. A. Cramers, der alten Schlegel, Patzke's und anderer biederen Männer die Familien lehrreich vergnügten; sie enthalten viel Wahres und Gutes. Am tröstlichsten schien uns ein Wort des weiland berühmten Hrn. von Loen (S. 323): „Laß es nur alles wacker unter einander kochen, sieden, sprudeln, sich darnach setzen: „so wird das *caput mortuum* unten liegen bleiben, und der Geist sich läutern, aufklären und in „die Höhe ziehen." Und wer das gelesen hat, spreche ein gläubiges Amen!

83.

Wien: Oestreichischer Plutarch, oder Leben und Bildnisse aller Regenten und der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler des Oestreichischen Kaiserstaates. Von Joseph Freiherrn von Hormayr. Erstes bis fünftes Bändchen. 1807. Mit 20 Kupf. 782 S. in 8.

Wenn ein in den Diensten eines Hofes glücklich aufblühender Geschichtschreiber, nebst dem Leben der Landesregenten, die Biographie großentheils der Voreltern, der mächtigsten Personen an dem Hof und in dem Staat, wo er lebt, ohne die gewöhnlichen Belege für die Aechtheit ihrer Geschlechtregister und mehrere andere Hauptfacta, unter seinem Namen und in der nämlichen Stadt herausgibt, so möchte wohl mancher einen lobrednerischen Ton befürchten. Allein der Freiherr von Hormayr hat durch diese gefahrvollen Klippen mit vieler Wissenschaft, Klugheit und Ehre glücklich durchgesteuert. Er hatte schon einen zu rühmlichen Namen als gründlicher Geschichtforscher mannichfaltig verdient, hat auch zu viele Weltkenntniß, als daß er jenen durch unerweisliche Angaben würde compromittiren, oder vor der Welt von dem ansehnlichen Rang eines ächten und freien Geschichtschreibers zu dem eines Lobredners herabsteigen wollen. Wenn er die genaue Anführung der Quellen unterläßt, welche, mit Vermeidung alles pedantischen Anstrichs, ein so gelehrter Mann doch leicht auf die letzten paar Seiten jedes Bändchens concentriren konnte, so war er gewiß von der wichtigsten Pflicht ganz durchdrungen,

die er dadurch sich auflegte. Wer seine Gewährsmänner nennt, steht für nichts, als daß sie das wirklich sagen; wer sie nicht angibt, steht dafür, daß gesunde historische Kritik seine Erzählung allezeit gründlich finden wird. Wenn sich in einer, den Hof oder diesen und jenen Großen betreffenden Angabe früh oder später eine Unrichtigkeit findet, so erscheint von dem an so ein Werk in einem zweideutigen, und wenn das mehr geschieht, in einem nachtheiligen Licht, verliert Interesse und Credit. Dem Verfasser, welchem an seinem Namen liegt, und dem ernsten Leser (andere mag der Geschichtschreiber nicht) ist Anführung der Quellen allezeit am bequemsten. Wer hat sie alle? Und wer weiß die verborgenen? Wer aber die Fonds angibt, auf denen seine Tratten ruhen, wird immer, wenn auch nicht den Ruhm des reichsten, doch des redlichen Kaufmanns verdienen.

Nach dieser Bemerkung, welche der Rec. nicht unterdrücken konnte (es liegt zu viel daran, daß die deutsche Historiographie nicht nur den Ruhm der Gründlichkeit nicht verliere, sondern daß man dieser Tugend sich auch nicht schäme), dürfen wir mit so besserem Gewissen bezeugen, daß wenn diese und jene Nachricht aus Familienpapieren von uns nicht gewürdiget werden kann, hingegen die eigentliche Geschichte von dem Verf. mit genauer Wahrheit erzählt worden ist. Es herrscht in seinem Werke ein guter und vaterländischer Geist. Nicht nur der östreichischen, sondern der deutschen Jugend ist es zu empfehlen. Es ist nicht zu läugnen, daß in den großen Kämpfen, die Oestreich bestanden hat, bei dem eher entfernenden Sittenton voriger Zeiten, und bei einer gewissen literärischen Ueberlegenheit anderer, den Charakteren verschiedener Kaiser und Großen gehörige Gerechtig-

keit nicht widerfahren ist. Vieles ist überhaupt unbekannt geblieben. Von einem inländischen angestellten Schriftsteller ist ohne Unbilligkeit nicht zu fordern, daß er die nachtheilige Seite auffallend ausmale: er liefere nur, mit Beweisen, das verkannte Gute und Edle, jenes Ehrenwerthe, das in Habsburg zu seyn pflegte, das Eigenthümliche, wodurch in so mancher Noth Hülfe geschafft wurde. Anderes haben andere zum Ueberfluß erwähnt.

Jedes Bändchen enthält vier Biographien, von Regenten zwei, eben so viele von Unterthanen. Rudolph von Habsburg. (Das Rheinau, wo Hartmann unterging, S. 42, scheint, nach Rymers Acten, das elsassische, nicht das thurgauische.) Albrecht I. (Eine vortreffliche Bemerkung S. 64 bei Anlaß der ersten Schweizer, über die Ungereimtheit, große Thaten der Feinde läugnen zu wollen. Ueberhaupt die lobenswürdigste Unparteilichkeit.) Des westphälischen Friedens Mitstifter, der weise Trautmannsdorf. (Ueber seine Religionsänderung finden wir nichts.) Wallenstein (zu S. 86: daß Verdienste der Ausländer meist hervorleuchtend waren, ist sehr natürlich; ohne solche wären sie nicht berufen worden, und sie wagten sich ohne angeborne Pflicht. Zu S. 120 eine Kleinigkeit: nach der Schlacht bei Leipzig — Sept. 1631 — war nicht mehr auf Bethlen Gabor zu zählen; er starb im Nov. 1629. Vortreffliche Bemerkungen über Wallenstein S. 141 von dem großen Geheimniß (auch unserer Tage), das Heer in beständiger Spannung zu erhalten). Im zweiten Buch: Friedrich der Schöne; Albrecht der Lahme. Viele, edle, erhebende, deutsche Fürsten ehrende Züge. Daß S. 25 Leopolds Gemahlin Isabelle genannt wird, ist

wohl Druckfehler für Katharine. Der verdienstvolle Schöpfer der östreichischen Artillerie, Fürst Wenzel von Lichtenstein. Der große Hunyad. Sehr gute Bemerkung S. 151, wie Ueberwundenen meist nur Einer gefehlt. Auch der Rec., als ihm vor Jahren von 300,000 gesprochen wurde, welche einen Feldzug nothwendig sieghaft endigen würden, sagte, er bedaure bloß, daß der 300,001ste fehle, der die übrigen führen sollte. Im dritten Buch: Leopold der Biderbe, jener bei Sempach ruhmvoll Umgekommene. Ernst der Eiserne, Vater Friedrichs des III (S. 46 f. sehr gute Betrachtungen über den Verlust der habsburgischen Stammgüter, und über des tyrolischen Friedrichs nachahmungswertheste Weisheit). Der Cardinal von Dietrichstein. Ferdinands II Hof ist überhaupt sehr merkwürdig, und, wie er selbst, immer noch entstellt oder nicht gehörig bekannt. — Eben so wünschen wir eine umständlichere Beschreibung von dem innern Wesen des weisen, hausväterlichen, ersten Ferdinands in diesem Plutarch. — Der große Eugen. Wie richtig S. 79: Savoyen seit 1560 Ideal der Politik eines Zwischenstaates. Uebrigens die Lebensbeschreibung sehr gut. Wir wünschten nur immer weniger Universalhistorisches, inniger das Persönliche, recht viel Umständliches darüber. Bei den dem Verf. zugänglichen Quellen ist es auch beizubringen. Sollten statt 20, in einem Jahr nur fünf Biographien kommen, sie würden ungleich anziehender, sie würden eine unentbehrliche Quelle werden. Viertes Heft: Kaiser Albrecht II, und, weil die Regenten alle vorkommen sollen, des unbedeutenden Ladislafs merkwürdige Zeit. Hierauf einer der vornehmsten östreichischen Feldherren, Graf Guido von Starhemberg und Friedrichs Gegner,

Dhaun. Fünftes Heft: Kaiser Friedrich IV (der Gewohnheit wegen würden wir ihn, ohne Abbruch Friedrichs des Schönen, dennoch den Dritten nennen, weil diese Zahl nur die vom Papst persönlich gekrönten andeutet); der verdienstvolle, genialische Maximilian I S. 159: ein sehr merkwürdiger Auszug seines Memoirenbuchs. Er wäre wohl würdig, von dem Verfasser einst ausführlicher beschrieben zu werden; wenige Fürsten waren so ideenreich, und er hatte eine liebenswürdige Biederkeit, welche viele Theilnahme erregt. So freuen wir uns auch auf Maximilian II und Joseph den Ersten. Eine schwere Aufgabe wird Leopold I seyn, welcher eine Mischung von Tugenden und Schwächen hatte, die noch nicht unparteiisch gewürdiget sind. Das Factum S. 184: daß die Venetianer einen Giftmischer gemiethet, welcher Papst, Kaiser, die Könige von Frankreich und Spanien aus der Welt schaffen sollte, ist für die Schätzung derselben, damals großen Regierung, ja der Menschheit so sonderbar, als daß nicht billig die Quelle hätte genannt werden sollen. Comenius. Denis. Jenem — S. 194 ein verworfenes Herz zuzuschreiben, ist etwas hart; er haßte, es ist wahr, den damaligen östreichischen Hof; aber man erwäge die Verfolgungen, und die Begriffe seiner Zeit, alle anderen Gefühle dem Religionsenthusiasmus (wenn man will, Sectengeist) aufzuopfern.

Wir wünschen recht sehr, dieses schätzbare Werk in zunehmender Vollkommenheit fortgesetzt zu sehen. Alle Länder, welche Selbstständigkeit erhalten, oder verlorne nicht vergessen lassen wollen, sollten solche Galerien der Männer aufstellen, durch die sie Anspruch auf öffentliche Theilnahme und Ehrfurcht haben.

84.

Rom: *Dei diritti del principato su gli antichi edifizi publici*, dall' Avocato Don *Carlo Fea*. 1806. 24 Seiten in 8.

So klein diese Schrift und obwohl mehr gerichtlich als literärisch ihre Bestimmung ist, so sehr verdient sie den theilnehmenden Beifall eines jeden für das Alterthum fühlenden Menschen. Das einzige und vollständig erhaltene Denkmal römischer Baukunst und Größe, das Pantheon, von unwürdigen Nebengebäuden, und nicht ohne Gefahr, entstellt, sollte, nach der Vorsorge mehrerer Päpste, endlich seiner Würde gemäß, frei da stehen. Ein baufälliges Bäckerhaus hat nothwendig abgetragen werden müssen. Jetzt kämpft der verdienstvolle Fea, daß dieses nicht, wie man unternommen hat, hergestellt werde. Die Regierung fühlt, wie es scheint, die Unschicklichkeit; es geschieht den Besitzern auch kein Unrecht; seit Jahrhunderten sind sie gewarnt, und noch 1784 ist wider sie gesprochen worden. Sollte man zu ängstlich, zugleich für eine Entschädigung zu arm seyn! Sollte keiner der Großen, welche aus Eitelkeit oder Gefühl die ewige Roma mit Ehrfurcht nennen, sollte keine Gesellschaft, welche mit Rührung und Entzücken diesen Tempel gesehen, dem Bäcker sein höchst zweifelhaftes Recht abkaufen wollen! Das ganz gebildete Europa wird begierig vernehmen, wie die Sache ausging, ob Agrippa's Werk an Pius VII oder an welchen Großen und Edlen es Retter gefunden?

85.

Berlin, bei Quien: Voyage aux Salines de Salzbourg et de Reichenhall et dans une partie du Tyrol et de la Haute-Bavière. Par le Chev. D. B., conseiller intime d'état de S. M. le Roi de Bavière. 1807. 180 Seiten in 8.

Der vor dem Krieg an dem königl. preußischen Hof beglaubigte königl. bayerische Minister, Chev. de Bray, führt den Leser, mit so viel Anmuth als Lehre, durch eine der merkwürdigsten Gegenden Deutschlands. Niemand wird sein Buch aus den Händen legen, ohne Begierde, die Gegenden selbst, aber in solcher Gesellschaft, zu besuchen. Uns ist nur erlaubt, wenige Züge beizubringen, um das Interesse des Ganzen zu zeigen. Sechs Stunden in gerader Linie erstrecken sich die Salzwerke von Hallein bis Reichenhall. Ihr höchster Punkt ist alldort, in Berchtoldsgaden wie ein Mittelpunkt, Ausfluß der höheren Lager zu Reichenhall. Die Beschreibung ist malerisch und genau. Die der Menschen im Gebirge, der Schattirungen ihres Charakters nach ihrer Lebensart, ist noch allgemeiner anziehend; es ist überhaupt ein schöner, froher Menschenstamm. Welchen Vortheil die Verbindung der Nationen dem kleinsten Völkchen gewährt, ist an den Werdenfelsern zu sehen, deren Violinen, ihre Hauptkunst, Absatz bis nach Rußland finden. Und was Genügsamkeit macht, lehre der tyrolische Hirtenknabe, wenn er mit einem Sommerverdienst von fünf, sechs Gulden fröhlich aus der Fremde nach Hause eilt. Hier hat jedes Dorf seine Kunst; und es ist kein Bei=

spiel, daß der beauftraget war, die Arbeit von vielen im Auslande zu verkaufen, um den Gewinn betrogen hätte. Das Tyrol ist überhaupt sehr gut geschildert; auch die Abstufung der Sittlichkeit vom ersten arbeitvollen Deutschen (der doch Frohsinn und Offenheit genug hat) zum wälschen Tyroler, und auf die Confinen, in deren kleinem Bezirk mehr Processe sind, als in ganz Wälschtyrol. Schöne Schilderung der Gegend um Botzen; meist wie ein lieblicher großer Garten, worin zerstreut die Häuser liegen. Beim Kloster Ettal wird die bewunderungswerthe Juno erwähnt, welche, lange daselbst als Madonna verehrt, jetzt anderen Cultus zu München genießt. Das Observatorium der Augustiner unfern Weilheim auf dem Peißenberg ist ein Ehrendenkmal der Väter. Wer wird nicht gern die angenehme lehrreiche Unterhaltung, auch naturhistorisch denkwürdig, selbst vollständig genießen!

86.

Zürich, bei Geßner: Histoire des républiques Italiennes du moyen âge, par *J. C. L. Simonde Sismondi*, membre correspondant de plusieurs académies, Tom. I. 1807. 435 Seiten in 8.

Rec. freut sich, der erste oder einer der ersten zu Ankündigung eines wieder einmal recht guten historischen Werks zu seyn. In acht Bänden wird es bestehen, vier (bis auf 1316) erscheinen jetzt; wir werden sie immer anzeigen; alsdann wird eine Pause eintreten; aber die letzten vier bringen

nachmals bis auf die Eroberung der Stadt Florenz im J. 1530. Der Verfasser, aus dem ältesten republicanischen Adel, unabhängig, und in voller Kraft der Jahre, wird es an nichts fehlen lassen. Wer weiß nicht, daß in diesen Städten alles Gute, was die römische Weltherrschaft erstickt, und nachmals die Barbaren zertreten hatten, zuerst wieder aufgeblühet! Mit Wohlbehagen weilt der müde Blick im Mittelalter auf diesen zuerst wieder aus der zerstörenden Fluth emporgestiegenen Inseln, wenn nicht immer der Glückseligen, doch der Freien. Man erkennt sich wieder: Amalfi, Salerno, Napoli, sind wie die jonischen Städte, Athen zu Florenz, Pisa mehr als Chalcis, Lucca mit seinem Castruccio Theben und sein einiger Epaminondas, Venedig Sparta, und oben lauert macedonisch der Visconti, der Sforza; dieselbe Kunst und Gravität, eben der Leichtsinn und Patriotismus, dieselben Sitten. Köstliche Urkunden und Memorien sind vorhanden; Rec. hat selbst sich einige Folianten daraus zusammengeschrieben: aber in Einem, lesbaren Buch für das Publicum, findet man das Resultat noch nicht beisammen. Hr. Simonde Sismondi hat aus den Quellen geschöpft: das läßt sich geschwind fühlen, aus Bemerkungen, Discussionen, auf die nur das Quellenstudium bringt. Hierauf ist alles gut geordnet, allem eine Seele gegeben worden. Was für eine, das wollen wir unten zeigen.

Dieser erste Band enthält vorerst nur die Einleitung und Anfänge bis gegen Ende des eilften Jahrhunderts. Es gibt zweierlei Manieren, jede ist an ihrem Orte gut: eine universalhistorische mit allgemeinem Blick für den philosophischen Leser; eine praktische, die in das Umständliche geht, auf daß man die Menschen und den Gang der Ge-

schäfte ganz wie im Leben vor sich sehe. Uns ist anfangs aufgefallen, als wenn der Verf. jener, die am wenigsten lehrreich ist, sich zu sehr ergeben hätte. Die allgemeinen Schilderungen (unschwer zu componiren, wenn man auch nur die Muratorischen Antiquitates nimmt) haben immer etwas Unbestimmtes, nirgend so ganz Anwendbares: lieber sähen wir zwölf Stadtgeschichten, und das Allgemeine am Ende in Einem Paragraphen ausgehoben; so weiß man, wo alles hingehört und zu suchen ist. Auch die Alten haben (aber wie kurze!) allgemeine Schilderungen: Nam cunctas nationes et urbes, u. s. f.; gewöhnlich höchstens eine Seite lang. Doch wo die Geschichte eigentlich beginnt, verliert sich das, und kömmt Hr. S. S. in den wahren Ton der Geschichtschreibung. Dieser nun hat nicht jenes malerische Antike, welches wohl nur in deutscher Sprache möglich ist, aber Würde, Klarheit, was immer im französischen dem historischen Styl gegeben werden kann. Die Erzählung bekömmt im Fortgang immer mehr Interesse. Den Verf. zwar vergißt man nicht; öfters erscheint er mit einer leitenden Bemerkung: doch als ein einsichtsvoller Begleiter, nie lästig durch Declamationen. Die Geschichte besser zu fassen, wird er mit fixirenden Jahrzahlen künftig etwas freigebiger seyn. Gut, daß er von Amalfi die Epochen 1038, 1077 anmerkt, aber Seite 309 Zeile 4 möchte man auch eine Jahrzahl sehen. Die Zeiten Königs Muset von Sardinien sind angezeigt, aber die letzte, die seines Ausgangs, fehlt. Weil wir einmal am Wünschen sind, so fügen wir bei, daß die Citate hin und wieder etwas chronologischer geordnet werden konnten: Muratori, Sigonius (ehrwürdige Namen) nicht zwischen oder vor den Quellen (doch ist es selten geschehen, und die Ge-

nauigkeit der Anführungen übrigens rühmlich). Der Ismael Al Emujad würde unter dem Namen Abulfeda kenntlicher seyn (sonst freilich el Malek Emad-ed-din Ismail Abulfeda). Hiernächst fehlt eine Inhaltsanzeige (es kömmt ganz ab, für die Bequemlichkeit des Lesers zu sorgen). Ueber die Nebendinge wäre also dieß und das zu erinnern; wir wollen den Vortrag, die Ausführung betrachten. Das erste Capitel, ganz allgemeine Uebersicht der Zeiten von Odoacher bis Otto den Großen, S. 15 — 70 zeigt, was für Völker und wie sie in Italien sich vermischt haben. Hier wird S. 34 der Charakter Karls des Großen und der unselige Einfluß seiner Eroberungssucht geschildert. Ob letztere nicht gleichwohl etwas einseitig? Wie viele Geschlechtalter hätte ohne ihn der Nord wohl noch, Rec. will nicht sagen, hingeschlummert, aber hingewildert? Man hatte mit Normannen und Ungarn so viel zu thun; wie wenn die Sachsen auch noch gewesen wären! Man kann wohl in einer gewissen Rücksicht sagen, wie von anderen großen Männern: Il éteignit son siècle; il n'a souffert aucun autre nom distingué; S. 38. Doch glänzten in seinem Jahrhundert verdienstvolle Männer, im nächsten, unter den schwachen Karolingern, ließ die Verwirrung und Auflösung (deren Hauptursache nicht in ihm, sondern darin lag, daß man sein Beispiel und seine Grundsätze vergaß) nichts emporkommen. Diese Zeiten und der Charakter der Kriege sind gut geschildert: „Comme tous les princes de l'Europe se „regardoient alors comme des princes François, „toutes les guerres, qu'occasionna le partage „de la monarchie de Charlemagne, prirent le „caractère de guerres civiles, mais de celles „que la seule ambition des Grands excite et

„auxquelles le peuple ne prend aucun intérêt“ (S. 45). (S. 47 ist König Arnulf im Text aus Versehen Rudolph genannt.) Wir möchten S. 95 die Arimanne der alten Gesetzbücher nicht Ehrenmänner übersetzen: Heermanne (in den Nationalkrieg ziehende Leute) sind wahrscheinlicher. Im übrigen ist die hier vorkommende Beschreibung der Menschen und Städte empfehlungswerth. Wir dürfen in die Erklärung unserer nordischen Stadtwesen Beispiele aus Italien nur mit Sorgfalt entlehnen: jene wurden gestiftet; in Italien waren sehr viele alte, mit alten Erinnerungen, und oft beibehaltenen Sitten, sich nur wieder erhebende Städte; Fortsetzungen altrömischer, noch von Majorian bestätigter Municipalitäten. Von der übel berufenen Lehensverfassung, deren Name von so vielen angeschrien worden, die von ihr keinen Begriff haben, wird S 101 wohl gesagt: sie sey, „un mélange de barbarie et de liberté, de discipline et d'indépendance, gewesen, singulièrement propre à rendre à chaque homme le sentiment de sa dignité, l'énergie, qui développe les vertus publiques, et la fierté qui les maintient.“ Nur hätten wir anstatt chaque homme sagen mögen à une partie des hommes. Von Karl dem Großen wird S. 102 bemerkt: er, der die großen Lehen und fremden Staaten an seine Krone vereinigte, habe der Moral dadurch geschadet: „plus de patrie, plus de sentiment national, pour l'homme, qui appartient à lempire du monde!“ (Gewöhnlich der Fall; einzeln haben Mainoten, Mardaiten, Isauren, Afghanen ihre Charaktere zu behaupten gewußt. Das Aergste ist, wenn man keinen zu verlieren hat. Sonst, wenn ein Weltreich plötzlich, nicht sowohl die Nationen, als ihre

schlechten Verwaltungen besiegt und vernichtet, sollte man denken, daß die eigentlichen Grundzüge erhalten werden könnten.) „Einige Zeit verblen„dete den Krieger der Glanz der Eroberungen, „seine Eitelkeit wurde durch Siege geschmeichelt, „deren jeder gleichwohl die Hoffnung ruhigen „Glücks entfernte; bald aber zog die schändliche „Regierung der Nachkommen Karls die Völker „aus ihrem Traum" u. s. f. Kaiser Otto der Große, mit seinem starken Willen und hohen Sinn, wirkt viel wohlthätiger, als Karl. Er begünstigte die Städte, auch bleiben sie seinem Hause getreu. S. 117, Z. 3 ist oncle in cousin zu verwandeln; Heinrich der Zanksüchtige war nicht Sohn, sondern Neffe Otto des Großen. Solche kleine Fehler entwischen der Feder; wie S. 211 Rodolphe de Saxe für Suabe; wie S. 270 Romanus, des Theophano Vater mit R. Diogenes verwechselt wird, welcher hundert Jahre später gelebt. So haben wir auch Zweifel gegen das Datum einer Urkunde von 1130 aus den Zeiten der Gefangenschaft König Baldwins II von Jerusalem: denn dieser König war am 29 August 1124 wieder befreit worden. S. 415 hätten wir Lust, wider Hrn. Sismondi für den salernischen Anonymus Partei zu nehmen. Dieser erklärt Storesaiz (Beiname Grimwalds II) für einen, der den Rang der Ritter in öffentlichen Consessen ordnet, unser Verfasser für „la grande „côte," oder „perturbateur des côtes," welches gezwungener scheint; ihm nämlich ist Saiz Seite, der Anonymus dachte an Size, an einen Großceremonienmeister, weil etwa Grimwald es vorher gewesen, oder den Coder der Etiquette geordnet.

Wenden wir uns zur Hauptsache: das zweite

Capitel geht bis 1039, wo zuerst in Oberitalien die Bürger den Adeligen sich gleich zu fühlen gezeigt. Die verwirrten Zeiten unter den Frauen und Herren vom Hause Toscanella und die päpstliche Herrschaft sind gut dargestellt. Beurtheilung und Rechtschaffenheit charakterisirt den Verfasser. Gegenstände, wie die Lagen von Amalfi, Pisa, Venedig malt er glücklich; erhebende, rührende Scenen pathetisch vorzustellen, dazu war in diesem Theil, welcher eigentlich Uebersicht ist, wohl die Gelegenheit nicht. Das dritte Capitel läuft bis auf den Wormser Frieden 1122. Hier wird bemerkt, daß das Erdreich des alten Roms eigentlich nach der normannischen Zerstörung 1081 verlassen wurde. Endlich im vierten kommen Republiken zum Vorschein, und, wie im Alterthum Seestädte Großgriechenlands, Amalfi, Neapolis, Gaëta, die von den stürmischen Zeiten, worin sich die Herrschaft entfernter, bilderstürmender Kaiser verlor, durch große Gefahren, mit hohem Muth bis auf die Normänner bestanden, und, nicht unwürdig des Namens der Freiheit, gefallen sind. Das fünfte Capitel schildert Venedigs allerdings ursprüngliche Selbstständigkeit, und wie Pisa und Genua aufgeblühet. Der Eingang dieses Abschnittes ist rührend und prächtig. Die ersten Kriege der Pisaner um Sardinien gegen Araber und Genueser (wo der Verf. auf die Thaten seiner eigenen Voreltern trifft). Aber schon verschwinden jene unteritalischen Freistaaten, und sinkt Amalfi unaufhaltbar von 50 auf kaum 8000 Einwohner. Hingegen werden in den Kriegen, welche das Kaiserthum schwächen, im zwölften Jahrhundert, alle Städte des obern und mittlern Landes frei, und gibt ihr carrocio (trefflich beschrieben 407) den Bürgermilizen Haltung und Feuer. Emporkunft verschiedener Verfassungen.

Merkwürdigste Betrachtungen über den Handel, dessen Monopol Venedig eine Zeit lang hatte, ohne daß darum die lombardischen Städte im mindesten weniger freudig aufgeblüht wären; die Freiheit that mehr, als nachtheilige Handelsbilanz schaden mochte (S. 412). Von der Sprache zeigte er, daß das Landvolk wohl von jeher die regellose Art geübt, woraus im Lauf der Zeiten die Vulgarsprache gebildet wurde. Hier wird eine Urkunde vom J. 782 zum Beweis angeführt. Es läßt sich aber aus viel früheren Jahrhunderten, schon aus dem vierten, fünften, mit Einem Wort so hoch herunter deduciren, als von gemeinen Leuten Denkmale übrig sind. Man betrachte die Grabmale der Christen, welche in Rom selbst lang die gemeinste Classe waren. So vom J. 291 in Rom: Virginio tuo (*κουριδιω αλοχω*!) cum eo vixsisti libenter, conjuca Cervonia Silvana; refrigera cum Spirita sancta (Muratori 369). Vom J. 467: Decesset de seculum puer Victorinus qui vixsit annus 37 et cum uxore fecit annus 2. (ib. S. 384). Diese Beispiele aus Zeiten, wo Ammian und Claudian noch in voller Blüthe waren. So läßt sich's verfolgen, bis nach Ausrottung aller feineren Bildungsanstalten die lateinische Sprache nur in öffentlichen Schriften an dem Kirchenstyl und an den Rechtsformeln sich ärmlich festhielt, und im Umgang sich verlor.

Der Schluß dieses Werks, welcher die Resultate aufs Praktische enthält, ist im Vortrag zwar nicht altrömisch (Sallust würde mehr concentrirt haben), aber die edelste, reinste Moral, höchst lehrreich in Zeiten, wo man sich nicht zu helfen weiß, weil die Remedur außer uns gesucht und Egoismus im Ernst als unzweifelbar natürliches System angenommen wird. Wir überlassen dem Leser das eigene

Studium dieses merkwürdigen Werks, und schließen mit den letzten Worten desselben, welche Denkungsart und Styl zugleich bezeichnen:

„Ainsi dans le plan général de la Providence, „dont il ne nous appartient point de saisir les „details, *le bien nait souvent du mal*, *et les cala-„mités générales peuvent être les avant-coureurs d'une „réforme universelle.* *Ne désésperons donc jamais* „des principes et des vertus, qui forment le „noble héritage de l'espèce humaine. Atten-„dons le lent ouvrage des siècles, et reposons „nous sur *l'assurance*, que les vérités éternelles „survivront, qu'elles renaîtront du cœur même „de l'homme, s'il ne restoit point de monumens „sur la terre pour attester leur antique existence „et le culte, qu'on leur a rendu."

Von der Recension des zweiten Bandes dieses Werkes findet sich bloß folgendes Fragment (er wurde später von einem andern Gelehrten recensirt).

Wenn wir zu anderer Zeit mit Vergnügen den ersten Theil dieses Werks angezeigt haben, so liefern wir die Notiz der Fortsetzung mit so viel größerm, da dasselbe an Werth nicht nur sich gleich geblieben, sondern, so wie die Geschichte selbst bekannter wird, an allen Vorzügen zugenommen. Wir sehen hier einen Geschichtschreiber, der die Quellen mit ausnehmendem Fleiß erforscht, einen verständigen Gebrauch davon macht, und, indem er die Resultate in einer schönen Schreibart vorträgt, Gesichtspunkte öffnet, welche, von den bisherigen öfters verschieden, eben dem sorgsamen Quellenstudium abgeborgt sind. Nicht als hätten die Verfasser der Urschriften sich dazu erhoben; aber die Anschauung, zu der nur sie helfen können, bietet sie einem freigesinnten verständigen Mann allerdings

dar.

dar. Mit Auszeichnung erwähnen wir dieses ausländischen Schriftstellers, um die unsrigen auf dasjenige aufmerksam zu machen, was allezeit und allenthalben gefällt; Sismondi wird übersetzt, und gefällt; welche menschliche Zunge ist fähig, den Bombast nachzulassen, den einige unserer Schriftsteller aus ganz anderen Fächern des Wissens (wo dergleichen Sprache an ihrer Stelle seyn mag) in den historischen Vortrag hinübergenommen! Der Recensent kann nicht über sich gewinnen, einen Anlaß unbenutzt zu lassen, wo er wider solchen Unsinn zeugen kann. Verfasser, die er persönlich liebt und ehrt, lassen sich durch diesen Flitterschein auf einen Weg verleiten, welcher, wenn er allgemein würde, der Nation die Literatur ungenießbar, und beide den auswärtigen Völkern lächerlich machen müßte *). Jedoch zurück.

In diesem Theil führt Hr. Sismondi die Geschichte der italienischen Communen vom Anfang des zwölften Jahrhunderts bis 1234. Es fehlt auch hier ein Inhaltsverzeichniß; man wird immer gleichgültiger gegen die hergebrachten Mittel, sich die Uebersicht eines Werks zu erleichtern, oder eine Stelle über einen besondern Gegenstand, vermittelst der weiland üblichen Bequemlichkeit eines Registers aufzufinden. Im Ganzen dreht sich die Geschichte um den 1167 errichteten, 1226 erneuerten, lombardischen Städtebund. Eine einzige Digression (wenn man sie so nennen will, denn wesentlich gehört sie doch in die Geschichte wenigstens der italienischen Handelsrepubliken), die Einnahme Constantinopels 1204 unterbricht den Faden.

In dem siebenten Capitel wird gezeigt, wie bis Friedrich Barbarossa besonders Mailand stieg. (S. 38 ist bloß Druckfehler, daß Otto von Freysingen de Frise genannt wird.) Das achte Capitel beschreibt S. 43 bis 76 den ersten Feldzug Friedrichs wider die freien Städte. Recht

*) Wie bereits geschieht!

gut von der damaligen Römer *libertate improspera repetita.* Das neunte Capitel geht bis auf den Untergang Mailands, 1162; S. 77 — 155. Um dieselbe Zeit und den Kaiser Friedrich unparteiisch zu beurtheilen (welches hier ziemlich geschehen ist) müssen wir manches Vorurtheil ablegen, das uns als Deutschen und Protestanten den Gesichtspunkt verrücken könnte. „Der Entschluß der „Mailänder (S. 152 f.) könnte tollkühn genannt werden. „wenn er nicht so edel gewesen wäre. Sie haben gesagt, Wir sind schwach, wir sind verlassen, wir werden erdrückt. Mögen wir's! „das Schicksal können wir nicht überwinden. Doch, diesen Pfennig, den wir noch aufopfern „können, diese in unserm Arm wohl noch rege Kraft, „das noch in unsern Adern lebende freie Blut, für eine „Sache geben wir's hin. — Wir wollen mit der Unterwerfung warten, nicht, bis die Hoffnung des Sieges „vorbei ist, sondern bis gar kein Mittel des Widerstandes „mehr in uns ist."

87.

Frankfurt, bei Mohr: Der Rheinische Bund. 1806. Zwei Hefte 352 S. in 8.

Konnte je eine Zeitschrift passender seyn, als deren Gegenstand eben in seiner Entwicklung ist? welche nicht nur die Acten seines Ursprungs und Gangs vollständig, sondern, wie der Chor in den alten Tragödien, auch die Besorgnisse, Warnungen, Freuden des Publicums in ursprünglicher Aechtheit liefern kann! In diesen Chor wollen auch wir uns mischen. Nichts ist vollendet; constituirt allenfalls der Bund, aber, wie in der Kindheit geschieht, sein Geist noch nicht ausgesprochen. Wer sie seyen, die Mitglieder, welche den Bund

ursprünglich angenommen, aus was für Ländern ihre Staaten bestehen, und ihr auswärtiges Verhältniß wird hier vorgelegt, und man hört von ihrem Benehmen gegen Mediatisirte und von gewissen öffentlichen Verpflichtungen — etwas. Die Hauptsache, nachdem sie der gewesenen Gesetze entbunden und souverain erklärt worden, was für allgemeine Gesetze der Bund, welche jeder sich selbst vorschreiben werde, hievon künftig, wie die Zeit es lehren wird. Man muß dem großen Stifter nachsagen, daß er es ihnen an Gelegenheit, so wie an dem Vermögen, Gutes zu thun, durchaus nicht hat fehlen lassen; er hat nicht mehr, als die Grundlinien vorgezeichnet; was den Bund nationalisiren, was jedem Deutschen werth machen muß, in diesen Kreisen zu leben, dieß einzurichten, überließ er ihrer Weisheit. Nicht mit Unrecht, noch aus übertriebenem Zutrauen. Der Verstand, auf welchen er bei Deutschen rechnen zu sollen glaubte, muß jeden lehren, der Souverainetätserklärung sich fürstlich (nicht wie Jünglinge, die vom Hofmeisterjoch loskommen) zu bedienen. Alles, sagt er, möget ihr nun thun. Aber nicht, sagt er, was immer ihr vornehmt, ist recht und nützlich. Wenn die Unterthanen unzufrieden würden, und öfters der Protector, auch wohl mit Macht, einschreiten müßte; wenn durch die Verstopfung der gesetzlichen Aeußerung öffentlicher Meinung rohe Ausbrüche gereizt würden; wenn durch die Vernichtung ordnungsmäßiger Schuldengarantien der Credit eben dann fiele, wo man sein öfter bedürfte, und endlich die Völker, wie für den Fürsten die Treu, so für das Vaterland den Muth einbüßten, und bessere Existenz unter fernen Himmelsstrichen dem Sklaven- und Bettlerleben zu Hause vorzögen; was könnte man mehr beklagen,

als den Mißverstand über den Geist der neuen Ordnung der Dinge? Formen wurden durch dieselbe gelös't, welche als Schuldigkeit manchem lästig seyn mochten, deren Erneuerung und Vervollkommnung aber aus freier Gnade das erste Pfand einer guten Regierung werden kann. Ueberhaupt wir alle, Regenten und Völker, laborirten an dem Aberglauben an längst erstorbene Namen und Formeln; die ersten edlen Zwecke waren über dem Schlendrian vergessen; es war, wie in Religionen zu geschehen pflegt, Ceremoniendienst geworden, ohne Wahrheit, ohne Leben. Dieser Todesschlaf wurde durch gewaltige Stöße gestört. Sollte der Friede darin bestehen, daß der Großvater-Stuhl wieder an seinen Ort gesetzt würde, damit wir fein fortschlummern? Nein; all der todte Buchstabe, all die eingebildeten Stützen, an die man sich zu lehnen pflegt, es ist alles ab; alles reducirt sich auf Geist und Kraft. Nach dem Gesetz vermag der Fürst alles; aber seine Lage schreibt ihm vor, was er wollen darf; kein Reichsgericht verpflichtet ihn, aber das klare Interesse seiner Existenz. Der Nation ist in diesen Acten eben selten erwähnt — weil sie sich von selbst versteht; ohne sie, wider ihre öffentliche Meinung, die so mancherlei Organe hat, wird keiner dieser Fürsten sicher und glücklich regieren zu können glauben. So wenig ein Gesetz nöthig war, daß die Menschen im Rheinischen Bund ferner von Speise und Trank leben sollen: so wenig durfte gesagt werden, daß die Größe seiner Fürsten ganz eigentlich von ihrem Einverständniß mit der Nation herkommt. Einen starken Beweis, daß dem so ist, daß es so und nicht anders genommen werden muß, liefert ein Fürst, von dem man wohl glauben kann, daß er den Geist des Protectors

aufgefaßt habe — der Großherzog von Berg. Neben den Actenstücken, wodurch, der Erlaubniß gemäß, in verschiedenen Ländern die ständische Verfassung als unnütz, als kostspielig, aufgehoben wird, lesen wir vom Großherzog Joachim die Ausschreiben, wodurch er die verschiedenen Stände seiner Gebiete zu einem Landtage vereinbart, freundlich mit ihnen spricht, sie hört, ihnen Theilnahme an der öffentlichen Fürsorge gibt. Ohne Zweifel werden die folgenden Hefte uns belehren, wie auch anderswo die ursprünglich deutschen Fürsten die Zeit benutzt, um solche Versammlungen vollkommener zu organisiren. Je mehr Einheit, Stärke, Befriedigung, Zweckmäßigkeit, Fortschritte, desto besser würde der Plan erfüllt, statt einer veralterten, den Keim Einer trefflichen Verfassung Deutschland zu geben: wozu der edelste Wetteifer der alten und neuen Fürsten das Beförderungsmittel würde. Im Uebrigen ist alles in dem Bunde der Zeit gemäß, die Leitung, der Schutz in der mächtigsten Hand, wie der Augenblick erforderte. Wir haben diese Betrachtungen vorausgeschickt, um den Gesichtspunkt zu bestimmen, aus dem wir Schriften über diesen Bund beurtheilen werden.

Der Inhalt beider vorliegenden Hefte ist folgender: Grundvertrag des Bundes, 12 Julius 1806; die Acten der Auflösung des deutschen Reichs (welche nicht ohne Rührung zu lesen sind). Das Reich der Ottone, der Heinriche, der Hohenstaufen, das im großen Zwischenreich von außen unversehrt bleibt, der Gegenstand so vieler Gesetzgeberßorgen, so vieler großen Kriege um sein Gleichgewicht, so vieler großen Helden und Weisen, so tapferer Krieger, so nützlicher Erfinder verehrungswürdiges Vaterland! Doch, der Phönix hat seine Zeit, er würde nie

mehr jung, wäre er nicht Asche geworden). Ansicht vom Rheinischen Bunde S. 56: Ungefähr 2350 Quadratmeilen, achthalb Millionen Menschen, fruchtbare Länder; der Mayn, der Neckar, treffliche Abzugscanäle; Wunsch der Herstellung des Altmühlcanals. (Allerdings; in der Natur, in der Nation, vortrefflicher Stoff; alles kömmt auf die Benutzung an. Die Staaten Alexanders waren noch schöner; wie blühete ein Theil unter den ersten Ptolemäern, den ersten Seleuciden! Eben diese Reiche, wie elend, als die erste Sorge jedes Fürsten ward, mit Hülfe oder unter Zulassung Roms, auf Unkosten des Nachbars, ein Ländchen mehr an sich zu ziehen, einander zu überbieten, zu supplantiren!) Bayerische Auseinandersetzung mit den Grafen Fugger, S. 67. Erläuterung der Verhältnisse des Fürsten von der Leyen, der auch das altberühmte Hohengeroldseck besitzt, S. 89. Acten verschiedener Besitzergreifungen, S. 91. (Große Opfer werden dem Unternehmen einer bessern Gestaltung Deutschlands gebracht; keines zu groß, wenn die Nation dadurch emporkömmt. In der That ist es zu hoffen, in Staaten, welche nicht mehr so klein sind, Selbstgefühl zu ersticken, wie in engen heißen Stuben der Athem schwer wird, und nicht zu groß werden, um die Unberücksichtigung der Meinung des Volks begreiflich zu machen: man bleibt dem Regenten doch nahe, er darf sich nicht über so viel hinwegsetzen, die öffentliche Stimme bleibt hörbar — nicht wie man im altrömischen Reich von Hadrians Wall bis an den Euphrat hätte schreien müssen.) Auflösung der Reichsgerichte und Kreisversammlungen, S. 128. (Die sich lange überlebt hatten.) (Einstweiliges!) Aufhören der Landtage, S. 134. Schreiben des

Fürst Primas an die Mitglieder des Bundes S. 147. (Es war wohl nicht leicht, einem Fürsten die Leitung der Bundesgeschäfte aufzutragen, der neuer und schöner Ideen empfänglicher, mit reineren Absichten und edlerer Gutmüthigkeit handeln würde. Hievon zeuget schon dieses Schreiben; mehr wird mau bei Eröffnung der Tage sehen, wenn das große Geschäft einer Gesetzgebung für den Bund einst anfängt, wenn jeder aufzuopfern haben wird, auf daß alle bestehen, und jedem sein Volk sich anschließe; wenn es darauf ankommen wird, sich selbst zu binden, um die Freiheit und Würde unverletzlicher zu machen.) Ueber die Gutmüthigkeit und Billigkeit, womit in diesen Zeiten das Schicksal der Diener und Gläubiger aufgelös'ter Staaten, endlich auch des Reichs selbst, bedacht wird (worüber fernere Auskunft erfreulich wäre, wenn, wie wir hoffen, die Zusagen und Verpflichtungen wirklich überall ins Werk gesetzt und nöthigenfalls supplirt werden).

Das zweite Heft liefert S. 161 — 216 einen gründlichen Aufsatz über eine Frage, Kammerschulden geistlicher Fürsten betreffend. Wir wünschten bloß, daß mit der Veränderung so vieler heilig und ehrwürdig geachteten Dinge auch in der Schreibart juristischer Aufsätze, überhaupt im Geschäfts-Styl eine vorgehen möchte; diese langen, langen verwickelten Perioden halten viele von der Lesung, von dem Verständniß verdienstvoller Schriften ab. Sonst sind in diesem Hefte die Aeußerungen des Kaisers Napoleon über den Bund S. 240 besonders merkwürdig (mit unserer Ansicht ganz übereinstimmend: Nämlich, daß, von aller Einmischung, so gut wie von gewaltsamer Kränkung, ungestört, das neue Gemeinwesen alle Freiheit habe, diejenigen inneren Maß=

regeln zu ergreifen, durch die es am fröhlichsten emporblühen mag. Der einsichtsvolle Fürst ist weit entfernt, was er für die Mannichfaltigkeit der Verhältnisse seines großen Kaiserthums, und nach den gebietenden Umständen, die aus augenblicklichen Ereignissen folgen, für dasselbe gut findet, einem alliirten Bundes-Staat, oder dessen Gliedern, als Muster oder Gesetz vorzuschreiben; er verweiset sie auf ihre Lage, ihre Nationalbedürfnisse und Ideen; sie dürfen, sie sollen darnach handeln.) Es kommen hierauf die Actenstücke über den Anfang des gegenwärtigen, so unbegreiflichen, als in der neueren Geschichte beispiellosen Kriegs, welcher die nähere Entwicklung der deutschen Verfassung nicht wenig beschleunigen wird. Jene nachahmungswürdigen Vorgänge im großherzoglich Bergischen Staat (wozu wir die Organisation der Landräthe mitrechnen) werden in diesem Hefte vorzüglich beschrieben. Wir haben nächst denselben die fürstprimatische Besitznahme der Stadt Frankfurt am liebsten gelesen, weil dabei die zarteste Schonung der althergebrachten Verfassung, und ein nicht so herrisches, als väterliches Benehmen zu sehen ist. Ungern brechen wir ab; was den rheinischen Bund betrifft, soll ferner zu rechter Zeit, und mit der Freimüthigkeit angezeigt werden, die nie nöthiger war, und, nach unserer Ueberzeugung, vollkommen erlaubt ist.

Der Rheinische Bund. Drittes Heft. 1807 bis S. 480. 8.

Wir eilen, die Fortsetzung dieser sehr interessanten Zeitschrift des Hrn. Hofkammerrath Winkopp in Aschaffenburg anzukündigen, oder vielmehr über deren Inhalt auch unser Wort zu sa-

gen. Die Rede ist von einer Wiedergeburt, deren Schmerzen nicht vergeblich seyn sollen, von Grundfesten, über deren Güte die Nachwelt uns richten wird. Wir täuschen uns nicht über den Eindruck; wir wissen, wie weit, bei uns zumal, das Lesen und Ausführen von einander liegen; wenn aber auch der beste Wille, durch Vorurtheile entstellt, mißkannt oder unbeachtet bleibt, so ist man das Zeugniß der Wahrheit sich selbst nicht weniger schuldig.

Es ist in diesem Heft glücklicher Weise manch Lobwürdiges: die Organisation der Stadt Frankfurt, voll Billigkeit, Einfachheit, möglichst klar, sichtbar wohlwollend, eine achtungswerthe Grundlage der neuen Existenz einer so ehrwürdigen Commun. Eben so trefflich das würtembergische Religionsgesetz, welches keine Religion tolerirt, alle gleichstellt. Man muß die Souverainetät lieben, deren erste Ausflüsse so wohlthätig sind; und, gestehen wir es, dergleichen vieles war in verschiedenen Ländern weiland höchst schwer oder unmöglich: Beschränkungen, welche das Böse nicht allezeit hinderten, seit ihr erster Geist in ein Formenspiel überging, haben auch dem Besten manchmal die größten Schwierigkeiten entgegengesetzt. Allein jetzt, wo sie nicht mehr walten, fragt sich allein, wo und wie das Gute, so in ihnen war, die heilsame Gränze der Willkür, künftig zu suchen seyn dürfte: der osmanische Kaiser hat seinen Koran; der sinesische die Herkommen der Väter; wir hatten auch wohl eine Bibel; da ist aber die höhere Kritik gekommen, und hat an den Verfassern und ihrem Ansehen irre gemacht; was bleibt uns als eine möglichst allgemein zu verbreitende, bestimmte öffentliche Meinung über öffentliche Interessen? Diese

von dem einsamen Arbeitszimmer des Denkers in die Hütte des Landmanns und in die Quartiere des Kriegers hinab, und hinauf in die Cabinette der ersten Minister steigende Stimme für Humanität und Recht kann, wenn Ernst und Redlichkeit ist, vor der Hand vieles ersetzen und festhalten. Darauf kamen wir bei der lehrreichen Abhandlung über die Landstände (bei Anlaß ihrer Abschaffung im Großherzogthum Hessen, S. 381). Sehr natürlich, daß die Auflösung so lange verehrter Repräsentaturen erschrecken mag: wenn sie hin und wieder nicht viel mehr werth waren, als die Parlamente unter dem Hause Tudor, so waren die Körper doch, die einst ein Geist finden und heilsam erhöhen konnte; es war ein Schein von Zwischenmacht. Doch, unersetzlich ist nichts, wenn die Menschen sich nicht verschlechtern; was in der Natur liegt, wird seine bessere Zeit allemal finden, und aus der Gährung entwickeln sich Keime und Kräfte. Indeß ist nichts Besseres zu thun, als, mit Verschmähung der Schmeichelei, um gute Anstalten die Fürsten so loben, daß ihnen der Weg wahren Ruhms unverkennbar werde; die Bedürfnisse und Forderungen der Menschheit in ein so klares Licht setzen, und so bestimmt aussprechen, daß Collegien sich scheuen müßten, offenbar dagegen zu handeln; selbst aber einen höhern, einen Gemeinsinn annehmen, der mit Verachtung der pöbelhaften Persönlichkeiten und pedantischen Klaubereien, diese Denkungsart an allen, die sie haben, in allen Schriften, wo sie ist, freudig erkenne und patriotisch rühme. Das übrige, wie es sich bilden und setzen, wie es endlich seyn wird, beruhet auf nicht vorherzusehenden Fügungen, welche der Verstand und Sinn, welchen wir hier fordern, allenfalls besser nutzen und len-

ken dürften, als mancher geist- und herzlosen Versammlung in der Steifheit ihres Herkommens etwa hätte einfallen mögen. Es hängt wirklich von den Menschen ab, ob kommende Geschlechter dieses Zeitalter für das betrachten sollen, wo eine allgemeine Hemmung der Sprachorgane die oberste der Creaturen mit den unteren Classen egalisirt habe, oder für das, worin dem aufwachsenden Jungen die gewohnten Gängelbande endlich weggenommen worden, damit er für sich gehen lerne. Jedoch, es ist Zeit einzulenken.

Es ist eine wichtige Abhandlung über die Unterhaltung des Personals vom Kammergericht S. 390—455, man mag sie in Humanitätsrücksichten, oder mit einem gewissen Gefühl deutscher Nationalehre betrachten. Vier und dreißig Personen, die ihr Leben den Reichsgeschäften gewidmet, und wovon zehn über 60 Jahre alt sind, ihren wirklich sehr mäßigen Gehalt ferner zu sichern, ist ein Satz, der weder Widerspruch, noch Schwierigkeiten finden sollte. In der That scheint auch aus den beigebrachten Acten zu erhellen, daß dieses allgemein gefühlt wird. (Nur denkwürdig, und ein besser zu verheimlichender Fleck ist immer, daß die Idee hat entstehen können, für die Unterhaltung des untergeordneten Personals den Assessoren an ihrem wahrhaftig schmalen Auskommen abzuziehen. Daß Deutsche seyn konnten, die eine so lumpichte Knickerei zur Sprache zu bringen gedacht!) Indeß ist, wie bei so vielem Guten, das das wahre Uebel, daß jeder für sich wohl denkt, aber niemand anfängt, die Hülfe unterbleibt, und die Männer Hungers sterben können, weil in unserem geliebten Vaterland viel geschrieben wird, und nichts zur That kömmt; niemand ergreift die

Sache, und bemächtiget sich derselben, sie durchzusetzen. Wir hoffen, im nächsten Heft zu finden, daß der edle Primas auch hierin geholfen, daß er eine Berechnung der Bedürfnisse mit der Bitte habe lassen circuliren, es möchte jeder Fürst für diejenige jährliche Rata unterzeichnen (und sie fürs erste Jahr gleich mitschicken), die er seiner Würde und seinen Mitteln angemessen glaube. Das Resultat wird alsdann gedruckt werden, auf daß Edelmuth und Gerechtigkeit ihr gebührendes Lob nicht entbehren: dann wird man doch sehen, was an dem gegenwärtigen Deutschland ist; ob es fähig wäre, die ehrenwerthen Diener seiner alten Justiz Hungers sterben zu lassen; man hätte das Maß, wornach zu urtheilen wäre, ob die Erhaltung seines Zustandes Theilnahme verdient.

Die übrigen Stücke betreffen die Zeitgeschichte. — Ein Epurationsvertrag zwischen Würtemberg und Baden; die von Bayern mit der mediatisirten Grafschaft Castell vorgenommene Einrichtung; der Beitritt Sachsens; die badische Besitzergreifung von Fürstenberg; die sehr zweckmäßige neue Gerichtsordnung der nassauischen Länder: alles Urkunden, welche zur Grundlage des neuen Staatsrechts wesentlich sind, und niemand übergehen darf, dem es um einen richtigen Begriff von dem Vaterlande zu thun ist.

Wir wollten hier schließen, als eben das vierte Stück kam, dessen Anzeige ungesäumt folgen wird: nur eines Aufsatzes können wir uns nicht enthalten, gleich jetzt zu gedenken. Er betrifft die Auslegung der Rheinischen Bundesacte, und ist in einiger Beziehung auf eine, vor etlichen Wochen erschienene Schrift:

Was ist Souverainetät und was ist Landeshoheit? 1806. 20 S. 8.

Auch unter dem Titel: Essai sur la différence qui existe entre la Souveraineté et la Supériorité territoriale en Allemagne. 1806. S. 4.

Wichtig in der That; insofern zu hoffen, daß die Bestimmung staatsrechtlicher Fragen von der Auseinandersetzung der Begriffe und moralischen Mitteln abhängen wird; ohne welches gar keine Verfassung denkbar ist. Constitutionen, deren wohl nie so viele so schnell, wie zu unserer Zeit, einander verdrängt, pflegen der Ausdruck gewisser Bedürfnisse zu seyn, die in der Natur der Dinge liegen, oder in durchgreifenden Zeitereignissen ihre nächste Ursache haben. Das ist natürlich und ganz gut; wir sind nicht mehr lüstern nach Ausgeburten abstracter Speculationen, deren Gründe außer dieser Sinnenwelt liegen. Indeß läßt sich erwarten, daß bei der Eile und nach den Umständen der Abfassung nicht alles mit befriedigender Bestimmtheit erörtert werden konnte. Wo ist nun das Princip der Auslegung? In dem alten Recht, meint der letztere Verfasser, insofern es durch das neue nicht ausdrücklich abgeändert worden ist. Billig verwirft er auch die Analogie nicht, welche aus den Verträgen abzunehmen ist, wodurch Frankreich, Preußen und andere Fürsten die Verhältnisse solcher Stände regulirt haben, die (in Schlesien, Elsaß u. a.) durch ihre Waffen und nachfolgende Tractaten unter sie gekommen waren; ein Weg, welchen der Verf. der Abhandlung im vierten Heft mit vieler Geschicklichkeit betreten hat. Wir glauben, daß auf den Zweck und Geist, auf den Ursprung und die Veranlassungen der Bundesacte besondere Rücksicht zu nehmen ist. Man darf sa-

gen, daß wenn unsere alte Verfassung nicht Keime des Untergangs in sich getragen hätte, das Reich nicht so erbärmlich kraftlos, und sie selbst nicht unhaltbar geworden wäre. Auch sonst hat unsere deutsche Vielherrschaft (unsere πολυκοιρανιη) dem innern Flor und Fortgang vieles Guten beträchtlich geschadet. Sollen wir die nur nicht ganz ausdrücklich proscribirten Reste dieser fatalen Verhältnisse auf das sorgfältigste zusammenlesen, um, so fern thunlich, das Unwesen doch beizubehalten? Wollen wir nicht lieber eine ganz freie Ansicht von den Dingen nehmen, wie sie sind, und anstatt zu fragen, wäre dieß und das Fragment aus dem medio aevo nicht etwa noch zu conserviren, betrachten, ob es an sich etwas taugt? Ob wirklich gut ist, daß dieß und jenes nicht unmittelbar unter die höchste Gewalt komme? Sehet ja wohl zu, daß der alte Lappen im neuen Kleide nicht einen größeren Riß mache. Alles beruhet auf der Zweckmäßigkeit, auf der innern Güte. Jetzt, im Augenblick der Umkehrung, dürfen, sollen wir so denken und prüfen; wenn das Gebäude vollendet steht, ist es zu spät, und alsdann unrecht. Wenn dem Rec. eine solche Frage vorgelegt würde, gewiß wollte er nicht vor der Hand wissen, was Friedrich der Große dem Herzog von Oels, oder Ludwig XV dem Bischof von Straßburg damals gut zu heißen schicklich fand, sondern was die Localverhältnisse in dem vorgetragenen Fall jetzt räthlich machen. Wo nicht, und entlehnen wir unsere Auslegung von fremden Zeiten und Staaten, so bleibt unser Wesen ein Flickwerk. Alle solche Notizen haben Werth, aber historischen; so wie einer einen Zug aus Xenophon oder Plutarch benutzen kann: leiten mag auch das Aeltere und Ausländische, gesetzlicher Ausleger däucht es uns nicht seyn zu sollen. Ue-

brigens leuchtet in den bisher zu unserer Kenntniß gekommenen Verhandlungen der größeren Höfe des Bundes ein billiger und humaner Geist hervor, welcher hoffen läßt, daß, allenfalls auf vernünftige Vorstellungen, sich alles von selbst recht gut geben wird.

Die Abhandlung, welche zu diesen Betrachtungen Anlaß gab, enthält viele vortreffliche Gedanken, zumal für den Augenblick, wo der Uebergang zu erleichtern ist: Es ist hier die Rede keineswegs von einem auf Kosten der Unterthanen zu spielenden Trugsystem, sondern einer väterlichen Angewöhnung an Formen, die nun einmal seyn sollen. Insulae primum libere agebant; postea in consuetudinem parendi Romanis, clementer provocatae, pervenerunt (Sextus Rufus.) Der Rec. protestirt gegen Mißdeutung: Jeder (das ist seine Meinung), überzeugt nun einmal, daß es mit dem losen Stand, welcher Alle schwächte, nicht mehr geht, soll sich an die Gesetze seines Souverains, wie dieser an die Grundgesetze des Bundes, immer besser gewöhnen. Dazu sind hier gute Anschläge, anwendbar nach Zeit und Ort.

Der Rheinische Bund. Viertes Heft. Herausgegeben von P. A. Winkopp, Hofkammerrath. 1807. 160 S. in 8.

Der Keim eines zu großer Ausbreitung und einem wichtigen Daseyn bestimmten Bundes, dessen bloßer, aller Aufmerksamkeit würdiger Name, sonst aber, außer dem militärischen, kein anderer Actus bisher dasteht, stellt im Grunde dem politischen Betrachter noch nicht viel mehr dar, als der Rheinische Bund von 1658 und viele ähnliche Geburten der Zeit. Nur die Aufopferungen, die seinen

Ursprung begleitet, das Wort, welches ihn verkündiget hat, und die Trümmer, welche sein Fußgestell ward, unterhält eine auf jeden seiner Schritte und jede ihn treffende Vorkehr gespannte Erwartung. Für das Wesentliche ist diese Zwischenzeit nicht unnütz: es läßt sich frei erdauern, was, einmal festgesetzt, mit Schonung zu berühren seyn wird. Manch hingeworfenes gutes Wort könnte am Bundestag Früchte bringen; wenigstens darauf leiten, daß dieß und das durchaus einer gesetzlichen Erläuterung und Bestimmung bedarf. Unverständige Menschen bilden sich ein, daß ein souverainer Fürst nie über irgend eine Gewaltübung paciſciren, daß er nie sich oder seinen Thronfolgern eine feste Regel vorschreiben, am wenigsten mit Bundesverwandten gemeinsam verbindender Gesetze übereinkommen dürfe. Solche Staatsmänner hat es auch in Troja gegeben: eben darum ging es unter.

Quid Paris? ut salvus regnet, vivatque beatus,
Cogi posse negat.

Nicht so die aufgeklärten Fürsten der germanischen Conföderation. Die Souverainetät, welche eigentlich nichts Anderes war, als die Lösung der sie an das römisch-deutsche Kaiserthum fesselnden Bande, ist ihren erhabenen Gemüthern (ihrer Einsicht und Klugheit) nicht eine Auflösung aller göttlichen und menschlichen Herkommen und Rechte, aller Hausverträge und Landesordnungen, und aller der unzerstörbaren Grundfesten öffentlicher Sicherheit und Glückseligkeit, ja selbst des Credits; ein solches Geschenk wäre ärger, als die Hochzeitgabe der Medea oder der Rock des Nessus. Wer wollte aus dem Charakter eines deutschen Fürsten, dessen Väter mehr oder weniger als fünfhundert Jahre ununterbrochen regiert und in Allen

Ereignissen das Gut und Blut ihres biedern Volks zu ihren Diensten gefunden, hinübertreten in den Charakter morgenländischer Sultane, die etwa kein Gesetz über ihren Willen erkennen, aber alles von Allen fürchten, und Sklaven der Elenden werden, denen sie ihrer Schlechtheit und Verruchtheit wegen trauen. Unsere Fürsten (das werden wir sehen, wenn Bundestage einst regelmäßig sind) werden Institute, auf welchen Sicherheit und Credit beruhet, jeder in seinem Lande, durch Gewährleistung des Bundestages heiligen. Dessen standhafte Festhaltung darauf, wie seine Kraft gegen Ruhestörer (indem diese dem Thron, und jene dem Unterthan unstörbare Sicherheit gibt), wird in den Kreisen des deutschen Bundes die seltene Vereinigung der Freudigkeit und des Gehorsams herrschend machen. Diese Aussichten (gar nicht schwärmerisch; gesunder Verstand muß sie empfehlen) haben viel Erhebendes; indeß dieselben zur Wirklichkeit reifen, wollen wir in Erwägung ziehen, was gegenwärtige Stillstandsperiode Merkwürdiges darbeut.

Dieses vierte Heft liefert ein Hauptactenstück, die diplomatisch berichtigte Urkunde des Bundes, S. 115; eine Ansicht desselben im Allgemeinen S. 142 (wo aber die Aufhebung der Landstände mit Unrecht als eine nothwendige, allgemeine Folge betrachtet wird. Keinem Fürsten ist untersagt, von Herren und Städten, welche bei ihm Eigenthum haben, auch ferner Rath und Vorstellungen zu hören, und mit ihrer Existenz ferner den öffentlichen Credit zu befestigen. Dem weisen Könige der Sachsen schien der Kosten und der Zeit wohl werth, die Henne ferner leben zu lassen, die in so mancher Landnoth und Cassenverlegenheit so vielen Fürsten goldene Eier gelegt; wir haben auch

nicht gelesen, daß seine väterliche Weisheit in ihren wohlüberlegten Anträgen, auch vor der Souverainetät, Widerstand oder Ungehorsam bei ihnen gefunden hätte. Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß die Bundesglieder nicht beibehalten dürfen, was die Probe der Jahrhunderte ausgehalten); Auslegungen des 26 ff. und zwei des 34. Artikels der Bundesacte, S. 66 und 120. (Wir können die Abhandlung des weilburgischen Hrn. G. R. Medicus nicht unerwähnt lassen: in buchstäblicher Auslegung ist er so genau, als man es seyn kann, dabei gibt seine Klugheit und Humanität betrachtungswürdige Winke. Die neuen Lande, den Gesetzen des neuen Herren unstreitig unterworfen, sollten, glaubt er, doch wohl vor der Hand, bis zur Abfassung neuer Gesetzbücher für alte und neue Lande, bei ihrem Herkommen zu lassen seyn. Ohne Zweifel würde aus dem Gegentheil unumgängliche Verwirrung erfolgen. Wir glauben, daß wo einem Fürsten etwas an der Zuneigung der Völker liegt, er auch mit Verwandlung der hergebrachten Formeln und Namen sich nicht übereilen wird. Aber nur ein selbstregierender Herr wird diese Vorsicht brauchen; die Bureaukraten, an das Tabellenwerk und an einförmigen Schlendrian gewöhnt, sind unbarmherzig mit Ausrottung aller Eigenthümlichkeiten, welche eine Erinnerung, einen Gedanken mehr kosten. Wir empfehlen die Bemerkungen S. 71, 75, 77 ff. — S. 80 sehen wir, daß bisher noch nicht klar gewesen, ob den abtretenden Landesherrn le droit de patronage oder le droit de paturage vorbehalten war; nun scheint sich's für das erste zu entscheiden. Den Wunsch eines von dem Bundestag auszumittelnden Gesetzes für die Austrägalinstanz haben wir S. 81 gern gelesen; die Vervollkommnung

dieser altdeutschen Anstalt wäre ein wahres Probestück der neuen Gesetzgebungskunst. Ueberhaupt ist alles gewonnen, oder gar verloren, so wie der Bundestag in gemeinnützliche Thätigkeit gebracht, oder ein so steifes Ceremonienwerk wird, wie der entschlafene Reichstag. Zum Allgemeinen ist der Beitritt der Ernestinischen Herzoge von Sachsen zu rechnen S. 41, und sehr zu wünschen, daß der traurige Mißverstand wegen Coburg ohne dauernde Folgen bleibe (S. 147).

Die einzelnen Mitglieder haben ihre neuen Besitzungen purificirt, consolidirt, organisirt. Zu ersteren finden wir die Verträge zwischen Würtemberg und Baden (124), Baden und Hessen (106), Hessen und Isenburg (121); zum zweiten die Vertheilung der mediatisirten Güter der Reichsritterschaft (S. 85), wie für das dritte die Organisirung des Landes Tyrol (S. 28, 153) und Vorarlenberg, der Stadt Augsburg (51) und der Herzogthümer Cleve und Berg (S. 154). Arbeiten von unumgänglicher Nothwendigkeit, welche nicht nicht nur für die Kenntniß der Gegenwart, sondern auch für die Nachwelt kostbar sind. Aus denselben wird sie lernen, wie vieles Viele der neuen Ordnung aufgeopfert, auch wohl einen und anderen namhaften Ort, welcher nach der Art großer Reiche, wo nicht seine Existenz, doch seine Nambarkeit mit der Zeit einbüßen wird. Im Uebrigen ist von den Provinzen die Organisation im Einzelnen ohne Meldung dessen beschrieben, ob und was dem oder diesem Lande in politischer oder ökonomischer Hinsicht von alten Vorrechten gelassen worden, ob es immer noch mehr oder weniger Auszeichnendes hat, ob, und wie man das Neue dem Vorigen anzupassen sich bemüht, mit wie sorgsamer Klugheit, oder ob nur

durch ein Wort alles eingerichtet worden. Sehr bedächtlichen Gangs ist man freilich heutiges Tages nicht gewöhnt; der Staatskalender im Hauptlande gibt die Norm an, Rom hatte cives, nomen Latinum, socios, foederatos, hunderterlei Schattirungen der Unterthänigkeit: dergleichen Trostbehelfe werden jetzt nicht gereicht; alles wird uniform.

Ueber die Stadt Augsburg zeigt eine merkwürdige Note, daß nach den Umständen sie durchaus nicht länger habe bestehen können. Beiläufig wird angezeigt, wie Castell und Kostheim, gegenüber Mainz, für französisch erklärt worden, so daß die Linie der jenseitigen Mauth wohl auch den Main sperren, und diesen Theil des rechten Rheinufers umziehen möchte.

Tröstlich ist, wie die Drangsale der Mitglieder des Reichs-Kammergerichtes durch die Anstellung einiger vorzüglicher Männer in die königl. würtembergischen Dienste, durch die Fortsetzung der Kammerzieler von Bayern, Baden und Hessen, und anderer Beiträge durch Nassau, Hohenzollern und Isenburg, endlich durch die väterliche Fürsorge des Fürsten Primas für das untergeordnete Personal gemildert worden. Doch nur bis den 18 Febr. war man für die Gehalte gedeckt; etwas Allgemeines auf die Dauer war noch nicht verabredet.

Inwiefern dieser Bund (die neue Hoffnung Deutschlands) in Lösung der schweren Aufgabe einer Vereinigung souveräner Gewalt mit selbstgegebenen, nöthigen, festen Gesetzen, glücklich seyn wird, läßt sich erst hoffen; er ist noch in der Geburt: wenn er aber eine Einheit bewirkt, wie sie von einem solchen Primas und einem Bundestag aufgeklärter und wohlwollender Fürsten zu erwarten ist, so wird jeder Deutsche mit Freuden eine Epoche besseren Daseyns von ihm datiren.

Der Rheinische Bund. Fünftes bis neuntes Heft (vom siebenten fängt der dritte Band an); herausgegeben in Gesellschaft — von P. A. Winkopp. 1807. 8.

Bei fortwährendem Abgang näherer authentischer Bestimmungen durch einen Bundestag bleibt zur Zeit nichts übrig, als die vorkommenden Acten, jede für sich und nach dem Augenblick, als Proben des herrschenden Geistes und der Tendenz der verschiedenen Höfe, in Betrachtung zu ziehen. Das fünfte Heft beginnt mit k. bayerischen und großherzogl. hessischen Ausschreiben außerordentlicher Steuern S. 161. Sie betragen in Bayern einen Viertelsgulden des Vermögenswerthes. Ueber die Hebungsart war, wo Stände sind, mit Verordneten der Landschaft Rücksprache genommen, und dem Rechnungscomité ein Mitglied der landschaftlichen Rechnungscommission beigeordnet: alles, mit Einem Wort, rechtlich und billig, wie es einer aufgeklärten Regierung ziemt, und nicht nach den sultanischen Grundsätzen eines Privatschriftstellers, dessen Buch sie mit Unrecht in einigen Verdacht von Antrieb oder Einverständniß bringen würde. Im Hessischen betrug die Steuer einen halben Procent von Capitalvermögen, von dem erlaubt wurde, Passiva in Abzug zu bringen. Steuerfreiheiten waren zuvor abgeschafft.

Von Bayern ferner S. 218 eine musterhafte Verordnung, die der k. Souveränetät unterworfene Ritterschaft und Hintersassen betreffend. Mit vielen auszeichnenden Rücksichten, vieler Schonung, wird diese Ritterschaft übrigens in die Classe des landsässischen Adels versetzt; ihre Familienverträge erfordern die königliche Bestätigung. Eine Sub-

jection, welche in alten Jahrhunderten ein verderbliches Unglück gewesen wäre, ist unter Maximilian und seinen würdigen Bundesfreunden ein wohl erträglicher und in einigen Rücksichten vortheilhafter Uebergang. Alte Auszeichnungen verliert niemand gern; immer mußte der Verlust der Unmittelbarkeit empfindlich seyn, aber die Regierungen haben Mittel, die Brücke zu vergolden, und für das unhaltbar gewordene sichreres Glück zu gewähren. Acten der Abtretung von Kostheim, gegenüber Mainz, S. 246. Urkunde des Beitritts des G. H. von Würzburg, dessen Contingent auf 2000 Mann bestimmt ist, S. 291. Wiederum ein Wort vom Unterhalte des gesammten reichskammergerichtlichen Personals, wozu den bedeutendsten Beitrag in der letzten Zeit Bayern lieferte, S. 296. Der Fürst Primas heilt mit Einem Wort eine jahrhundertjährige Ungerechtigkeit des Sectengeistes; die Reformirten zu Frankfurt werden den übrigen Einwohnern gleichgestellt, S. 304. Um eine Erkenntlichkeit von 3000 Gulden entsagte die lutherische Geistlichkeit den Stolgebühren. Statistische Nachricht von der Bevölkerung von Eichstädt, S. 306; in der Stadt hat sie sich (bei Entfernung eines Hofs und Abtrennung eines Theils des Landes natürlich) um 1200 Menschen vermindert, beträgt jedoch, in der Stadt und in den vier Landgerichten zusammen, 42,000 Seelen. Im übrigen ist dieses Ländchen Neuburg einverleibt. Bei solchen Einverleibungen ist Cassagewinn, und sie vereinfachen den Gang der Expeditionen; ob Deutschland im Ganzen durch diese Verminderung einzelner Mittelpunkte von Verbrauch und Cultur nicht beträchtlich verlieren wird, ist aus dem Anblick vieler einst blühenden Residenzen und Hauptorte zu beurtheilen. Es wäre schonend, einem weiland selbst-

ständigen Ländchen nicht alle Vorzüge mit einemmal zu nehmen. Sollte das Plus einiger Besoldungen nicht durch das Fortwähren des Lebens, im Landbau, im Fleiß, vergütet werden? Sollte derjenige Staat nicht der schönste und reichste werden, welcher allenthalben lebt, und nicht an wenige begünstigte Orte alles zieht? Unsere Bemerkungen verurtheilen nicht das einzelne Factum, wodurch sie veranlaßt worden, und dessen Beurtheilung Localbetrachtungen erfordert: sie sind unsere Ueberzeugung vom allgemeinen. Statistische Darstellung des großherzogl. hessischen Fürstenthums Starkenburg. Schöne Bevölkerung von mehr als 4000 Menschen für jede Quadratmeile. Da sind auch nicht alles verschlingende Städte. Darmstadt, ohne das Militär, hat nicht über 11,320, Bensheim, die zweite Stadt, nur 3000 Einwohner; dafür, welch ein Land! die Grafschaft Castell in Franken, über deren Volksmenge zwischen 5000 und 15,000 gezweifelt wurde, hat 9442 und eine halbe Seele (ohne daß jedoch bestimmt wäre, ob die halbe Seele nach den obern oder untern Kräften an diese Grafschaft hörig ist). Außer einigen Actenstücken, die wir übergehen, enthält dieses Heft eine betrachtungswürdige Ausführung des Hrn. G. R. Gärtner von Neuwied über die neuen Verhältnisse der Fürsten von Wied, beider Linien, zu dem Hause Nassau, S. 190—218. Sie ist so klar und ordentlich, als bündig. Es ist offenbar, und war vorzusehen, daß der Diensteifer oder die irrigen Begriffe mancher Hoheitscommissarien die Souverainetätsrechte über mediatisirte Reichsstände übermäßig ausdehnten; es läßt sich von der Souveraine eigenem Billigkeitsgefühl hoffen, daß Vorstellungen, wie diese, nicht nur Moderation, sondern auch auf dem Bundestag ein deutliches und sicherndes Gesetz

veranlassen werden. Nur dann werden fünf Sechstheile reichsständischer Familien den Verlust ihrer kostbarsten Rechte verschmerzen. Die Abhandlung des Hrn. Cabinetsraths Stephan zu Braunfels S. 253 — 290 ist von eben dem Verdienst. Vortreffliche Vorarbeiten, von dem Bundestag die verschiedenen Ansichten darzustellen, so daß, welcher auch der Beschluß wäre, Mitwelt und Nachwelt vollständige Acten zur Beurtheilung vor sich habe. Die Natur des Rheinbundes ist vortrefflich bestimmt; aus derselben erhellt unwidersprechlich, wie viel Mediatisirte nur aufzuopfern haben.

Im sechsten Heft ist die k. bayerische Bestimmung der Verhältnisse für die mediatisirten Fürsten, Grafen und Herren, S. 372. Alle Erinnerung der alten Reichsverfassung in Namen, Wappen, Styl, ist getilgt. Da man über das Gemüth nicht eben so verfügen kann, so versteht sich, daß jede weise Regierung das Alte hauptsächlich durch fühlbare Vortheile des neuen Zustandes aus dem Andenken wird löschen wollen: eine, nicht nur für die Gesetzgebung, sondern vorzüglich für die Verwaltung, wo so viel auf Manier ankömmt, nicht leichte Aufgabe; wohl zu beachten bei der Auswahl und Instruction der mit Submittirten in Berührung kommenden Beamten. Eine vortreffliche Idee findet sich von Kurbaden ausgeführt, S. 461. Vor der Bekanntmachung eines allgemeinen Gesetzes wird gesammte, dem Großherzog zugefallene Ritterschaft nach Karlsruhe berufen, um alle Individualitäten genauer kennen zu lernen. Hierauf kömmt vor, wie die Ortenauische Ritterschaft, welche alles Andere bisher überlebt hatte, dieser edeln Regierung endlich übergeben wird, S. 474. Eben so schön leuchtet auch hier des Fürsten Primas Vorsorge für wirkliche Repräsentirung

der Bürgerschaft von Frankfurt hervor, S. 463. Es wird in der Geschichte sehr bemerkt werden, wie in dieser unerhörten Krisis jeder Fürst in seinem Betragen gegen Submittirte gezeigt hat, was in ihm war; das Andenken wird nicht ohne reelle Wirkung bleiben. In eben diesem Heft ist eine k. bayerische Verordnung, welche die bisherigen geistlichen Fürsten in die Kategorie der Mediatisirten setzt, S. 473. Ueberhaupt lehren auch andere Stücke, wie der Gerichtsstand und andere Verhältnisse der ehemaligen Reichsstände und Ritter hin und wieder neu geordnet und auseinandergesetzt werden, S. 465, 467. Souveränetät von Lichtenstein (Vaduz und Schellenberg an der bündnerschen Gränze; 5000 Menschen); S. 408. Außer der höchst lehrreichen Fortsetzung der obgedachten Gärtnerschen Abhandlung S. 321 — 371, enthält dieses Heft Ideen über das Bundesgericht (S. 399), ein Institut, ohne welches weder Sicherheit noch Credit, weder eine feste noch eine beliebte Herrschaft möglich ist. „Das allein (S. 401) ist „uns Bürge für alles, was wir Gutes von der „neuen Verfassung zu erwarten haben, das Ein„zige, was uns gegen innere Unruhe schützen, und „jedem Nachbar den Verein achtungswürdig, die „Nation aber zufrieden und glücklich machen wird." Der Gedanke, zu demselben die außer Activität gesetzten reichskammergerichtlichen Personen zu verwenden, beseitigt die augenblickliche Verlegenheit für ihren Unterhalt. Sonst könnten wir einen unbedingten Beifall ihm nicht schenken: die brauchbarsten Männer werden einer um den andern in Dienste der Souverains gezogen; das Bundesgericht, dessen erste Jahre besonders musterhaft seyn müssen, erfordert Beisitzer von einem hellen, umfassenden, unbefangenen Geist und großer Thätig-

keit, deren Blick und Manier durch keinen Einfluß von Routine (Schlendrian) auf einen verwickelten schwerfälligen Gang beschränkt werde. Endlich empfehlen wir die Gedanken des Hrn. G. R. Medicus von Weilburg über die neue Einrichtung des Zunftwesens S. 392, als auf die Natur der Sache und auf Menschenkenntniß gegründet. Der beim vierten Heft erwähnte Aufsatz des Hrn. Medicus veranlaßte Betrachtungen S. 413 — 460, welche ihres Verstandes, ihrer Humanität und auch des Vortrages wegen eines der vorzüglichsten Stücke dieser Zeitschrift sind. Der uns nicht bekannte Verfasser ruft das Vaterland mit Recht zu Hoffnungen, doch nicht überspannten auf. Indem er die Gefühle derjenigen, welche so viel eingebüßt, wohl begreift, macht er auf das Unhaltbare der vorigen Verfassung aufmerksam. Wer etwas mit der innern Geschichte nur der letzten zwanzig Jahre zu thun hatte, wie könnte der läugnen, daß „der „Schwache keinen Schutz in den Gesetzen, für jahr„hundertalte Rechte keine Sicherheit mehr fand" (die R. Ritterschaft hatte es lange erfahren), „daß „der gemeine Mann täglich sehen mußte, wie man, „den Gesetzen zum Trotz, alles treiben konnte, „wenn man die Macht hatte es durchzusetzen." Was „hätte aus dem deutschen Volk nothwendig werden „müssen, wenn dieser Zustand noch ein Menschen„alter so fortgedauert hätte!" Allerdings; „in „der durch Alter ehrwürdigen gothischen Burg wa„ren mehrere zum Tragen und Zusammenhalten „des Ganzen höchst nöthige Scheidewände durch„brochen; die Bewohner der vielen kleinen Zim„merchen, ohne wohlverwahrte Thüren und Fen„ster, wußten ihre wenige Habe nicht mehr zu „sichern; das beständig unter der Asche glimmende „Feuer hatte schon die morschen Balken ergriffen,

„als das Haupt der großen Familie ausrief: „Kin„der, ich kann den Umsturz nicht mehr hindern; „rette sich jeder, so gut er kann.“ In dem neuen „Bau sind der engen Stübchen weniger; ihre Be„wohner haben sich müssen in die großen Hallen „und Säle mit aufnehmen lassen. Da können sie „natürlich nicht mehr so befehlen und anordnen, „wie sonst in den kleinen Zimmerchen;“ daß aber nach der Uranlage des neuen Verbandes gleichwohl für sie gesorgt worden, wird hierauf aus der Beleuchtung des Geistes der Urkunde gezeigt. Daß das neue Gebäude nicht eine römische oder deutsche, sondern eine gallische Inschrift hat (Conféderation du Rhin pour assurer la paix intérieure et extérieure de l'Allemagne, S. 417) mag freilich nicht gefallen, ist schmerzlich. Es ist aber so; durch wen kann man fragen, ist es gekommen, wenn nicht durch unsere Väter und uns? Der Ursachen und Folgen natürlichen Zusammenhang zu ändern, ist nicht möglich: aber, belehrt, können und sollen wir uns selbst ändern, und hievon im Rheinbunde das erste Beispiel aufstellen.

Das siebente Heft beginnt mit einer Vorstellung der ehemaligen und gegenwärtigen Verfassung der Stadt Frankfurt, welche mit vieler Deutlichkeit und Ordnung beschrieben ist. Nur so viel ist verändert, als theils mit dem Reichsverband fallen mußte, theils auf Zeitperioden berechnet war, die nicht mehr sind. Der Senat hatte die höchste Gewalt und repräsentirte das Volk, über dessen Eigenthum er ohne die bürgerlichen Collegia nichts vermochte. Diese Collegia waren Ausschüsse, deren gemeinsamer Auftrag war, über das Wohl der Stadt zu wachen. Der Senatoren saßen auf drei Bänken 43, aus der Bürgerschaft vom Senat gewählt. Von der ersten Bank waren gewöhnlich der

Schultheiß und ältere Bürgermeister; sie war die Schöffenbank. Die zweite ergänzte sich aus den Häusern Limburg und Frauenstein, aus Rechtsgelehrten, Großhändlern und andern angesehenen Bürgern. Die dritte bestand aus Handwerkern und Gewerbsleuten. Bei den Sitzungen waren die Rechte gleich. Es waren 16 Aemter über Finanzgegenstände, sechs obere, zwölf untere Gerichte. Nun wird der Schultheiß von dem Fürsten ernannt; zum Bürgermeister und andern Aemtern drei vom Senat vorgeschlagen. Die Schöffenbank ist aufgehoben (der Senat hat mit dem Justizwesen, ihrer ersten Bestimmung, nichts mehr zu thun); es sind der Senatoren jetzt 14. Die dritte Bank, über Innungs- und Gewerbe-Sachen, hat einen Director, 12 Rathsherren. Die geheime Rathsdeputation über Staatssachen und auswärtige Geschäfte hört auf, weil diese Sorge der Fürst auf sich genommen. Alle Obergerichte sind in das Schöffenappellationsgericht zusammengezogen; die niedern Instanzen sind Stadt- und Land-Gericht. Wer die Wachsamkeit, Mühe, Kunst und Kraft bedenkt, womit eine Stadt ihre Selbstständigkeit in rauhen Zeiten erwarb, und auch gegen die neuere Politik lang behauptete, indeß jeder Bürger einen freiern höhern Sinn, als gewöhnlich unterthane Leute, erhielt, und Fleiß, Flor und Handel oft bewunderungswürdig stieg, wird eine Stadtverfassung, so vieler Tugenden Mutter und Uebung, nie ohne Rührung untergehen sehen. Aber wenn das Gebot unwiderstehlicher Nothwendigkeit es durchaus will, so ist viel Trost, einen Fürsten zu bekommen, der das Althergebrachte mit schonender Hand nicht wegreißt, sondern bessert, und besonders bedacht ist, den Muth, das Selbstbewußtseyn, nicht zu schwächen, weder die alten Vorsteher, noch die Bürger

herabzuwürdigen, und sie dadurch desto besser an sich zu gewöhnen, daß er nicht verschmäht, auch sich zu gewöhnen an sie. Wer sich der grausamen Hand eines Plusmachers oder eines theoretischen Phantasten hingibt, wird sich selbst so viel als ihr schaden, und früh den Grund legen zu eigenem Verfall. Hierauf, S. 31—48, wird erzählt, wie der Fürst von Thurn und Taxis, von Bayern, Baden, Würzburg, seither auch andern Mitgliedern des Rheinbundes das Erbthronlehen der Landpostmeisterei erhielt. In der That, wenn jeder Stand seine eigene Post halten wollte, so würde eine solche Verwirrung entstehen, daß in Folge der allgemeinen Stimme des commercirenden Europa sie sie alle verlieren, und dieser, seiner Natur nach, zum gemeinen Wesen gehörige Artikel einzig der Disposition des Bundestages anheimgegeben werden würde. In der folgenden Abhandlung (S. 49—64) wird mit größter Deutlichkeit bewiesen, daß nach dem Texte des Bundes Art. 27 die Domänen der Mediatisirten der ordentlichen Steuer nicht unterworfen sind. Bei S. 52 müssen wir bemerken, daß die ehemalige Uebung von Kurmainz eben die ist, welche hier bezweckt wird: ordentlicher Schätzung waren die Domänen nicht unterworfen; Beiträge wurden vom Hofkammerzahlamt nach dem Willen des über sein Gut verfügenden Fürsten geleistet. Eben weil Fürsten aus mehr als Einem Grunde solche Dispositionen gut finden mögen, werden die Domänen der Mediatisirten im Bunde nicht ihren, mit welchen sie schalten mögen, sondern den Gütern der Prinzen vom Hause assimilirt, über die meistens Verträge sind. Außerordentliche Steuern wurden auch zu Mainz von den Domänen mitgetragen. Es ist gleichwohl einige genauere Bestimmung durch den Bundestag

wünschbar; wir halten die Denkungsart jetzt regierender Bundesfürsten für die edelste; für die Nachfolger kann keiner bürgen. Deren einer könnte mit den zwei oder drei Prinzen vom Hause sich über allerlei vereinigen, wodurch diese nicht litten, aber die assimilirten Domänen in sehr ergiebiges Mitleid gezogen würden. Steuerfreiheiten, auch der privilegirtesten, werden durchgehends aufgehoben, und um so eher würden sie es, wenn der Streich zugleich die Mediatisirten beträfe; daher besser seyn würde, deutlich zu sagen, daß diese zu ordinärer Steuer nichts oder wie wenig sie zu geben hätten.

Der sehr gute Aufsatz von Beruhigung der Landsassen (wir möchten es auf alle Classen ausdehnen) in Souverainetätslanden, S. 65 — 81, hat uns mit traurigen Gefühlen erfüllt. Es gibt also Schriftsteller, die den vollendeten Despotismus als Charakter der neuen Verfassung angeben (S. 67 f.); selbst biedern Männern scheint der Umsturz aller alten Freiheiten und Rechte Befugniß des Souveräns (S. 69); diese so leicht mißbrauchte Ungebundenheit der Macht wird ihm und seinen Behörden (wenn sie etwa zu schüchtern wären!) vordocirt. Man reizt zu versuchen; den Allvermögenden wird in die Ohren geschrien, daß sie es sind. Der Nation wird so recht laut gesagt, wohin sie gediehen. Es bleibt hierüber nichts zu sagen, als daß gewisse ewige Wahrheiten ihre sie nie verlassende Nemesis haben, daß Phalaris den glühenden Ochsen zuerst am Verfertiger versuchte, und Linguet nicht gern in der Bastille saß, deren Lobrede er gemacht. Im Uebrigen schlägt unser Verfasser sehr wohl Compromißgerichte vor (S. 80); wir fügen bei, daß von diesen an das Bundesgericht Appellation offen seyn müßte. Am 12 Januar

1807 ist die Organisation des Verwaltungsrathes in Augsburg (zwei Bürgermeister, sieben ordentliche, zur Zeit noch drei überzählige Räthe mit artigen Besoldungen) definitiv geordnet worden, (S. 81 — 89). Aus der G. H. Hessischen Zeitung erscheint ein denkwürdiger Bericht von dem, im Ganzen guten Gang des Recrutenzuges, der sich fügenden Renitenz einiger (übel belehrten) Gemeinden, und von den, durch falsche Gerüchte (sehr wahr) veranlaßten Desertionen. Wir wünschen den väterlichen Ermahnungen die vollkommenste Wirkung. Was ist für die Herstellung deutscher Nation mehr zu wünschen, als daß sie militärischen Geist fasse (ohne welchen kein Pergament einer Nation etwas sichert, und mit welchem eine Nation vor Trotz und Hohn sicher ist)? Wo soll dieser sich besser ausbilden, als im Heere des größten aller Feldherren? Dieses zu hindern, ist am Vaterland selbst Verrätherei. Ueber die Vertheilung des Truppencontingentes von 4000 Mann unter acht Souveräns des Rheinischen Bundes werden S. 93—97 Bemerkungen gemacht, welche zeigen, wie weit man in dem Lieblingsgeschäfte unserer Staatsleute, den Bevölkerungstabellen, doch noch zurück ist. Es möchte in der Volksmenge dieser kleinen Länder zwischen der Angabe und Wahrheit ein Unterschied von mehr als 140,000 Menschen seyn. Im Uebrigen hoffen wir, daß für Städte keine Befreiung statt finden werde. Wenn das Militär gehoben werden soll, so muß einerseits die knechtische Behandlung, die es vor Fremden zum Gespötte macht, abgeschafft, anderseits aber der gebildetere Mittelstand beigezogen werden. Diese Mischung trägt sehr viel bei, demselben einen Anstrich, ja wahrhafte Cultur zu geben. Wir haben unter den Franzosen oft bemerkt,

wie gut es wirkte, wenn des Landmanns Natursohn mit Cameraden von Erziehung beisammen diente. Besonders wichtig ist S. 97—106 die nähere Entwicklung der oben angezeigten Ideen über das Bundesgericht. Vor der Hand würde in Wetzlar aus den Trümmern des R. K. Gerichtes ein ähnliches, unter zwei Bundesrichtern, in zwei Senaten, aus vierzehn Assessoren, bestehendes vors erste hergestellt; wie nachmals zu wählen, zu unterhalten, wird weiter gezeigt. Unter mancherlei Ideen ist diese wegen Leichtigkeit der Ausführung empfehlenswerth. Der Recensent ist aus Abgang persönlicher Kenntniß nicht im Stande zu entscheiden, ob unter den wirklich noch unangestellten K. G. Assessoren vierzehn sind, welche das Alter, die Geistesgewandtheit, so die ganz neue Ordnung erfordert, und das zur Würde des neuen Tribunals nöthige persönliche Ansehen besitzen; er wünscht nicht, einen ausgeschlossen zu sehen, der diese Eigenschaften vereinige, aber daß zufällige Kommlichkeit hier nicht entscheide: es kömmt zu viel darauf an, daß das deutsche Nationalgericht gleich anfangs in dem ehrwürdigsten Glanz erscheine. Bei dem großen Lobe des R. K. G. S. 99, welches jeder Deutsche mit Rührung unterschreiben wird, ist auch die Rückseite der Medaille nicht zu vergessen. Woher die vielen Beschwerden, bei Visitationen und in allen über die Reichsverfassung frei geschriebenen Büchern? Warum die zahllosen, unausgemachten Händel alle an sich unentscheidbar? Was für ein Styl war üblich? Es wäre nicht zu wünschen, daß die alten Mängel hinübergenommen würden. Sollten vierzehn Richter auch allem genug seyn? Zögerung unter den jetzigen Umständen wäre nicht viel besser. als Weigerung der Justiz. Im Uebrigen ist sehr zu wünschen, daß mehrere Vorschläge erscheinen und ge=

genau geprüft werden, um die Ideen ganz reif an den Bundestag zu bringen. Großherzoglich badisches Edict über die Verhältnisse der Mediatisirten, Karlsruhe, 20 März 1807. Beweis, daß im Nassauischen bereits vor der Souveränetät gesetzlich in dubio contra fiscum entschieden wurde, S. 121. Man wird überhaupt in den Landesgesetzen vieler deutscher Staaten schöne liberale Grundsätze entdecken, wenn die ungeheuren Sammlungen, wie bei gegenwärtiger Epoche wohl geschehen sollte, revidirt, und das Brauchbare aus dem barbarischen Geschäftsstyl in die Muttersprache übersetzt wird. Ein Wort zu seiner Zeit von dem Braunfelsischen Secretär Hrn. Dörr (S. 124), über die Pflicht rheinischer Souveräns, die Behandlung der submittirten Stände nicht so ganz ihren Commissarien und nachgesetzten Stellen Preis zu geben, sondern selbst, persönlich, mit angestammtem Fürstensinn und humaner Schonung der gefallenen Größe, an Bestimmung dieser Verhältnisse Theil zu nehmen. Welcher einigermaßen fein fühlende Mensch wird es nicht wünschen? Und es ist ein Compliment, welchem das Benehmen des Souveräns hoffentlich Ehre machen wird. Es wird auch wohl gezeigt, daß der Protector durch das bekannte Schreiben an den Fürsten Primas dem Recht nicht habe entsagen wollen, Submittirte gegen bundswidrige Anmaßungen zu schützen. Es ist in der That schwer zu glauben, daß der großen Rolle,

Parcere subjectis et debellare superbos,

Kaiser Napoleon jemals auszuweichen gedenke. S. 133 wird ein Rescript an Vasallen, im Lande zu wohnen, mit Recht für die Aeußerung eines Wunsches genommen, indem aus mehreren solchen Verordnungen verschiedener Fürsten eine unbeschreibliche Verlegenheit entstehen müßte. Selbst

halbe Seelen, dergleichen wir oben gesehen, würden zur Erfüllung nicht hinreichen. Wie wenn man die bisher häufige Aenderung der Vertheilungen dazu nimmt! Beitritt der Fürsten von Schwarzburg, S. 135: das Contingent 650. Dabei eine sehr gute kurze Statistik des Landes. Des Fürsten Primas rühmliche Sorgfalt für die Gläubiger und in Gehalt stehenden Diener des vormaligen Kur- und Oberrheinischen Kreises. Interessante Classification der nach der Bundesacte den Submittirten bleibenden Rechte, S. 145. Beitritt von Waldeck; Contingent 400. Unentschieden ist allerdings, ob die Landstände künftig auch noch Theilnehmer oder doch Rathgeber seyn werden. Die Gesetzgebung hat den wesentlichen Punkt von gesetzmäßiger Theilnahme des Volks (ohne den zwar eine Herrschaft, nicht aber eine Verfassung seyn kann, und jene auf so lang das Eisen übermächtig ist, und nicht auf jene Dauer, deren Grund im allgemeinen Willen liegt) noch zur Zeit nicht beachtet. Im Uebrigen habe Waldeck nicht 34, sondern 20 Quadratmeilen, vierzig, nicht zwei und siebenzigtausend Seelen (außer Pyrmont, von 2 Qm. 4500 M.). Schreiben Sr. Hoheit des Fürsten Primas über den Unterhalt der reichskammer-gerichtlichen Personen (das Datum fehlt); väterlich, haushälterisch, aber vollkommen billig; mit Versprechen jährlicher öffentlicher Rechnung. Wohl allen, deren Schiffchen im verwüstenden Sturm an die Küste geworfen ward, wo dieß schützende Gestirn den Einfluß seiner Obhut übt! S. 174 f. Probe eines Despotismus, welcher sich vor allem Recht hinter die Macht seiner Willkür verschließt. „Der Deutsche wird sich so leicht nicht an „blinden Gehorsam gewöhnen (S. 174). Das Ge- „fühl des freien Mannes wird in der Maße reger,

„in der es eingeengt werden soll; der Mensch er„kennt seine Würde am fühlbarsten, wenn er ihre „Einbuße gewahr wird.“

Die fortgesetzte Vergleichung der Verfassung Frankfurt, wie sie war und ist (im achten Hefte S. 177—201), bestätiget unser obiges Urtheil über die gütige Weisheit, welche nichts nahm, nichts aufhob, als was von selbst aufhörte, und in allem die Stadt und die Geschäfte, keine Eitelkeit, keinen Privatvortheil, im Auge hatte. Da zu weitläuftig wäre, das Umständliche auszuziehen, so verweisen wir auf die wohlgeschriebene Abhandlung Hrn. Geh. Legationsraths von Rieff in Regensburg (sofort nach Erscheinung der Bundesacte nach der damals allgemeinen Stimme und Erwartung abgefaßte) Gedanken über die neuen Verhältnisse der Mediatisirten (S. 201—235). Nicht bloß an des Kaisers Stelle (das muß man zugeben) traten die Souveräns; nach dem Sinne der Institution bedurfte diese eine den Kaisern längst entzogene Macht; aber gesetzlich sollte sie seyn: gegen willkürliche Gewalt will der Protector die Schwachen schirmen (203). Es ist also sehr wünschbar, daß, wo in der Acte etwas zu allgemein, zu unbestimmt, oder, nach dem Sinne verschiedener Sprachen zweideutig wäre, von dem Bundestag authentisch bestimmt werde. Es wird gezeigt, wie schlichter Sprachgebrauch und Gewohnheit an die alten Rechtsausdrücke hierin vorangehen, und die authentische Interpretation erleichtere. Der Vorschlag S. 205, die Mediatisirten zu den Ersten der Landstände zu machen, würde nach der Form zu modificiren seyn, welche in jedem Lande das repräsentirende Corps bekommen dürfte. An Recht würde es nicht fehlen: die Natur und gar mancherlei Bedürfnisse empfehlen solche Anstalten. Nur dürfen die Mediati-

sirten sich nicht beigehen lassen, weder ein stetes Oppositionscorps zu machen, noch hier von anderen durch eigenthümliche Vorzüge sich zu unterscheiden. In der vollen Kraft einer neuen Verfassung würde man dem zu begegnen wissen. Daß Oestreich in Burgauer Insassenlanden die Aushebung von Recruten den Herrschaften überließ (215), ist nachahmungswürdig; die Eigenschaften (Alter, Größe) waren vorgeschrieben, und jeder kennt am besten den Hausstand seines Ländchens. S. 221 wird Rückgabe der Güter gewünscht, welche vormals Oestreich unter dem Titel *du droit d'épaves* einzog. Die Anwendung dieses Rechts auf jenen Gegenstand war, unseres Erachtens, ganz unstatthaft, und um so ungerechter, da, wie alle, so auch diese Prätension, wenn sie ja reell gewesen wäre, durch den Frieden abgethan war. Wir sahen damals ungern, den Entschädigten das Zugetheilte, oft ihr ganzes oder hauptsächlichstes Gut, durch eine veralterte Formel schmälern, und wundern uns nicht, daß dieses Heimfallsrecht von Kaiser Napoleon *monstrueux* genannt worden ist. Das ganze Entschädigungswerk wurde dadurch eludirt. Uebrigens ist *droit d'épaves* fehlerhaft, und hat einen ganz andern Sinn; es sollte geschrieben seyn *droit des paffes* (Pfaffenrecht; aus Deutschland her). Bei Anlaß der Steuerfreiheit (S. 228) wiederholen wir, daß, allem Streit und Trug vorzubeugen, eine andere Bestimmung als der Prinzen vom Hause oder der Privilegirtesten gefunden werden sollte; Hr. von Rieff ist auch dieser Meinung. Daß Mediatisirte nicht sollten in auswärtige (nur nicht feindliche) Dienste treten, ist zwecklos, nachdem sie keine unabhängige Würde, wie Souveräns, zu behaupten haben, und bei so mancher Schmälerung jedes ehrenhafte Mittel, ihr Glück zu bauen, ihnen billig offen bleibt.

S. 237: G. H. Baden: über die Religiosen aufgehobener Klöster, 22 Mai 1807. Wir haben uns gewundert, daß sie §. 3 „gesetzmäßig erworbenes Eigenthum nur „lebenslänglich „zu ihrer Nothdurft sollen benutzen," jedoch §. 4 „im Tode darüber disponiren können." Von einer so weisen Regierung fürchten wir keinen Mißbrauch, aber was verpflichtete den erreligiösen Erben eines reichen Vetters das Zugefallene eben nur nach Nothdurft zu benutzen? Und wenn ein gelehrter Benedictiner mit Herausgabe diplomatischer Sammlungen, oder anderer wissenschaftlicher Werke einige tausend Thaler vor sich brächte, warum ihn darüber nicht ganz frei, auch schenkungsweise an einen jungen Freund, verfügen lassen? S. 238. Statistische Uebersicht des Oberfürstenthums Hessen: 99¾ Quadratmeilen; für jede 2489 Seelen. Das Stolbergische Königstein (um nur zu zeigen, was unser Tabellenwerk bedeutet) wurde zu 4300 Seelen gerechnet; es finden sich 6340 (fast jede dritte Seele hatten die Zähler übersehen): hingegen bei Wittgenstein sah man wie im Rausche drei für zwei: 20,000 statt 13,664. S. 246: von Wetzlar noch immer traurige Nachrichten; bei allem Eifer des vortrefflichen Fürsten, welcher diese gerechte Sache aufs wärmste besorgt, bei den würdigen Erklärungen von Sachsen, Würzburg, Kaunitz-Rittberg, war man doch nur bis 15 August gedeckt, und abermals auf Palliative reducirt. Wir wiederholen die Meinung, daß die ganze Summe des Bedarfs, nach Abzug aller noch vorhandenen Quellen, dem Bund und anderen altdeutschen Mächten öffentlich vorgelegt, und von jeder die Erklärung begehrt werden sollte, auf wie viel man von ihr rechnen könne; diese Summe würde halbjährig bezahlt, und so wie ein Mitgenießer abgeht, aufs nächste Quar-

tal *pro rata* vermindert. Es gibt wohl kein kürzeres Mittel, um einmal aus dieser Sache zu kommen; Menschlichkeit und Ehre sprechen dafür. Indeß siehe S. 253 ein weises und billiges Provisorium des Fürsten Primas. S. 257, ein sehr musterhaftes großherzoglich badisches Edict über die Kirchenverfassung, in den geläutertsten Begriffen, gerecht, schonend, klug, nachahmungswürdigst. S. 286: Sendschreiben, in Ausdrücken und ganz nach der biedern alten Art Friedrich Karls von Moser, an die Herren Zintel und (ungern finden wir auch diesen Namen!) von Brauer. Hierüber haben wir nicht viel zu sagen. Es ist an das allgemeine Rechtsgefühl in jeder Brust, es ist an die Humanität, welche uns von Bestien unterscheidet, remittirt. Freilich ist schauderlich, 59 Jahre nach dem *Esprit des lois*, 1849 nach *Cicero de officiis*, mitten in der Christenheit, vor den Augen der gesitteten Welt, allem, was die Edelsten und Einfältigsten in sich fühlen, so offenbar Hohn sprechen zu hören. Aber wie lange ist's, daß Linguet wider das Brod schrieb? Und wie Viele haben die Evidenz bezweifelt? So kann ja auch irgend ein Professor der von Aristophanes beschriebenen Wissenschaft, aus schlecht gut, und weiß aus schwarz zu machen, einmal wieder seine Künste zeigen; er soll uns weder die Erfahrung der Jahrhunderte aus dem Gedächtniß, noch den Blick auf die schönsten Staaten Osteuropens und Asiens aus den Augen escamotiren. Lange haben wir geschwiegen, in Hoffnung des Aufschlusses, daß das Buch prüfender Spott war; zum Ernst schweigen, hieße das Heiligste verrathen. S. 295: Uebersicht alles in den G. H. Hessischen Landen bisher Verfügten. Ohne Zweifel um darüber Urtheile zu hören; diese werden größtentheils höchst beifällig seyn: doch bei Nro. 11 würden wir

das Verbot, ohne souveräne Dispensation in fremde Dienste zu gehen, auf Mediatisirte nicht ausgedehnt haben. Nicht alle Souveräns werden in Ewigkeit ohne ihre Launen, ihren Eigensinn, seyn: von dem also soll abhängen, ob der gewesene Reichsfürst auch über seine oder seines Sohnes Person dahin disponiren könne, dem gütigen Ruf eines verwandten oder freundschaftlichen Königs oder Kaisers in seine Dienste zu folgen! Der Souverän hat seinen Kopf darauf gesetzt, er soll nicht; der unglückliche Reichsmitstand soll nun einmal seine Jugendkraft in Müßiggang und Mangel ruhmlos verschlummern. Der Souverän will's. Er unterwirft sich, gehorcht, läßt sein Geschlecht bei Hause, kann nur selbst nicht sich unterthan sehen, wo er Herr war — so plötzlich — und es existirt vielleicht Privatgroll: aber nein, er klebt an dem Schollen. Ist das Souveränetätsrecht? Wir nähmen es nicht so. Aufgefallen ist auch Nro. 17, daß der Souverän sich die Gewalt benimmt, Ausländer, wenn auch besser, ehrwürdiger, vernünftiger, als die im Lande sich eben findenden, zu einem Pfarrdienst oder einer Schule zu befördern. Was wären die größten, glänzendsten Städte, wenn das immer so hätte seyn müssen? Wie? Keine Erneuerung, nie! und warum? Kann man sich nicht offene Hände behalten? Wir vermuthen einen Druckfehler. S. 300: Ueber die Frage wegen Entschädigung der R. K. Gerichts-Advocaten und Procuratoren, ob sie rechtsbegründet und auch auf solche Fonds anzuweisen, welche zu Bestreitung der fixirten Gehalte bestimmt waren. Eigentlich Beweis, daß wenn die Nation die Mitglieder und Agenten ihres obersten Gerichtshofs zum Hungertod bestimmt haben sollte, dieser bei den Procuratoren aufangen müßte. Ein überhaupt so unedler, als unnöthiger Streit. Immer war

noch von augenblicklicher vorübergehender Aushülfe die Rede; niemand zweifelt an der Nothwendigkeit eines, auf das Absterben aller dieser würdigen Männer hinreichenden Auskunftsmittels; niemand hat ernstlich gedacht, eine Classe zu drücken; das Aergerniß von Animositäten im Augenblicke des Scheidens wäre lieber vermieden geblieben.

Das neunte Heft beginnt mit betrachtungswürdigen Bemerkungen über verschiedene Punkte des Rheinbundes. S. 337—390: Die Mängel, durch welche die alte Reichsverfassung ihre Auflösung herbeigeführt, und verdient hat, werden berührt (und hätten leicht viel weiter detaillirt werden können). Von der ersten Acte der neuen hätte man, da sie nur mit Fürsten es zu thun hat, gleichwohl auch für die Unterthanen ein Trostwort gewünscht (wodurch solch ein Staatsrecht, wie Hrn. Zintels, im Keim erstickt worden wäre. Man hat aber die Fürsten damit ehren wollen, daß ihr erstes Werk dieses nothwendigste seyn, und sie die Begründung der neuen Macht auf die Gemüther vor allem Andern suchen werden). Deutschlands Friede (daß er nicht weiter durch die damals bestehenden Verhältnisse in Kriege wider Frankreich verwickelt würde), die Isolirung von diesen Verhältnissen, war der erste, ein pur politischer Zweck, wobei von der neuen Einrichtung nur das Unentbehrlichste, nicht das von selbst sich Verstehende, erwähnt ward; die Ausbildung bleibt ruhiger Ueberlegung ausgesetzt. Wie nöthig diese ist, um vielen Mißverstand zu heben, und um das Gebäude zu vollenden, zeigt sich auf allen Seiten. Der Bundestag ist der vornehmlich integrirende Theil; er ist des Gewölbes Schlußstein; er der Vater und Herr, ohne den der ganze Zweck verfehlt ist, indem, nach Verschiedenheit der Zeiten, einzelne wiederum verschiedenen

Mächten sich anschließen, wiederum das Vaterland zerreißen, abermals die Gränze beunruhigen könnten; ohne ihn sind Aufruhre, Familienfehden, Auflösungen denkbar; man spricht vom Rheinbund, und hat sein Haupt, mit allvereinigendem Willen, noch nicht gesehen. Die Begriffe, welche nach dem Zweck und Sinne der Bundesacte die beschränkte, aber schöne, hohe und, wenn man Herz hat, wohlthuende Souveränetät constituiren, werden von S. 359 aus einander gesetzt. „Was der Eine und „Andere gewollt haben, merkt man, aber darauf „kömmt es an, was alle gewollt, und was der „Protector gestattet hat." Wie sollte der Staat Gefahr laufen, wenn der Mediatisirte — die Hammerwerke forttreibt, und den Mastpfenning bezieht, wie seit Jahrhunderten! Unter den vernünftigen Vorstellungen wird den Souveräns und Mediatisirten Ausgleichung empfohlen (die aber vom Bundestage ratificirt werden, und in allen Bundesstaaten, wo möglich, die gleiche seyn müßte. Jenes, um sie vor künftiger Willkür zu schützen; dieses, weil die Tendenz überhaupt seyn sollte, aus den vielen Staaten Ein Vaterland zu bilden), daß aber, wenn man sich nicht ausgleicht, hierin wenigstens nicht die nachgesetzten Stellen der Souveräns richten können, wird klar gezeigt. Bei diesem Anlaß werden die sklavischen Grundsätze gerügt, wodurch hin und wieder öffentliche Lehrer den Sinn aufkeimender Geschäftsmänner verdrehen: solche Leute leben mit ihren Träumen; die Folgen haben sie nicht gesehen, und von Geschichte und Welt wissen sie nichts. Darauf haben Journale zu achten, daß man sie nicht ungebrandmarkt ihr Wesen treiben lasse. S. 391 — 436: Die Friedensschlüsse von Tilsit, mit einer historischen Einleitung, und statistischen Erläuterungen, so bündig man sie von dem Herausgeber ge-

wohnt ist. S. 437: Königl. würtembergische Resolution: verschiedene Bestimmungen in Betreff meistens des Ceremoniells der Mediatisirten. S. 439| abermals eine Classification der Souveränetätsrechte. S. 445: frohe Acte der Wiedereinsetzung des Herzogs von Coburg. S. 447: Anhalt, Schwarzburg, Lippe, Reuß und Waldeck im Rheinbund. Contingent von Anhalt 500, Lippe 650, Reuß 400; die übrigen hatten wir schon. S. 449: daß Waldeck nie ein hessencasselsches, sondern ein Gesammtlehen des hessischen Hauses war.

Wir machen auf die Abhandlung S. 451 über das zu erwartende Fundamentalstatut jeden Deutschen aufmerksam. Ruhe und Sicherheit ist unstreitig der Zweck; unstreitig ein mächtiger Protector nothwendig. (Dieser fehlte der schweizerischen Eidgenossenschaft; und nur eine charakteristische Mäßigung, eine gewisse Gleichheit und Friedensliebe, die zwischen monarchischen Regierungen selten ist, nächst der geographischen und politischen Lage, erhielt sie bis auf den Zeitpunkt, wo sie eines solchen Hauptes durchaus bedurft hätte. Machte nicht Holland gleiche Erfahrungen?) Die Bestimmung der Frage, wie es mit dem Protectorat in Zukunft seyn soll, und welche Rechte ihm zuzugestehen wären, wird nun von dem Protector, dem Stifter und Haupte der neuen Verfassung selbst, abhängen. Gemeiniglich pflegen die Zeiten solche Dinge zu machen: es ist eben so wenig zu rathen, daß die Masse mit ihrem Bildner in Discussion trete, als möglich, in die Zukunft eingreifende, auf die unbekannten Ereignisse passende, Vorkehren zu treffen. Da es dahin gediehen, daß wir offenbar uns nicht helfen können, so ist das Schicksal zu verehren, welches den Chef der großen Völkerföderation so viel Interesse für unsere Erhaltung hat nehmen lassen,

daß er unser Protector seyn will. Wer vermag zu bestimmen, wo sein Recht aufhört? Allerdings (das darf man auch jetzt sagen) kann, was dem Einzigen gestattet wird, nicht jeder Nachfolger fordern; wenn das Werk consolidirt ist, so wird es der durchgreifenden Intervention auch nicht mehr bedürfen. Aber der heutige Zeitpunkt scheint nicht der zu seyn, wo Tafeln ewiger Gesetze am schicklichsten aufzustellen wären. Er ist; das sey vor der Hand genug. In Ansehung der Primates, wie über alle Punkte, ist erlaubt, Dafürhalten, Wünsche, wie sie wohl jedem Deutschen in der Seele liegen, zu äußern; z. B. daß der Fürst Primas lang lebe, sein Nachfolger aber ihm gleich seyn möge. Ueber Krieg und Frieden mögen Formen verabredet werden, aber der Gebrauch wird von dem großen Feldherrn abhängen. Es müßte bei den größten Bestimmungen eine fast unmögliche Abstraction von dem, auf dessen Daseyn oder völligen Ersatz nicht ewig zu rechnen ist, auf Regenten, wie sie im Durchschnitte sind, gemacht werden. Wir wären der Meinung, im Fundamentalstatut, jetzt bloß die Form und Befugnisse des Bundestages in Bezug auf innere Verhältnisse festzusetzen. Das Fremde, Höhere, hat Er übernommen: was unter uns täglich vorgeht, inneres gutes Verhältniß, gemeinsame Anstalten, offenes Recht für jeden gegen jeden, ist uns gelassen. S. 460 ist die Idee eines bei dem Protector anzustellenden Bundesreferendars vorgetragen, sie verdient Ausbildung. Dem Protector müßte lieb seyn, einen der deutschen Sachen wohl kundigen und von dem Zusammenhang der Dinge unterrichteten Mann, auf den sich zu verlassen sey, bei Handen zu haben: aus drei vom Tage vorgeschlagenen würde er ihn wählen; der Fürst Primas und Präses, auch wer sonst im Bund es

gut findet, würde, jener ordentlich, andere in Fällen, ihm schreiben. In Betreff der auswärtigen Angelegenheiten S. 461 f. sind wir, meines Dafürhaltens, jetzt nicht in dem Fall, viel zu reguliren. Es existirt eine, unserer Hand entwachsene, Krise; wir haben altrömisch die Führung dem Dictator vertraut. Aber wünschbar wäre für die Zukunft, in Krieg, Frieden und Bündnissen nie anders, als in Gesammtheit einer Nation zu erscheinen. Der Einzelne verliert seine Wichtigkeit nicht; nach Masse derselben wirkt seine Stimme und zieht andere nach sich: und wie reichlich wird es ihm als Mitglied der Nation ersetzt! Unsere Augen haben es gesehen, wir haben es gefühlt und empfunden, was aus einem Gemeinwesen von lauter Köpfen (oder vielmehr Zungen) entsteht, und daß die Abneigung von Aufopferungen das Mittel zu gänzlichem Verderben ist. S. 463: über allgemeine Uebereinkünfte, wodurch Ein Vaterland würde, versteht sich, daß wir einverstanden sind: aber — ein höherer, neuer Geist muß über unsere Fürsten und ihre Cabinette kommen; selbst, persönlich, müssen sie einschreiten, die meisten Räthe, Hofmacher und Plusmacher sind solcher Ansichten unfähig. Wenn das nicht geschieht, wenn wir über nichts uns vereinigen, und um nicht aufzuhören, jeder alles zu seyn, lieber alle nichts seyn wollen, wie kann der Protector Achtung fassen? S. 464 vom Religionswesen. Es ist zu wünschen, daß, gleichwie in protestantischen Ländern für die katholische Religion gesorgt worden, so, nach dem vorleuchtenden Beispiel des Protectors, den protestantischen Confessionen gleiches in katholischen gesichert werde. Im Uebrigen halten wir das badische Edict für das trefflichste Muster. Zu S. 464: die wohlgemeinten Vorschläge zur Verbesserung des Zustandes der Juden erfor-

dern eine länger fortgesetzte Bildung, welche die Sache jeder Landesregierung seyn muß. Nach Maßgabe des Fortgangs würden die bezweckten Vortheile jedem einzeln zugewendet, ohne daß vor der Hand eine allgemeine Vorschrift rathsam seyn dürfte. S. 465: über die Verhältnisse des Bundes zu einzelnen Fürsten. Wir glauben, daß der Weg der Klage durch festzusetzende Wege jedem frei stehen soll, daß Notorietät hinreicht, auffallende Unordnungen zur Sprache zu bringen, daß aber in Ermangelung von beiden der Bund um das Innere jedes Landes sich nicht bekümmert. Ueber Staatsgrundgesetze für alle Bundesländer würde man auf dem Tag sich vereinigen; über die Angelegenheiten einzelner (und andere dem gemeinen Wesen wichtige Gegenstände) wünscht der Verfasser S. 468 f. mit Recht, daß in jedem Land ein repräsentirendes Corps gehört werde. Dieser Grundsatz ist so gemäß der allgemeinen Stimme, so analog den besten und größten Verfassungen, auch der französischen, daß zur Zufriedenheit, inneren Festigkeit und zu nothwendigem Credit seine Annahme durchaas nöthig ist. Landeigenthum gebe die meisten, aber nicht alle Repräsentanten; in vielen Ländern wird seinem Gewichte von Fleiß und Handel die Wage gehalten; Deliberationen, die das Wohl des Staates betreffen, soll der Große nicht fremd seyn; und, wo alles die sinnlichen Interessen beachtet, soll nicht auch vom Gelehrtenstand jemand für die moralische sprechen? So, hinauf von der Hütte zum Thron, zum Bundestag, zum Protector; Ein Wille zu vervollkommnenden Fortschritten; auf der anderen Seite bei Willkür, unreifes, unausführbares Gebot, Murren, Klagen, Verschwörungen, Aufruhre, Anarchie, Sklaverei, wer wollte nicht lieber hören! Wir übergehen, recht sehr empfehlend, die in dieser

Abhandlung weiter vorgebrachten Ideen; die Ausführbarkeit von den meisten zeigt vor den Augen der Welt Frankreich selbst; viele, unter Napoleon wohl nicht nöthige, wenig wirksame, Institute bestehen, weil sie für alle Zeiten sind, eben wie unsere Souveräns für kein Mißtrauen halten dürfen, wenn wir in den neuen Bau für die Zukunft erhaltende Anstalten aufzunehmen suchen.

S. 474: Untersuchung der Frage: ob die Aufnahme des Code Napoléon in den Bundesländern rathsam sey? Diese Frage wird verneint; aus Gründen, welche nicht alle gleich statthaft sind; „ungern würde der Deutsche sich nach fremden Gesetzen richten lassen.“ War Justinianus ein Deutscher? „Nicht allen Deutschen sey die Sprache geläufig.“ Wohl aber das Latein, und das Kauderwälsch unserer Canzleisprache? Wahr ist aber, 1) daß bei einer alten, weit verbreiteten Nation, welche schon tausend Jahre unter noch vorhandenen Gesetzen lebt, die jährlich in hundert Staaten, von jedem auf seine Weise, modificirt wurden, alles so genau und mannichfaltig zusammenhängend ausgemarkt worden, daß, ohne die größte Verwirrung, ein fremdes Gesetzbuch zwar aus Gefälligkeit angenommen, aber wohl unmöglich in Vollzug gesetzt werden kann; 2) daß gleichwohl der Code Napoléon durch die Einfachheit, Bestimmtheit und Kürze des Vortrags unläugbare Vorzüge hat, welche wir dem deutschen Volk in seinem Gesetzbuche wohl wünschten. Wer unter uns hat die Gesetze seines Landes gelesen, verstanden, behalten? In einer gewissen Monarchie sind seit 27 Jahren gegen sechzig Bände herausgekommen: wer will sich durcharbeiten? und weiß er nun, was gilt, und auf wie lang? Wir wollen die Verdienste des preußischen Gesetzbuchs wahrlich nicht mindern; reicht es aber hin, die wirklichen

preußischen Gesetze zu kennen? Wir wünschen eine Commission von Wenigen (wo nicht einen Auftrag an Einen), welcher das gemeine, das in den mehreren deutschen Ländern geltende Recht in die Ordnung und mit derselben Präcision des Code Napoléon sammelte, und von dem Bundestage prüfen und annehmen ließe; daß in jedem Land in Verhältniß zu diesem Buch, in derselben Manier und Kürze die Abweichungen der Provinz von jemand gesammelt, von der Regierung in Folge so einer allgemeinen Uebersicht möglichst vermindert, sodann älteren Compilationen das Ansehen genommen, und solchermaßen das Auffinden und Vergleichen uns und unseren Nachbaren, welche Verhältnisse mit uns haben, erleichtert würde; das wäre ein deutscher Code Napoléon, da er doch unter des Kaisers Protectorat erschiene.

Wir haben die Freude, nach S. 480, noch anzuführen, daß der Fürst Primas mit einem Sustentationsplan für das R. K. G. bereits hervorgetreten und dieser, wie zu eewarten, sofort von dem rechtlichen G. H. von Würzburg, ohne Zweifel seither von mehreren Fürsten mit zutraulicher Achtung aufgenommen worden. Eben so angenehm war die Durchlesung der schönen Zusicherung, die der Herzog von Sachsen-Hildburghausen seinen Landständen über ihre Erhaltung ertheilt. Verschiedene statistische Nachrichten, und aus dem Großherzogthum Hessen die Anordnung obervormundschaftlicher Behörde für die mediatisirten Familien, machen den Beschluß dieses Stücks.

87. *)

Amsterdam und Köln, P. Hammer. Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II. Mit Anmerkungen und Zusätzen. 1807. 360 und XX S. in 8.

Erstanden aus der tiefen Betäubung, welche ein unerwarteter Schlag bewirkt, ist wohl die natürliche Bewegung nach der Ursache sich umzusehen. Aufgeschreckt aus der Lust holder Träume, welche Hoffnung bis zur Sicherheit nährten, ist wohl die natürlichste Frage: wie war denn das, daß es so kommen mußte? Man möchte so niederschmetternde Zufälle nicht öfter erleben; also forsche nach den Ursachen, um sie zu vermeiden. Wer in Europa wäre hiebei ohne Interesse! da die, welche sich schwach fühlten, die allergrößte Ursache haben, die verschiedenen Seiten der Gefahr vollkommen zu kennen, und auch die ruhmreichsten Sieger hier zu lernen haben, wie schnell Macht und Ansehen in Täuschung übergeht; es handelt sich nicht von einem alten, unförmlich gewordenen, politischen Machwerk: dem Heer Friedrichs, das Europa getrotzt, welches in ganz Europa nach den Siegen in langem Frieden hochgeschätzt blieb, dem, und diesem Staat widerfuhr, was wir seit fünf Monaten sahen, und kaum glauben können; so plötzlich, daß es Menschen gibt, welche es, wie eine Tragödie, längst wieder vergessen; darum reden sie in den Tag hinein. Im Ganzen läßt sich der Zusammenhang errathen: aber ein Buch, das die Umstände zusammenstellt, ist immer sehr lehrreich. Sein Ton, seine Gerechtigkeit und Mäßigung, wird es von Carricaturen leicht unterscheiden.

*) Fragment einer Recension, die, meines Wissens, nicht vollendet, noch irgendwo gedruckt wurde. H.

Es gibt Sachen, die einer wohl nicht gern von sich gesagt haben mag, doch im Herzen anerkennt, und also nicht eben in Discussion bringen wird. Seit Mirabeau's Histoire secrète ist über den preußischen Hof Manches geschrieben worden, das, ohne die bedächtigste Sichtung, nicht verdient, in die Geschichte aufgenommen zu werden. Die boshafte Erfindungs- und Vergrößerungsgabe der zahlreichen Müßiggänger, welche durch leichtsinniges oder freches Geschwätze nicht ohne Erfolg um gute Aufnahme buhlen, hat die Quellen der Ueberlieferung hier, wie kaum irgendwo, verunreiniget. Es ist keine Zeit zu verlieren, sie noch, wo man sie beurtheilen kann, wo die Zeugen noch leben, zu benutzen. Sonst wird die Nachwelt (wozu sich viele neigen) Wunder suchen, wo der Mensch doch nur selbst im Spiele war, oder, statt wahrer, überspannte Begriffe von den Personen dieses interessanten Drama's fassen. Der Verfasser dieser Briefe, den wir nicht mit Gewißheit kennen, ist ein genau unterrichteter, freimüthiger, nicht böswilliger, noch ungerechter Mann. In der ersten Hälfte seines Buchs hat er (Kleinigkeiten ausgenommen) nichts erzählt, was nicht sowohl dem Recensenten, als vielen anderen Beobachtern der Zeiten und Personen mit eben denselben Umständen bekannt gewesen wäre. Nicht als wollte man dadurch jede Anekdote oder jeden Strich einer Charakterschilderung, als erwiesen, vidimiren: Genug, daß die Ansichten und Erzählungen in der Meinung von Unparteiischen Credit bekamen und sich darin behauptet, und in den offenliegenden Folgen gleichsam ihre Bewahrheitung finden. Es ist eben so mit dem zweiten Abschnitt über das nächstvergangene halbe Jahr. Nur ist über diese neuesten Sachen die Kritik der Zeit noch nicht wie über das ältere ergangen; es mag hier mehr als über die älteren Vorgänge zu berichtigen seyn, man hat jedoch selbst dieses als die Darstellung eines möglichst wahrheitsliebenden, gemäßig-

ten Manns anzusehen, der wohl Manches noch selbst zurücknimmt, viel mehr noch hervorbringen, und endlich ein so treues Gemälde liefern wird, als es in solchen Augenblicken irgend möglich ist. Es ist ihm auch nicht übel zu nehmen, wenn er manchmal so frei spricht, wie von Todten: wenn, wie wir hoffen, es nur Scheintod ist, so läßt sich doch nicht genug erinnern, daß dauerhaftes Wiederaufleben eine Wiedergeburt, einen neuen Geist, eine Reform, voraussetzt, wozu vornehmlich nöthig ist, die Fehler der vorigen Diät und die Ursachen so unerwarteter Uebel zu ergründen. Das ist, was dem ganzen deutschen Vaterlande, den gewesenen Freistaaten, und allen den Ministerien und Völkern zu wünschen wäre, die mehr oder weniger von ihrer Selbstständigkeit eingebüßt: anstatt wilden Zorns wider die, welche es benutzt, oder gar die, welche sie vergeblich gewarnt, sich selbst zu prüfen, in hellen Spiegeln sich selbst zu betrachten, und die elende Denkungsart, wodurch sie heruntergekommen, auf ewig abzuschwören. In einer Staatenrepublik, wie die europäische, wo der Unterschied in Civilisation und Kenntniß so ungeheuer nicht ist, wie etwa zwischen Kriegern Karls V und armen Indianern, ja kaum so groß wie zwischen Rom und den Seleuciden, läßt sich hoffen, daß dergleichen Ereignisse belehrend, eher als vernichtend, seyn werden. Das ist das größte Uebel, wenn der Mensch, um nur sich nicht wehe zu thun, um die Unbequemlichkeit innerer Vorwürfe sich zu ersparen, immer außer sich die Quelle der Begebenheit sucht. Was dem Vaterland begegnet, ist eine traurige Erfahrung, die schmerzt — wer will es übel nehmen! — aber wenn im Vaterland Gemeinsinn gewesen wäre, aber wenn man Geist und Leben über der Form nicht vergessen, wenn ein ächtes Nationalgefühl alle andern Ideen und Empfindungen zum Schweigen gebracht hätte, wäre jenes auch wohl geschehen? Das Uebel, o Mensch, kömmt nicht von dem, der

deine Schwäche sieht, sondern von dir, der du sie hast. Ein wahrlich erhebender Gedanke. Alles Große und Edle hängt von der innern Selbstreform, hängt von dem ab, was jeder sich sagt und vornimmt, von dem, was er in die Geschäftsführung, die Unterhandlungen, den Krieg, und bald jeden Beruf, mitbringt. Die Zeiten sind, wie man sie sich macht. Beobachten, wohl benutzen und wohl berechnen lassen sie sich; überstürmen nie; man muß sie erst verdienen. Im Uebrigen weiß wohl jedermann, daß zur Zeit unserer Väter (als die Erziehung noch nicht spielend war) die Schule eine rauhe Zeit gewesen; sie dünkte uns, wie dem weisen König, „nicht Freude, sondern Traurigkeit seyn:" wer sie aber benutzt hat, aus dem ist ein Mann worden.

Zurück von dieser Abschweifung, wozu die Betrachtung des vorliegenden Buchs uns geführt. — — —

Beilagen.

I.

REMARQUES
SUR
LA CONTESTATION
concernant
la date et le lieu de l'impression d'une Bible en allemand, qui a été envoyée à S. A. E. de Mayence.

. . . . . Tros Rutulusve fuat!

Depuis que l'on a perfectionné les règles du raisonnement et d'une bonne critique, il est assez commun, qu'on trouve insuffisantes les preuves, dont nos aïeux se sont contentés pour affirmer ou nier un certain fait. Mais, de ce qu'on peut dire „telle „chose n'est pas, ou, elle n'est pas vraisemblable," il n'en suit pas, que l'on soit obligé de déterminer dans l'ordre infini des possibles, le fait, qu'il faudra mettre à la place de celui, qu'on conteste. Le savant Benedictin, qui a envoyé cette Bible à S. A. E. n'a pas, il me semble, tout à fait raison, d'exiger, que ceux, qui ne peuvent croire, qu'elle ait été imprimée à Mayence avant 1462, sachent lui dire, où et quand elle l'a donc été? Je pourrois prouver, que tel ou tel, qu'on donne pour avoir inventé la poudre,

ne mérite pas cet honneur, mais je ne sais pas, qui l'a inventée.

Secondement. Le savant Benedictin, voulant prouver, que sa Bible est postérieure à celle de Guttenberg et antérieure à celle de l'an 1462, pose pour principe „qu'une édition, où l'on ne trouve pas les „fautes, qu'on remarque dans une autre, doit être „postérieure à celle-ci.“ Cette assertion paroît n'avoir un certain poids, qu'après avoir été précédée de la demonstration, que les deux éditions sont sorties de la même presse. Puis; dans le cas présent, il se peut, que le traducteur allemand ait travaillé sur un autre manuscrit, que celui, d'après lequel on a imprimé la bible latine de 1462. Car; les particularités, que le savant Benedictin remarque dans sa Bible, lui sont communes, non seulement avec d'autres éditions de la version allemande, mais avec des Bibles latines même.

Nous avons deux exemplaires de celle-là, imprimés sans lieu ni date, et approchant du caractère de nos deux exemplaires du *rationale divinorum officiorum* de *Durandus* s. l. etc. On y avoit, comme dans la Bible du savant Benedictin,

l'ordre des fameux versets 1 Joh. 5, 7 u. 8 interverti,

le terme πορνεια *) traduit d'une manière adoucissante, (Schnödigkeit).

Josue fils de Nun, à la fin du prologue de son livre, mis en parallèle avec Notre Seigneur,

deux prologues des Chroniques,

trois livres d'Esdras,

les *trois* prologues du Pseautier,

28 chapp. dans le Levitique, 17 dans Judith, 2 dans l'épitre de S. Judas, etc.,

---

*) (Apocal. 17, 4.)

et les fautes de la Bible de Guttenberg reparées dans la plupart des endroits.

Le même parallèle de Josue fils de Nun est dans nos Bibles latines S. l. des années 1481, 1483, 1489, 1495;

item, les deux prologues de Chroniques;

item, les trois livres d'Esdras (excepté dans celle de 1495).

Cependant notre édition Allemande n'est pas la sienne: le caractère des lettres est plus gros: il y a quelques figures; les intitulés des chapitres sont imprimés; elle comte les chapp. des Lamentations de Jéremie et de Sirach selon l'usage ordinaire; il n'y a rien de particulier à la fin des Actes des Apôtres.

Plus d'un indice m'empêche de croire cette édition antérieure à 1462. Donc, les singularités, qu'on trouve dans la Bible en question, n'ont pas été supprimées après l'édition des Bibles latines en 1462.

Troisièmement. L'encre de Jean Fust n'est pas plus noire, que celle, dont on s'est servi après sa mort. On n'a qu'à consulter notre S. Augustin de 1473, notre Turrecremata (expositio psalm.) de 1474 et même de 1478, le „sermo ecclesiasticus de „festo gaudioso praesentationis B. M. V.“ Et de ces mêmes années je trouve l'encre moins belle dans nos Institutions de Justinien. Il y avoit comme aujourd'hui de plus ou moins beaux exemplaires d'une même édition; et ils ont été plus ou moins bien conservés selon le lieu, qui les renfermoit: La même feuille dans nos Durandus est d'un très-beau papier dans un exemplaire, et presque jaune dans l'autre.

Le savant Benedictin veut, que nous lui disions ce que Fust a fait d'un certain papier, qu'on lui connoît, si nous ne voulons pas, qu'il s'en soit servi pour cette Bible. Et quand nous ne le saurions pas!

qu'un certain échange, que tel autre accident nous fut demeuré inconnu! J'ai vû quelques ouvrages imprimés sous la date de 1470 seqq. à Beronmunster dans l'Aargau; mais pour dire ce qu'on a fait du papier, qui est resté, des instrumens, de *Helias Helye de Lauffen* lui-même, c'est ce que je ne saurois; et le plus savant du chapitre l'ignore.

Je parois avoir pris à tâche de refuter le savant Benedictin. Dois-je l'avouer, que c'est un peu par malice? Dans sa *notice* il dit d'assez gros mots à tous les savans d'Allemagne. On reconnoît un homme plein de son sujet; il croit vivre dans le quinzième siècle. Chacun a sa manière; celle-ci ne previent pas.

Mais il est tems de dire mon avis: Je n'en ai point, dont je sois convaincu; cependant je ne veux pas me tirer d'affaire par une défaite. J'avoue donc (et cela prouvera mon impartialité) qu'il m'est inconcevable, comment feu Mr. Dieze a pû nier la ressemblance des caractères du Catholicon avec ceux de la Bible allemande. Elle m'a frappée; et le papier est le même. Je pourrois même hazarder une conjecture sur le sort, que ces caractères ont eu après la decès de Jean Fust: J'en trouve, si non les mêmes un peu usés, au moins de pareils, dans le *vocabularius ex quo* imprimé à *Eltvil* en 1469. Pendant les troubles de Mayence ou lorsqu'après la mort de Fust son ancien associé prit un ascendant, qui rendoit difficile à d'autres imprimeurs de faire fortune dans la même ville, quelqu'un de ceux qui avoient travaillé sous Fust peut avoir acheté et transporté ses instrumens.

Je n'adopte pas la remarque d'une singulière conformité du langage de cette traduction avec celui des environs de Mayence vers ce tems. Everard de Windecke, originaire de ce pays et contemporain de l'invention de l'imprimerie, n'a rien dans son style, qui

le distingue des autres écrivains de son tems; la Bible non plus, à ce qu'il me semble. Cependant il est très possible, qu'elle soit l'ouvrage des savans alors attachés à la Cour de Mayence. Ce qui me le fait penser, c'est l'esprit, qui y régnoit. Mayence étoit une des villes les plus brillantes et des plus éclairées dans l'Empire; je dirois volontiers, qu'elle étoit la plus éclairée. Il y régnoit des princes, qui sentoient la rôle, qui leur convient dans l'Eglise et dans l'Empire. On leur doit ce que dans les concordats de 1447 on a pû arracher à la ruse Italienne, aux arts de Piccolomini. Il se peut, qu'ils aient conçû l'idée, de faire lire au peuple de leur vaste diocèse la Bible en Allemand; qu'ils l'aient voulu tirer de l'asservissement aveugle au langage de Rome. Il se peut, qu'ils en aient fait faire une traduction; et c'est celle-ci peut-être; il est même vraisemblable; pour dire qu'il est *certain*, je ne suis ni assez savant, ni assez ignorant.

Mayence, ce 15 Mai, 1786.

J. Muller.

II.

Das Wörterbuch Peter Bayle und seine Fortsetzungen durch Chauffepied und Marchand, nebst Ladvocats Wörterbuch und einigen wichtigen, geographischen oder historischen Artikeln der Encyklopädie;

übersetzt, umgearbeitet, mit Anmerkungen und Artikeln herausgegeben

durch

Johannes Müller. *)

1785.

Ankündigung und Probe.

Peter Bayle's Wörterbuch ist wegen des Geists, welcher in demselben herrscht, und wegen der mannichfaltigen Gelehrsamkeit, besonders in der Geschichte der Gelehrten und in solchen Anekdoten, welche die Sitten und Gemüther merkwürdiger Männer bezeichnen, in wohlverdientem Besitz eines großen Ruhms. Ebendas-

---

*) Diese Arbeit war eine Lieblingsidee des Verfassers, auf welche er einigemal zurückkam; einmal wollte er in dieser Form eine Auswahl seiner historischen Collectaneen und Auszüge, als Anhang zu seiner Weltgeschichte herausgeben. Anm. d. H.

selbe ist wegen seiner unbehülflichen Form und wegen eines ermüdenden Ueberflusses unnützer Untersuchungen (die noch dazu seitdem von andern besser gemacht worden) im Gebrauch beschwerlich: es ist über dieses gar zu unvollständig, und Chauffepied und Marchand sind unentbehrlich zu einiger Ergänzung; zumal Prosper Marchand ist an sich wegen seiner seltenen Kenntnisse von besonderm Werth. Leider haben diese Fortsetzer die unangenehme Form des Originals beibehalten, und fehlt ihnen der Geist, welcher an diesem viele Fehler erträglich macht, weil man dem viel vergibt, welcher unsere Verstandeskräfte übt und unsere Einbildung belustiget. Endlich ist wenigen deutschen Gelehrten leicht und wenigen Lesern angenehm, diese neun oder zehn Folianten zu kaufen, und Ein Factum oft an drei Orten zu suchen, um es entweder gar nicht, oder mit vieler Mühe in einem Schwall kritischer Noten kaum aufzufinden.

Durch diese Betrachtung sind wir auf den folgenden Gedanken gekommen: erstlich das ganze Werk dieser drei Gelehrten in ein eigenes zu bringen, und mehrerer Vollständigkeit wegen, des Lavocat neuestes Dictionnaire beizufügen.

Zweitens, alle Artikel so ganz umzuarbeiten, daß, einerseits kein Gedanke, zumal des ersten Verfassers, verloren gehe, andrerseits aber, was Interessantes in den Anmerkungen ist, in den Text komme, kritische Kleinigkeiten und Streitfragen, welche durch den Lauf der Zeit ihre Erheblichkeit verloren, wegbleiben, oder doch nur in ihrem Resultat angezeigt werden: es wird aber nie auch der geringste historische Satz ohne seinen Beweis (es fehle denn im Original) hingeschrieben, hingegen unnütze Citate billig weggelassen werden. Wir behalten also Noten bei, sie enthalten aber nur Citate.

Drittens. Weil in vielen Grundsätzen der menschliche Geist unläugbare Fortschritte gethan, und hieraus

nothwendig eine andere Beurtheilungsmanier vieler Thaten, Sachen und Meinungen folgen muß, als die, welche in diesem Werk herrscht, so gedenken wir, wo es nöthig oder nützlich scheint, eigene Betrachtungen oder Anmerkungen in den Text einzurücken; er sollte nach unserer Absicht hiedurch berichtiget und gemeinnütziger oder populärer werden. Am Ende eines jeden Artikels wird sein Verfasser genannt; unsere Zusätze unterscheiden wir durch Parenthesen.

Viertens. Zu Erleichterung des Gebrauchs vieler einzelner Artikel gedenken wir Grundrisse der Geschichte und Verfassung eines jeden europäischen Staates unter dem Artikel desselben, am Ende aber die chronologische Folge aller Artikel des Werks beizufügen: jene besonders, um die verschiedenen Zeiten jedes Volks zu charakterisiren, auf daß der Ton der Gesinnungen und Sitten der einzelnen Personen daraus begreiflicher werde.

Das ganze Werk möchte vier Folianten (oder 8 Quartanten) ausmachen: der Druck soll dem von Sulzers Theorie ähnlich seyn; die deutsche Sprache soll so ganz herrschen, daß von wörtlichen Anführungen ausländischer Schriftsteller nur die auffallendsten originalsten Ausdrücke parenthesenweise zuweilen beibehalten werden sollen. Mehrere Vorzüge wollen wir dieser Arbeit lieber geben, als versprechen: letzteres würden wir mit allen gemein haben, jenes wird uns eigen seyn.

P r o b e.

A a r o n.

In der französischen Bibel, welche auf Begehren Karls des Achten gedruckt worden, [1]) deren Herausgeber versichern, sie sey ohne Zusätze und andere als die

---

[1]) 1495; it. Paris 1538. Aus Jer. de *Pours* divine mélodie, Middelb. 1644. 4.

nöthigen Weglassungen, kömmt im zweiten Buch Mose vor, diejenigen Abgötter, welche von dem Wasser getrunken, worein der Staub des Kalbes geworfen worden, haben goldene Bärte bekommen; die aber nicht gesündiget, haben es ohne Schaden getrunken. In derselben Bibel steht, wie Hur, da er den Juden keine Götter machen wollte, von ihnen zu todt gespien worden.

Im Koran [2]) wird auch angedeutet, Aaron habe dem Kalb einen Altar gebaut, als er es gehen sah und blöken hörte.

Die, welche Aaron entschuldigen, sagen dieses, [3]) oder, er habe nur das Gold in das Feuer geworfen, ein Kalb haben Aegyptier herausgezaubert, oder, [4]) er habe wollen Cherubim vorstellen.

Man weiß nicht, ob er dasselbe in eine Form gegossen, oder ob er den Klumpen zum Kalb gearbeitet, noch wie Mose Goldstaub gemacht. Franz Junius will, das Kalb sey vergoldetes Holz gewesen. [5])

Der Wunderplage, wodurch 14.700 Menschen getödtet wurden, gedenkt Josephus nicht.

Aarsens (Franz v.)

Sein Vater, Cornelius, Schreiber [1]) der Generalstaaten, sandte ihn im Gefolge des du-Plessis-Mornay nach Frankreich. Er wurde durch Oldenbarnevelt bei diesem Hof Minister, und nach dem Stillstand 1609 erhielt Aarsens bei Heinrich dem Vierten den Rang eines Ambassadors, welchen kein Holländer vor ihm gehabt: er bekam die erste Stelle nach dem Venetianischen. Dieser Mann, welchen Heinrich der Große in den Freiherrnstand erhoben, wurde von den Räthen seines Nachfolgers vor

---

[2]) Sura, XX. — [3]) Rabbi *Salomon*, ap. Corn. a Lapide, in Exod. — [4]) *Moncaei*, Aaron purgatus; um 1600. [5]) Catal. artificum. — [1]) Greffier.

den Generalstaaten als ein Feind Frankreichs angeklagt; so ganz verschieden war ihr System von den Gedanken des vorigen Königs, daß Aarsens ihnen mißfiel, weil er der Partei Oldenbarnevelt widerstritt, als dieselbe eher spanisch werden, als dem Statthalter nicht widerstehen wollte. Diese Anklage war von keinen Folgen, denn Aarsens war wegen seiner offenen Manieren, durch die er die Tiefe seines Geistes verhehlte, so beliebt, als angesehen wegen seiner Geschicklichkeit, Staatsgeheimnisse zu erkaufen: die Instructionen und Creditive pflegte er sich selber zu schreiben, [2])

Zu ihm soll Fra Paolo gesagt haben, als Aarsens 1619 als Gesandter zu Venedig war: „ich freue mich nicht wenig, den Gesandten eines Landes zu sehen, wo der Papst für den Antichrist gehalten wird.“ [3])

Als er nachmals wieder in Frankreich kam, gefiel er dem Richelieu, welcher keine Sache wider ihn hatte. Nach vielen Unterhandlungen (deren Gang er aufgezeichnet) starb er in einem guten Alter und bei einem Reichthum, dessen jährlicher Ertrag auf hunderttausend Pfund geschätzt wurde. Sein Enkel Cornelius ist jener Gubernator von Surinam, den seine eigenen Truppen in einem Auflauf 1688 umgebracht: vier Schwestern desselben folgten dem Labbadie gleich einem Apostel.

Abaris. [1])

Der Sohn Seuthes, war ein Scythe, Priester des Apollo der Hyperboreer. Es kam eine große Pest über sein Land, [2]) und als der Gott erklärte, sie könne vertrieben werden, wenn die Athenienser für die Nationen Opfer bringen, begab sich Abaris nach Griechenland. Er

---

[2]) *Wicquefort*, Tr. de l'ambassad., t. II. *Maurier*, Mém. [3]) *Pallavicini*, H. du conc. de Trente, préf. — [1]) *Strabo* L. VII. — [2]) *Harpocration*, Abaris. —

that aber diese Reise vermittelst jenes Pfeils, [3]) womit Apollo die Cyclopen schoß, als er seinen Sohn Aesculapius rächen wollte: der Gott verbarg den Pfeil unter einem Berg in Scythien; daher wurde ihm derselbe von den Winden zurückgebracht, und er gab ihn dem Abaris. Abaris trieb auch die Wahrsagerei, [4]) wie andere thaten, welche die Länder durchzogen; [5]) er heilte mit Worten [6]) die Pest, er stillte Stürme, er weissagte die Erdbeben; [7]) er machte aus Menschengebeinen das Palladium. [8]) Nachdem er von Pythagoras die griechische Weisheit vernommen, [9]) ließ er seine Weissagungen unter diesem Volk, [10]) und erneuerte auf Delos desselben alte Verwandtschaft mit seinem Stamm in dem nordischen Lande: [11]) dahin zog er in seinem Alter zurück, und weihete den Gewinn seiner Wanderung seinem Gott. [12])

Obwohl schon Herodotus [13]) dieses Manns Geschichte durch Fabeln verdunkelt gefunden, und obwohl auf die Briefe, welche dem Phalaris zugeschrieben werden, ein kritischer Schriftsteller wenig bauen darf, endlich, so wenig Eusebius und Suidas mit sich selbst übereinstimmen, scheint am wahrscheinlichsten, daß Abaris um die 54ste Olympiade gelebt haben mag: daß die Athenienser für die Nationen auch viel früher geopfert, [14]) ist kein Beweis, daß einerlei Gottesdienst oder eben dieselbe Fabel nicht mehr als Einmal wiederholt oder aus verschiedenen Zeiten erzählt worden sey.

---

[3]) *Hyginus*, Astron. poët., I. 2. — [4]) *Clem.* Stromat. [5]) *Artemidor.* L. III. — [6]) *Plato*, *Charm.* — [7]) *Jamblich.* vit. Pyth.; *Apollon. Dysc.* in admirandis. [8]) J. Fermic. Maternus. — [9]) *Porphyr. Jambl.* — [10]) Suidas. — [11]) *Diod. Sic.* L. II. c. 47. — [12]) *Jamblich.* — [13]) L. IV, c. 36. — [14]) *Suidas*, *προηροσιαν*; *Scholiast.* ad. Aristoph. Equit. —

Von einem Wunderstab wissen wir, was er für die gute und für die böse Sache vor Pharao that; von dem der Minerva,[15]) daß er des Jünglings Gestalt in die des Greisen, oder das abgelebte Alter in den Frühling der Jugend verwandelte (fast wie Circe die Menschen in Thiere, Thiere aber in die Menschengestalt); und mit welcher Macht Mercurius durch einen Stab die Sterblichen in Träume und aus dem Schlaf in den Tod senken mag. Man weiß den Stab der Brahmanen und ihren kraftvollen Ring.[16]) Es ist keiner vom Volk, der den Ritt auf den Sabbath nie erzählen gehört.

In dem fünfzigsten Jahr der Herrschaft Ludwig des Großen, Königs von Frankreich, wurde ein Mann von St. Veran in dem Dauphine, Namens Jakob Aymar,[17]) nicht allein in seiner Provinz bewundert, als der durch seine Haselruthe die Thäter eines Mordes entdeckt hatte, sondern er bewegte die Hauptstadt, als der Prinz von Condé ihn berief, um ihn zu prüfen: so daß eine unermeßliche Menge sich zu ihm drängte, um die ächten Reliquien, um den Ort gestohlenen Gutes, um die Treu ihrer Verlobten zu erfragen; Diebe eilten, das Gestohlene wieder zu bringen; es kam nicht geringe Furcht über viele vornehme Personen beiderlei Geschlechts, welche etwas zu verhehlen wünschten; Malebranche gab deutlich zu verstehen, daß er dafür halte, des Teufels Macht bekomme durch diese Wunder einen unwidersprechlichen Beweis. Die Menschen sind so beschaffen, daß die Menge das Außerordentliche begierig annimmt, und viele aus Parteisucht, oder Eigennutz, oder spottweise,

---

15) Odyss. — 16) *Philost.* vit. Apoll. — 17) *Lettres Hist.* 1693. *Merc. polit.* 1693 et 1697. *Buistière*, L. à M. l'abbé D. L. Paris 1694. — *Leibn.* in Tenzel colloq. menstr. 1694. S. auch Hist. des ouvr. des Savans, 1697 Journ. des Savans 1693.

gern zu ihrer Verblendung beitragen. Dieser Glaube an die Haselruthe nahm wenig ab, als Aymar im Palast von Condé seine Künste beschämt erklärte und sich glücklich schätzte, mit einem Geschenk des Prinzen wieder nach der Provinz zu ziehen: denn obschon Buissiere, des Prinzen Apotheker, den Hergang schriftlich offenbarte, schrieb Vallemont, besserer Untersuchungen würdig, ernsthaft über die Haselruthe, und blieb die Meinung ihrer Kraft im Dauphiné unbezweifelt. Also ist uns der Grad guten Glaubens, mit welchem Abaris empfangen wurde, noch nicht fremd.

Daß dieser von seinem Pfeil gelebt, scheint eine allegorische Vorstellung des wenig bedürftigen Lebens, welchem genug war, was in Wald und Luft ein Pfeil zu erreichen vermochte.

Abbeville.

Diese Stadt in der Grafschaft Ponthieu, der Provinz Picardie, fünf Stunden von der See an verschiedenen Armen der Somme gelegen, soll ihren Ruhm nicht in der mißverstandenen Stelle des Geographen Strabo [1]) suchen, woraus man gefolgert, Beitannia sey eine Stadt und keine andere, als diese gewesen: es ist ein schöneres Lob, als dieses erdichtete Alter, daß Abbeville Sansons, Peter du Vals und Philippus Briet Vaterland war, Männer, welche die Geographie zu größerer Vollkommenheit bereitet, als kaum Strabo derselben geben konnte.

Auch Abbeville ist Mönchen ihren Ursprung schuldig: zur Zeit Karls des Großen hatte sich um St. Riquier's Kloster der bemauerte Flecken Centule gebildet, welcher aus dritthalbtausend Häusern bestanden haben soll, [2]) und

---

[1]) L. IV. — [2]) Urkunden, bei *Labbé*, tabl. method. de la Geogr.

und nach seinem Namen (Centule) die Zahl seiner damaligen Thürme angibt. Es baute ein Abt ein Haus und stiftete eine Propstei [3]) in der angenehmen Lage, wo Abbeville nun ist. Seiner Anstalt bediente sich König Hugo von Frankreich, der sie ihm nahm, zu einer Festung wider streifende Banden, und gab die Schirmvogtei aller Güter dieses reichen Klosters Hugo seinem Eidam. [4]) Desselben Sohn Ingelram wurde der erste Graf in Ponthieu, nachdem er den Grafen von Boulogne erschlagen und seine Wittwe geheirathet. Von derselbigen Zeit an erhob sich Abbeville über Centule und alle andern Landstädte, wurde groß durch Freiheiten, und behauptete den Ruhm, keinen Feind je in ihre Mauern aufgenommeu zu haben. [5]) Sie war (wie damals nicht viele solche Städte) zur Zeit Ludwig des XIII. von mehr als 35,000 Menschen bevölkert. [6])

A b b o t.

Georg Abbot war Sohn eines Tuchscheerers zu Guildford in Surrey. Nachdem er bis in sein siebenundvierzigstes Jahr sich durch die untern Grade kirchlicher Würden langsam erhoben, wurde er (1609 und 1610) inner vier Monaten Bischof zu Lichfield, Bischof zu London und Erzbischof zu Canterbury: [1]) Solches vermochte bei König Jakob der Graf zu Dunbar, dessen Caplan Abbot gewesen war. Seines glänzenden Glücks bediente er sich nach der Art vieler großen Prälaten, so daß er

---

3) *Sirmond.* ad epist. 36. Alex. III. — 4) *Hariulf.*, chron. hujus monast., ap. Hadr. Vales., notit. Gall., — 5) *du Val*, Tr. de la France. — 6) *Sanson*, Antiq. d'Abbeville, Paris 1636. S. auch des Barfüßer Carmeliters Br. Ignatz von S. Maria, H. généalog. des Ctes de Ponthieu, ib. 1657, Fol.

1) Athenae Oxon.

für Staatsgeschäfte mehr Eifer zeigte, als für das Lehramt; niedere Geistliche, die dem Volk näher sind, mit ernster Kirchenzucht nöthigte, exemplarisch zu seyn; in der Stadt, welche seine Armuth gesehen, einen reichen Spital stiftete, und nach damaliger Zeit vorzüglich gute Tafel hielt. Er duldete die Ausbreitung der Nonconformisten. [2]) Den Gedanken des Königs, den Kronprinzen an eine spanische Prinzessin zu verheirathen, mißbilligte er; dem Günstling des Königs, Herzogen von Bukingham, gab er sich keine Mühe zu gefallen. Wegen dieser Gesinnungen (welche die rühmlichsten sind, von denen man in seinem Leben Meldung thut) wurde er dem Hof so unangenehm, daß der Großsiegelbewahrer, Bischof zu Lincoln, ihn wegen eines zufälligen Todtschlages anklagen ließ: aber da er nach dem englischen Gesetz von seines Gleichen gerichtet wurde, war das Urtheil der Hoffnung seiner Feinde zuwider (1621). Karl der Erste aber, da er noch den Bukingham hatte, befahl ihm, sein Amt als Primas einzustellen, weil er sich weigerte, die Predigt des D. Sibthorp über den apostolischen Gehorsamsbefehl durch seinen Beifall zu bekräftigen (1627), [3]) und nach sechs Jahren starb der Erzbischof, ehe er den Anfang derjenigen Leiden gesehen, womit Karl sein Vorurtheil für den leidenden Gehorsam gebüßt.

Er ist nicht jener Georg Abbot, [4]) welcher um 1640 wider die Bischöfe geschrieben; von letzterm sind auch die Bücher wider die Brownisten, für den Sabbath, über die Psalmen und Hiob: der Erzbischof hat über sechs theologische Fragen, wider D. Hils Verfechtung des Papstthums, über Jonas, von der wahren Kirche Sichtbarkeit, eine Geographie und eine Erzählung des Blutbades in Valtelin geschrieben.

---

[2]) *Fuller*, worthies of England. — [3]) Seine Vertheidigung in Rushworth hist. collect. t. I. — [4]) Athenae Oxon. t. I.

Robert Abbot.

Robert Abbot war um zwei Jahre älter, als der Erzbischof sein Bruder; dieser war beredter und jener gelehrter und so sehr der Theologie ergeben, als der Erzbischof Staatsgeschäften; es war in Robert mehr Anmuth, sein Bruder war ernst. In Auslegung der Gnadenwahl neigte sich jener zu der Meinung Calvins; dessenungeachtet war er dem König Jakob so angenehm, daß er ihm das Hochstift Salisbury anvertraute; dieses ist unschwer zu erklären, wenn man weiß, daß Robert Abbot nicht allein die Hinrichtung des Jesuiten Garnet verfochten, sondern wider Suarez und Bellarmin die königliche Macht behauptet. [1]) Unter andern vergessenen Büchern ist sein Beweis des päpstlichen Antichristenthums damals von Scaliger mit besonderm Lob geehret worden († 1618). [2])

Abdas.

Jesdegerd, König von Persien, war den Christen gnädig, und Maruthas, ein Bischof, war in seiner Gunst. Hiedurch kam der König in den Haß der Magier; sie verbargen einst in den Tempel des heiligen Feuers einen Mann, der bei des Königs Ankunft aus der Erde hinauf schrie: Jesdegerd sey nicht würdig zu herrschen, da er glaube, ein Bischof sey der Freund Gottes. Wenigstens eben so oft machen Priester die Religion zum Werkzeug ihres Eigennutzes wider die Fürsten, als diese sich ihr zu Behauptung des Gehorsams bedienen. Doch wurde Jesdegerd nicht (wie dem König von Siam, dem Freund christlicher Missionarien, geschehen seyn soll) des Reichs beraubt. Unter der Verwal-

---

[1]) De suprema potestate regia. Lond. 1619. — [2]) Ath. Oxon. *Fuller*, l. c.

tung Wararanes, der im Reich dem Vater folgte, trug sich zu (welches der Kirchengeschichtschreiber Socrates verhehlen will), daß Abdas, ein christlicher Bischof, einen Tempel des Feuers verbrannte: zu oft ist wahr, was Karl der Neunte zu Coligny gesagt: schwache Secten flehen anfangs um Duldung, alsdann begehren sie die Gleichheit, nachmals wollen sie gebieten, und endlich ganz allein seyn. [1]) Dieses Anlasses bedienten sich die Magier, und bewogen den König zu gleicher Zerstörung der christlichen Kirchen. Dieses hätte Abdas verhindert, wenn er, nach des Königs Forderung, den Feuertempel hergestellt hätte; er schlug dieses ab, als wenn er durch den Gehorsam vor Gott strafbar würde, als wenn seine unvorsichtige Standhaftigkeit Persien vom Feuerdienst bekehren würde. Diese Gesinnungen kosteten ihm sein Leben, und brachten eine dreißigjährige Verfolgung über die persischen Christen. Sie baten den Kaiser Theodosius den jüngern, sie zu beschirmen; sie überließen hiedurch das Glück noch anderer Kirchen dem zweifelhaften Ausgang eines Kriegs, und erwarteten ihre Ruhe von dem Blutvergießen im Heer ihres Königs. Also tadelt billig der Bischof Theodoretus den unzeitigen Eifer dieses persischen Bischofs. [2])

Abderamen.

Die Araber hatten in weniger als hundert Jahren ihre Herrschaft bis an den Ganges, bis an den Tajo und in Frankreich bis an die Rhone erstreckt, als Abderamen, Statthalter des Fürsten der Gläubigen im spanischen Reich, für unziemlich hielt, bei solchem Glück ein Land jenseits der Gränze seines Fürsten zu lassen: Munuze, welchen er über Cerdagne gesetzt, und welchem der Herzog von Aquitanien seine Tochter gegeben hatte,

---

[1]) *Davila*, ad. A. 1566. — [2]) *Theodoret.*, H. E., L. V. *Socrates*, H. E., L. VII.

fiel von ihm ab; dieses hielt Abderamen für einen Anlaß, den Herzog Eudo zu unterjochen: Eudo war der größte Vasall im Reich der Merowingen; desselben Schicksal schien so mit Eudons Glück verbunden, daß der Hausmaier Karl Martell, der ihn aus Eifersucht haßte, nicht wagte, ihn zu verlassen; Karl und Eudo stellten ihre Feindschaft ein. [1]) Abderamen zog mit einem so unzählbaren Heer aus Bizcaya über das Gebirge, daß den Geschichtschreibern keine Zahl unglaublich schien; mit Weibern und Kindern [2]) zogen die Araber in das Land, als die es zu bewohnen hofften. Zuerst unterlag Munuze, so daß er sich selber den Tod gab; und Abderamen that mehr, als Alexander und Scipio, er sandte die Fürstin, Eudons Tochter, die Bewunderung der damaligen Zeit, unberührt nach Asien zu den Schönheiten des Fürsten der Gläubigen. Hierauf, in dem folgenden Jahr, durchzog die barbarische Schaar das Land Gasconien und verbrannte alle Kirchen zu Bordeaux; es ist nicht gewiß, ob die Basken durch den Schrecken oder durch die Gewalt ihrer Waffen unterworfen worden sind. Eudo, als der Araber über die Dordogne kam, hielt für schändlich zu weichen, oder hoffte zu siegen vor der Ankunft Karls: aber seine Tapferkeit machte die Niederlage nur größer. [3]) Da verwüsteten und verbrannten die Feinde mit solchem Grimme Land und Kirchen, daß das Angedenken ihrer Grausamkeit länger als neun Jahrhunderte unter dem gemeinen Volk die lauschenden Enkel in der Erzählung der Großväter erschreckt. Nachdem auch St. Hilarius Kirche zu Poitiers in Asche verwandelt worden, kam endlich die Hülfstruppe des Hausmaiers, der den Herzog nun genugsam gedemüthiget glaubte: er stieß zu des letztern hergestelltem guten Heer; [4]) dazu ließ die Unordnung der arabischen Menge ihm die

---

[1]) Regino. — [2]) *Paul Diac.*, Langob. L. VI. — [3]) Isid. Pacensis. — [4]) Roderic. Tolet. Anastas. Biblioth.

Zeit. Länger nicht, als eine Woche standen die Heere gegeneinander; das Land konnte sie nicht ertragen. An einem Sonnabend im Weinmonat geschah die große Schlacht im Feld bei Tour, worin die feste Schlachtordnung der Franken den Stoß der Araber mit vor sich hingehaltenen Schilden unerschrocken aufgehalten, und hierauf mit unwiderstehlichem Druck und Stoß die Reihen der Feinde gebrochen: da fiel Abderamen; der Statthalter von Spanien, mit ihm fand hier die Blüthe des Heers den Tod, und nach so gewaltigem Glück das Reich der Moslemin eine Gränze seines Fortgangs: denn obwohl die Araber den ganzen Tag hielten und ihre Menge noch furchtbar war, zogen sie, da das Glück wider sie war, bei Nacht aus dem Lager. Sie zogen wieder in ihr Land; Karln schien das Beste, die Feinde seines Nebenbuhlers in Ruhm und Macht nicht weiter zu verfolgen; er stellte sich, als hielte er ihren Abzug für eine List (732). [5])

Abdera.

An den fruchtbaren [1]) Ufern des Nessus, nicht weit von seiner Mündung im Lande der Thracier wurde Abdera von den Joniern angelegt: eine ältere Zeit, worin die Jungfrau [2]) dieses Namens, oder Hercules, dem hier sein Geliebter, Abderus, von den Pferden des Diomedes gefressen wurde, [3]) in diesen schönen Gefilden und Weiden eine Stadt gegründet haben, diese Zeit ist in den mythologischen Jahrhunderten. Clazomenier, unter der Anführung des Timesius, unternahmen [4])

---

5) Meistens nach *Cordemoi*, H. de France, und nach *Mezerai*.

1) *Diod. Sic.* L. XV. — 2) κορη; Schwester des Diomedes, Hievon *Solinus* L. II. Münze bei *Spanheim*, ep. ad. Beger. — 3) *Apollodor*. Bibl. L. II. *Philostr.* icon.. *Stephan.* de urbib.. Cf. *Marcian. Heracl.*; und *Ptol. Hephaest.* ap. Phot. — 4) In der 31 Olymp.

die Stiftung einer Colonie, aber sie wurden durch die Thracier vertrieben. Glücklicher war die Verpflanzung deren von Tejos, [5]) da sie vor der persischen Herrschaft aus Jonien an diese Ufer flohen. Von derselbigen Zeit an erhob sich Abdera [6]) unter allen benachbarten Städten zu besonderer Größe.

Die umliegenden Weiden waren von solchem Ueberfluß nährender Säfte, daß Pferde davon toll wurden. [7]) Die Mäuse und Frösche vervielfältigten sich durch einen unbekannten Zufall der Natur, so daß die Bürger einst in Macedonien bequemere Wohnorte suchten. [8]) Sie selbst bekamen durch die Sonnenhitze oder andere Umstände eine Reizbarkeit ihres Nervensystems, wodurch Protagoras, Democritus, Anaxarchus, Hecatäus, Nicänetus und andere berühmte Männer [9]) zu neuen Gedanken oder Vorstellungen vieler Theile der Wissenschaften besonders geschickt wurden, die Menge zu mancherlei sonderbaren oder ungereimten Einfällen [10]) eine so unselige Leichtigkeit bekam, daß der Abderitentand beinahe sprüchwörtlich genannt wurde. [11]) Es trug sich zu, bald nach jener Plage der Frösche und Mäuse, daß, [12]) als die Bürger in der Hitze des höchsten Sommers die Andromeda des Euripides von dem Schauspieler Archelaus mit vorzüglicher Wahrheit vorstellen gesehen, viele in Fieber fielen, deren Hitze ihnen keine andern Begriffe ließ, als das Gefühl oder Angedenken der Andromeda; diese declamirten sie auf den Straßen, diese sangen sie auf den Plätzen; den Fortgang dieser Krankheit (es ist nichts an=

[5]) *Herodot.* L. VII. *Strabo*, L. XIV. — [6]) *Diodor. Sic.* L. XIII. — [7]) *Plin.* L. XXV., 8. — [8]) Zur Zeit Cassanders. *Justin.* L. XV. 2. — [9]) *Steph.* l. c. — [10]) *Tatian* c. Graecos (αβδηρολογος). — [11]) *Cic.* nat. Deor. L. I. *Juvenal.* L. X. *Martial* L. X. 25. — [12]) *Lucian. d. hist. scrib.*, S. auch *Hippocr.* epidem. L. III. —

steckender, als die Begeisterung) hemmte ein kalter Winter.

In dieser Stadt soll jährlich eine Person den Göttern verlobt und alsdann von dem Volke gesteiniget worden seyn. [13])

Der Prätor Hortensius plünderte Abdera, der Senat aber [14]) beschirmte sie bei der Freiheit, als Rom noch lieber eroberte, als herrschte, und Ruhm dem Reichthum vorzog. Der Greis in dem abderitischen Wappen ist, wie der Pegasus der Syracusaner und Corcyräer, eine Probe, daß die Colonien die Wappen der Mutterstädte hatten, Abdera von Tejos, wie jene von Corinthus. [15])

A b d i a s.

Wolfgang Cazius, Arzt und Geschichtschreiber Kaiser Ferdinands, fand im Jahre 1551 in einer Höhle des Landes Krain das Buch von dem apostolischen Kampf, welches Abdias, angeblich von den Aposteln geweihter Bischof zu Babylon, geschrieben haben soll, und worin Schriftsteller wenigstens der zweiten Hälfte des andern Jahrhunderts angeführt werden: von einem Eutropius, meldete Julius der Afrikaner, sey es aus dem hebräischen griechisch, wie von ihm latein übersetzt worden. Zuerst wurde dieser Abdias 1557 zu Basel herausgegeben, und selbst von Bellarmin anfangs für wahr gehalten. Er ist von Paul dem Vierten verworfen worden; die Katholischen [1]) und Protestanten [2]) streiten sich um die geringe Ehre, wer zuerst in ihm den Betrüger bemerkt.

---

[13]) *Ovid.* Ibis, 494. — [14]) *Livius,* L. XLIII. — [15]) *Spanheim,* l. c.

[1]) *Labbé*, *Scriptt.* Eccles., t. I. — [2]) *Verger.* Idolum Lauret. 1554. *Riveti* opp., t. II.

Abdissi oder Abdyesu.

In der zweiundzwanzigsten Sitzung der Kirchenversammlung zu Trento, im Jahr 1562, hörten die Prälaten einen Brief des Cardinals da Mula, Protectors der morgenländischen Christen: Abdyesu, ein Patriarch zu Mosul über viele Nationen, von Assyrien bis in die Länder der Indianer, in der Lehre, welche von den Aposteln Thomas und Judas Thaddäus, und von Marcus derselben Schüler, durch den langen Lauf der Zeiten in fast katholischer Lauterkeit auf sie heruntergeerbt, Abdyesu sey an den Stuhl der Apostel gekommen und habe von dem heiligen Vater das Pallium empfangen; er sende der Versammlung ein Glaubensbekenntniß, [1]) er unterwerfe sich ihren Schlüssen. Diesem Bericht widersprach der Gesandte des Königs von Portugal, darin, daß gesagt wurde: die morgenländischen Bischöfe seines Herrn gehorchen diesem Patriarchat. [2])

In Gezirath, an dem Tigris, war dieser Abdyesu geboren [3]) und in den Klöstern St. Antons zu der Kenntniß einiger morgenländischen Sprachen und guter Theologie (wie sie daselbst getrieben wird) gebildet worden: das Patriarchat verwaltete er zu Mosul nach Simon Sulacha, St. Pachomius Ordens-Mönch, der sich unter Julius den III für den römischen Stuhl erklärt hatte. [4])

Nach ihm zogen die Patriarchen weiter nach Persien und verlor sich diese Verbindung. [5])

Abel.

Bei Anlaß des ersten Beispiels, da Gewalt über Unschuld gesiegt, haben die Menschen alles lieber wissen wollen, als das Mittel, diesem Unglück vorzukommen:

---

[1]) Bei *Sponde* h. a. und *O. Panvinii v. Pii* IV. — [2]) *Sarpi.* [3]) *De Thou.* — [4]) *Le Mire*, polit. Eccles. L. II. — [5]) *Le Mire*, l. c.

Also ist gemuthmaßet worden, ob die ersten Eltern sieben Stunden,[1]) vierzig Tage, oder 34 Jahre[2]) in Unschuld gelebt haben; ob sie fünfzehen Jahre den Fall betrauert, hierauf Cain und seine Schwester, und nach eben so vielen Jahren der Enthaltung Abel mit einer Schwester gezeugt,[3]) und nachmals des letztern Tod hundert Jahre hindurch im Thränenthal bei Hebron[4]) oder an dem salzigen See auf dem Colombo in Ceylan[5]) beweint; ob wirklich jeder Sohn im 50sten Jahr seine Lebensart gewählt und im hundertsten geopfert und nach dreißigjährigem Groll Cain den Abel erschlagen; ob die Menschen zur Jungfrauschaft gemacht waren, und ob der gerechte Abel in Ehelosigkeit gestorben;[6]) ob er wegen eines Weibes umgebracht worden,[7]) oder weil er wider Cain den wahren Glauben vertheidiget,[8]) und ob, nachdem, wie man sich es vorstellt,[9]) ein Feuer vom Himmel sein Opfer verzehrt, Cain sich wider ihn eines Eisens oder eines Eselskinnbackens oder seiner Zähne bedient,[10]) und ob ihm Abel widerstanden. Diese Betrachtungen haben bei dieser Geschichte die Sterblichen beschäftiget.

---

1) *Pererius* in Gen. — 2) *Corn. a Lapide*, in Gen. — 3) Offenbarung des Methodius; bei Perer. — 4) *Salian.* Annal. t. I. — 5) *Chevreau* H. univ. t. IV. — 6) a *Lapide.* — 7) *Eutych.* Ann. S. auch *Heidegg. H. Orient.* und *Selden.* de J. N. et G. — 8) Targum Hierosol. — 9) *Hieron.* quaest. Hebr. — 10) *Perer.*

III.

COMMERCE EPISTOLAIRE

ENTRE

M. DE *HALLER* ET M. *BONNET*,

depuis l'an 1753 jusqu'à la mort de Monsieur de *Haller*, 1777. *)

Après les poésies de M. de Haller il n'existe aucun ouvrage de cet illustre savant, qui soit à la fois aussi intéressant pour la majeure partie du public et autant marqué au coin du genie, que cette correspondance. On y voit toute l'étendue de ses connoissances, la pénétration de son esprit et l'énergie de son caractère. Il n'y a presque point de production litteraire, qui pendant ces 24 ans ait fixé l'attention du public, il y a peu de matières ou dans les belles lettres ou dans la politique, dans la philosophie et dans la religion, sur lesquelles on ne trouve dans ces lettres le sentiment ou quelques nouvelles idées de cet homme de génie. Ma coûtume n'est pas de distribuer des louanges, qui pourroient être soupçonnées de flatterie ou de vûes d'intérêt, et je n'aime pas davantage entrer dans des détails superflûs; l'une et l'autre considération m'empêche d'exposer,

*) Die Herausgabe dieses Briefwechsels kam nicht zu Stande, und das Manuscript liegt noch zu Genf. Die Anzeige des Daseyns dieses literarischen Schatzes interessirt vielleicht einige Gelehrte. Anm. d. H.

combien les lettres de M. Bonnet sont dignes de celles de feu son illustre ami. Je pense, qu'en retranchant ce qui ne sert ni à connoître le grand Haller, ni ses contemporains, et tout ce qui peut avoir trait aux troubles de Genève, il restera la matière de trois volumes in-quarto comme ceux du dernier recueil des oeuvres de M. Bonnet. Il m'est permis de les publier ou faire publier; j'y joindrai une préface et peut-être quelques notes pour expliquer des allusions aujourd'hui moins connuës, ou pour marquer si en de certaines choses d'autres ont été plus loin depuis M. de Haller. Celui ou ceux, qui auroient envie d'acquérir ce Manuscrit, voudront bien m'en donner avis; le premier volume est actuellement prêt, et la copie des autres ne m'arrêtera pas plus long-tems, qu'après qu'on aura imprimé celui-ci.

à la Boissière près de Genève
ce 1 Oct. 1784.

J. Muller
Conseiller de S. A. S. Msgr. le Landgrave de Hesse, etc.

combien les lettres de M. Bonnet sont dignes de celles de feu son illustre ami. Je pense, qu'en retranchant ce qui ne sert ni à connoître le grand Haller, ni ses contemporains, et tout ce qui peut avoir trait aux troubles de Genève, il restera la matière de trois volumes in-quarto comme ceux du dernier recueil des oeuvres de M. Bonnet. Il m'est permis de les publier ou faire publier; j'y joindrai une préface et peut-être quelques notes pour expliquer des allusions aujourd'hui moins connuës, ou pour marquer si en de certaines choses d'autres ont été plus loin depuis M. de Haller. Celui ou ceux, qui auroient envie d'acquérir ce Manuscrit, voudront bien m'en donner avis; le premier volume est actuellement prêt, et la copie des autres ne m'arrêtera pas plus long-tems, qu'après qu'on aura imprimé celui-ci.

à la Boissière près de Genève
ce 1 Oct. 1784.

J. Muller
Conseiller de S. A. S. Msgr. le Landgrave de Hesse, etc.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johannes <<von>>,

Johannes von Müllers sämmtliche Werke

Bd.: 27

Stuttgart, Tübingen 1834

H.misc. 219 ub-27/28

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739048-4